n. 546 12 gr

Pag: 617. Ser: E Loc: 38.

3409

Johann Jacob Rambachs,

des fürstlichen Gymnasii zu Quedlinburg Rectors,

vermischte

Abhandlungen

aus der

Geschichte und Litteratur.

Halle,

bey Christoph Peter Frank, 1771.

Wb/66/882

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Könnte ich vermuthen, daß die Abhandlungen, die meine Leser in diesem Bande finden, nicht ohne Beyfall gelesen werden würden; so sollte es mich nicht gereuen, dem Rathe einiger meiner Freunde gefolgt zu seyn, die mich aufmunterten, sie bekannt zu machen. Ich bin diesem Rathe nicht blindlings und ohne Selbstprüfung gefolgt, ohnerachtet ich überzeugt war, daß er mir mit dem besten Herzen gegeben wurde. Aber deswegen bin ich doch noch nicht ganz zufrieden. Denn ausserdem, daß der Rath unsrer Freunde nie ein Bestimmungsgrund zur Autorschaft werden muß, so ist die eigne Beurtheilung unsrer Arbeiten selten so lauter, daß sie nicht mit etwas Eigenliebe vermischt seyn sollte, die uns gegen unsre Fehler nachsichtsvoll, oft auch unfähig macht, sie zu entdecken. Bey meinen Lesern kann das nicht

statt finden. Sie urtheilen von meiner Arbeit als von der Arbeit eines Fremden, der ihnen zwar, wie ich hoffe, noch keine Ursach gegeben hat, und auch, wenn es auf sein Herz ankömmt, nicht gern geben möchte, ihm hart und unglimpflich zu begegnen, der sich aber auch um sie noch nicht hat verdient machen können, um ein mit Nachsicht oder gar mit Achtung begleitetes Urtheil zu erwarten. Was sollte sie also hindern, mich unpartheyisch zu beurtheilen, und mich freundschaftlich an die vielleicht begangnen Fehler zu erinnern, die ich zwar als Schriftsteller sorgfältig vermeiden muß, als Mensch aber nicht ganz zu vermeiden weiß.

Einige derer Abhandlungen, die ich hier dem Publico vorlege, sind schon einzeln gedruckt worden, weil mein Amt es mir zur Pflicht machte, sie bey gewissen Gelegenheiten zu schreiben; andere aber sind ganz neu ausgearbeitet worden. Den erstern habe ich die Gestalt, die sie anfänglich hatten, nicht ganz lassen können. Ich habe sie zum Theil sehr erweitert, und meiner Meinung nach verbessert. Wenigstens glaubte ich, von einigen Sachen bessere Einsichten bekommen zu haben, und darum hielt es für meine Pflicht, das Mangelhafte zu ergänzen.

Bey der Abhandlung, die die Kreuzzüge und deren Einfluß auf die Beförderung der

Künste

Künste und Wissenschaften betrift, wünschte ich die Dissertation gehabt zu haben, die der Herr Geh. Justizrath **Böhmer** zu Göttingen, de varia iurium innovatione per expeditiones cruciatas geschrieben hat. Ich habe von diesen durch die Kreuzzüge veranlaßten Veränderungen nichts gesagt; vielleicht öfnet aber die angeführte Schrift demjenigen vortrefliche Aussichten, der es unternehmen wird, den Einfluß der Kreuzzüge auf die Gelehrsamkeit noch ausführlicher darzuthun. Und ich wünsche, daß das bald geschehen möge. Denn ich höre, daß die Preisfrage, deren ich S. 151. Erwehnung gethan habe, und die hauptsächlich in Rücksicht auf die **nordischen** Kreuzzüge beantwortet werden soll, bis jezt noch unbeantwortet geblieben ist. Vielleicht erfreut uns ein gelehrter Mann bald mit einer gründlichen Untersuchung dieser Frage.

Billig hätte ich den Schriftstellern, die ich S. 176 genannt habe, noch den **Montesquieu** beyfügen sollen. Er untersucht vornemlich in seinem bekannten Buche Esprit des loix, was die Gesetze für ein Verhältniß gegen das Clima, gegen die Beschaffenheit des Erdreichs, gegen die Religion und gegen die Grundsätze haben, welche die Sitten und Gebräuche der Völker bilden *).

 Man

*) im 14ten und folgenden Capiteln, auch im 24ten Capitel des 2ten Buchs.

Man kennt den Werth dieses in vieler Absicht vortreflichen Buchs.

Da ich das, was ich von dem Einflusse des Clima auf die Denkungsart, Sitten und ganze Cultur der Menschen niedergeschrieben hatte, und von diesem allen eine Ueberzeugung zu haben glaubte; so wunderte ich mich nicht wenig, als ich in den philosophischen Untersuchungen über die Amerikaner Behauptungen fand, die, wenn sie alle so wahr wären, als sie mit Anmuth vorgetragen sind, einen ausserordentlich grossen und fast unbegreiflichen Effect des Clima darthun würden. Der Verfasser redet von der Unwissenheit der Amerikaner, die er ganz aus der Beschaffenheit ihres Clima zu erklären sucht, und so groß vorstellt, daß mich noch nicht habe überwinden können, ihm Beyfall zu geben. Er sagt unter andern *), daß auch die sorgfältigste Unterweisung der Amerikaner fast ganz fruchtlos sey, und daß sie, wenn sie ihr zwanzigstes Jahr erreicht haben, ganz aufhöre, den geringsten Nutzen zu stiften. Dieß zu erklären, fügt er hinzu, daß die Circulation ihres Geblüts gegen die Zeit ihrer Mannbarkeit abnehme, und ihrer Seele alle Thätigkeit raube. Ein Grund, der viel willkührliches zu haben scheint, und der auf

*) im 2ten Bande S. 122.

auf der einen Seite sich nicht mit den Beyspielen derer Amerikaner reimen läßt, die in- und ausserhalb Amerika mit dem besten Erfolg unterrichtet worden sind, auf der andern Seite aber zu allgemein ist. Denn gesetzt auch, daß in einigen rauhen und wüsten Gegenden von Amerika das Genie der Einwohner auch sehr rauh und unfähig wäre: giebt es denn nicht auch in Amerika Gegenden, wo der Himmel heiter, die Ausdünstungen der Erde sanft, die Aussichten reizend sind, und wo das, was vor etlichen Jahrhunderten das Clima sehr traurig machte, nach und nach durch die Cultur der Europäer gemildert worden ist? Ist es endlich wohl wahrscheinlich, daß die vielen Millionen Bewohner, die Amerika hat, ohne Ausnahme so sehr von der Natur verwahrloset seyn, und einen so geringen Anspruch auf den gemeinen Menschenverstand haben sollten? Wenn ich auch so treuherzig seyn wollte, dieß zu glauben, so widersetzten sich mir doch viele Beyspiele, die das Gegentheil beweisen. Ich will nur zwey anführen. Das erste geben mir die peruanischen Dichter, die, nach dem Exempel aller alten Nationen, die Geschichte ihres Landes in Liedern besangen, die nicht aufgeschrieben, sondern durch die Tradition fortgepflanzt wurden. Es ist bekannt,

daß Garcilasso seine Geschichte der Yncas größtentheils aus diesen alten peruanischen Gedichten genommen hat, die ihm seine Mutter, eine Prinzeßinn vom Geblüte der Yncas, in seiner Jugend beygebracht hatte. Laßt uns immerhin annehmen, daß diese Gedichte sehr mittelmäßig gewesen sind, so beweisen sie doch wenigstens so viel, daß die Peruaner nicht nur eine Sorgfalt für die Erhaltung ihrer Geschichte haben, sondern auch ohnmöglich von allen Fähigkeiten so sehr entblößt seyn können, als der vorher genannte Verfasser von allen Amerikanern zu behaupten scheint. Und was will man zu folgenden Umstande sagen, der die Geschicklichkeit und die Pracht der Peruaner zu erkennen giebt? Von Quito bis nach Cusco, welches über 200 Meilen sind, ist von den peruanischen Königen ein Weg angelegt worden, der mit Steinen gepflastert, fünf und zwanzig Schritte breit, und auf beyden Seiten mit hohen Mauern umgeben ist, längst welchen zween Flüsse fortlaufen, die mit den schönsten Bäumen besetzt sind. Am Ende jeder Tagereise sind vortrefliche, mit Lebensmitteln und Waffen, versehene Gebäude zur Bequemlichkeit der Reisenden und der durchziehenden Kriegsheere angelegt worden, zu

denen fast lauter Steine, die zehen Fuß im Quadrat haben, gebraucht worden sind *). Ich mag das nicht wiederhohlen, was von den Cannibalen **), und von so vielen amerikanischen Nationen schon oft gesagt, und nicht eben aus Reisebeschreibungen, die nicht allemal viel Glauben verdienen, geschöpft worden ist. Alles dieses anzuführen, ist meiner Absicht gar nicht gemäß. Denn ich habe nur im Vorbeygehen den falschen Gedanken des Verfassers der **philosophischen Untersuchungen** von der natürlichen Dummheit der Amerikaner bemerken wollen; einen Gedanken, den er fast zu seinem Hauptsatz gemacht zu haben scheint. Wenn ja viele amerikanische Nationen sehr unwissend sind, (und das ist nicht zu läugnen,) so möchte ich diese Unwissenheit lieber aus ihrer Faulheit, diese aus dem Mangel der die Seele erhebenden Leidenschaften, und diesen Mangel daraus erklären, weil es ihnen an allen Reizungen zur Ehrbegierde fehlt, weil das wilde Leben alles sanfte Gefühl in ihnen erstickt, und weil ihre niedrige Denkungsart sie in einer Art von Sclaverey beständig erhält, ohne ihnen deswegen alle Fähigkeiten des Geistes abzusprechen.

 Was

*) Montagne Versuche Th. 3. S. 35. Martiniere *Grand Dictionaire geographique* v. Perou, Cusco.
**) Montagne Versuche Th. 1. S. 371. u. ff.

Was der Verfasser des genannten Buchs, das immer ein sehr wichtiger Beytrag zur Geschichte des menschlichen Geschlechts bleiben wird, von dem Einflusse des Clima auf die amerikanischen Sprachen und überhaupt von der Armuth dieser Sprachen sagt, verdient mehr Beyfall. "Die amerikanischen Sprachen, sagt "er, sind so eingeschränkt und wortarm, daß man "unmöglich in denselben einen metaphysischen "Gedanken ausdrucken kann. In keiner dieser "Sprachen kann man über drey zählen; und "die Wilden, auf was für Art man sie auch "unterrichtet, lernen kaum mittelmäßig eine "europäische Mundart reden. Man kann kein "Buch nicht allein in die alonquinische oder "brasilische, sondern auch selbst in die peruanische und mexikanische Sprache übersetzen, "weil sie nicht eine hinreichende Menge Kunstwörter haben, allgemeine Begriffe auszudrucken. Dieser Wortmangel zeigt den Gedankenmangel an, und beweist, daß die Amerikaner noch in ihrer Kindheit sind *)." Ich erinnere nur eins dagegen, und das betrift die Yameos: denn so heißt der Name der Nation, von der man sagt, daß sie nur bis drey zählen könne. Das Wort, dessen sie sich bedienen, diese kleine Zahl auszudrucken, ist das grosse Wort Poettarrarorincouroac.

*) im 2ten Bande, S. 128.

Condamine in seiner Relation de la riviere des Amazones *) giebt hievon Nachricht. Ich glaube es, daß es dieser Nation an eigentlichen Worten fehlt, Zahlen auszudrucken, die grösser als drey sind; aber das kann ich mir nicht vorstellen, daß sie nicht wenigstens so viele Einheiten sollten zusammen setzen können, als sie Finger haben. Vielleicht setzen sie, um z. E. fünf auszudrucken, die Worte zusammen, welche zwey und drey bedeuten. Vielleicht machen sie es, wie die, welche die brasilische Sprache reden, von denen Condamine sagt, daß sie die portugiesische Sprache zu Hülfe nehmen, wenn sie über drey hinaus zählen wollen, und das würden sie ohne Zweifel nicht thun, wenn sie sich nicht mehr als drey Einheiten vorstellen könnten **).

Ich hätte da, wo ich von dem Einflusse des Clima rede, auch noch das bemerken können, was Robert Wood erst neuerlich in einer lehrreichen Schrift gesagt hat ***). Er behauptet, daß die vortreflichen Gegenden um Troja und in Ionien, die mit einander abwechselnden Inseln, Berge, Thäler und Flüsse

den

*) im 2ten Bande, S. 67.

**) siehe auch Goguet Untersuchungen vom Ursprunge der Gesetze und Künste, Th. 1. S. 217.

***) Essay on the original Genius of Homer, London 1769.

den Geist Homers haben entzünden helfen, und daß man die homerische Mythologie glaubhafter und das Gewebe derselben künstlicher finde, wenn man sich das Land, wo Homer lebte und schrieb, vorstellt, wo viele Berge, Wälder und Flüsse waren, die eine Veranlassung zur Erdichtung der Oreaden, Dryaden und Najaden geben konnten. Einen ähnlichen Einfluß hat das Clima in Sicilien auf die dasige bukolische Dichtkunst, und die Fruchtbarkeit von Palästina auf die hebräische Poesie gehabt, wodurch viele Gleichnisse und Vorstellungen von Kräutern, Blumen, Thieren u. s. w. in dieselbe gebracht worden sind, wie Lowth schon bemerkt hat.

Ausser den angeführten Schriftstellern, die von dem Einfluß des Himmels und der Luft auf die Bildung des Geistes gehandelt haben, findet man auch in des Ritter Chardin Beschreibung von Persien und in des Herrn von Fontenelle Abhandlung über die Alten und in der Schrift von mehr als einer Welt, sehr gute Bemerkungen, die hieher gehören.

Die Untersuchung der Ursachen von der nach und nach geschehnen Ausbildung des menschlichen Verstandes habe ich allezeit für sehr unterhaltend und lehrreich gehalten. Ich sage dies ohne die allergeringste Rücksicht auf

meine

meine davon geschriebne Abhandlung, sondern in Rücksicht auf die Sache selbst. Denn wie angenehm ist es nicht, alle vor uns gewesne Zeiten durch die Musterung gehen zu lassen? Ein grosser und verehrungswürdiger Schriftsteller sagt: Wenn man eine Nation in ihrer größten Dummheit nimmt, derselben in ihren Fortgängen folgt, und sie bis in die Zeiten begleitet, da sie gesittet worden ist; so lernt man in allen Verwandlungen den Seidenwurm erkennen, der eine Puppe und endlich ein Schmetterling geworden ist. In mancher Absicht ist diese Betrachtung demüthigend. Man sieht daraus, daß die Menschen durch viele Ungereimtheiten gehen müssen, ehe sie zu etwas Vernünftigem gelangen. Man gehe auf den Ursprung der Nationen zurück; so wird man sie anfänglich mehr oder weniger barbarisch finden. Einige sind durch einen langsamen Gang und durch viele Umwege zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit gelangt. Andre sind durch einen schnellen Flug dazu gekommen. Alle aber haben verschiedne Wege gewählt, und auch die Höflichkeit, der Fleiß und alle Künste haben in den verschiednen Ländern einen Geschmack von dem Erdreiche, dahin sie verpflanzt worden sind, angenommen, den sie von dem unauslöschlichen Charakter einer jeden Nation erhalten haben.

Bey

Bey dem, was ich S. 280 von dem Zufall gesagt habe, sind mir nachher die Worte des Plato eingefallen, worin er sagt, daß alle Dinge entweder durch die Natur, oder durch den Zufall, oder durch die Kunst hervorgebracht worden. Die größten und schönsten durch die Natur und durch den Zufall; die geringern aber durch die Kunst *).

In der Abhandlung von den Minnesingern habe ich unter andern das Wort Stral durch Strahl übersetzt. Vielleicht hätte ich an dessen statt Pfeil setzen sollen. Der Zusammenhang leidet es nicht nur, sondern wenn, wie ich fast vermuthe, die Minnesinger dieses Wort von den italiänischen Dichtern, mit denen sie viel Umgang hatten, entlehnt haben, so kann es um desto mehr durch Pfeil übersetzt werden, weil in der italiänischen Sprache strale einen Pfeil bedeutet. Folgende Stelle aus dem Tasso hat mich darauf aufmerksam gemacht.

"Lo stral volo: ma con lo strale un voto
"Subito usci che vada il colpo a voto.
"Der Pfeil fliegt fort, jedoch es folgt im Augenblicke
"Der Wunsch dem Pfeile nach, daß ihm der Schuß
nicht glücke.

Dem-

*) Plato de legibus p. 665. Λέγουσι πα τινὲς ὡς πάντα ἔσι τὰ πράγματα γιγνόμενα καὶ γενόμενα τα μεν φυσει, τα δε τεχνῃ, τα δια τυχην. — — — τα μεν μεγιςα αυτων και καλλιςα απεργαζεσθαι φυσιν και τυχην, τα δε σμικροτερα τεχνην.

Demohngeachtet aber bin ich nachher auf die Vermuthung gekommen, als ob meine erste Uebersetzung richtig sey. Denn ich finde, daß die Minnesinger Pfil und Stral mit einander verbinden, und vermuthlich einen Unterschied dazwischen machen. So sagt z. E. Chuonrat von Würzburg:

Schus den *pfil* und ouch die *strale*
Du vil mangen hat verwunt.

Einige vortrefliche grammatische Anmerkungen über die Sprache der Dichter aus dem schwäbischen Zeitalter, die wegen des Verlusts vieler Wörter und ihrer wahren Bedeutungen, und wegen der unbekannt gewordnen Inflexion, Ableitung und Stellung der Wörter viele Schwierigkeiten hat, stehn im Vorberichte zu den Proben der alten schwäbischen Poesie, die Herr Bodmer herausgegeben hat.

Quedlinburg,
am 3ten April 1771.

Rambach.

Ver=

Inhalt
der in diesem
Bande enthaltnen Abhandlungen.

I. Versuch eines Beweises, daß der ausgebreitete Ruhm der Römer mehr blendend als wahr sey. S. 1 = = 55.

II. Untersuchung der Frage: ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Originalscribenten Schuld sey? S. 56 = = 88.

Anhangsweise ist die Frage untersucht worden: warum das poetische Originalgenie sich in den Zeiten, da die menschliche Gesellschaft noch sehr ungebildet war, in einer vorzüglichen Stärke gezeigt hat? S. 88 = = 101.

III. Gedanken über die Ruhmredigkeit des Cicero. S. 102 = = 121.

IV. Von der Belesenheit. S. 122 = = 144.

V. Vom Einfluß der Kreuzzüge auf die Beförderung der Künste und Wissenschaften. S. 145 = 172.

VI. Abriß einer Geschichte des menschlichen Verstandes. S. 173 = = 297.

VII. Vom Einflusse menschlicher Schwachheiten und Fehler auf die Beförderung der Reformation. S. 298 = = 312.

VIII. Von den Minnesingern. S. 313 bis zu Ende.

I.

Vermischte Abhandlungen,

aus der

Geschichte und Litteratur.

Versuch eines Beweises, daß der ausgebreitete Ruhm der Römer mehr blendend als wahr sey.

Ist es nicht Verwegenheit, eine Nation, deren Ruhm durch das fortdauernde Urtheil aller Jahrhunderte schon längst entschieden ist, in dem Besitze desselben stöhren zu wollen? Verräth es nicht wenigstens eine Neigung zum Sonderbaren, wenn man ein Volk, von dessen unsterblichen Thaten und weisheitsvollen Verfassungen so gar Kinder lallen, von seiner Höhe herabsetzen, und bis zu einer mittelmäßigen Grösse erniedrigen will? Es ist

wahr; und ich gestehe es, daß der erste Gedanke, der über die Materie, wovon ich in diesen Blättern reden will, in mir erwachte, mir selbst parador vorkam, und mich beynahe erschreckte. Aber wie? Wenn nun die günstigen Urtheile von dem Ruhme einer Nation nicht ganz gegründet wären, oder wenn man bey der Beurtheilung desselben vergessen hätte, den Character in Anschlag zu bringen, der auf die Ehre oder Schande eines Volks keinen geringen Einfluß hat: ist es alsdann auch noch Verwegenheit, wenn man den Schleier wegnimmt, den blinde Hochachtung und übertriebene Bewunderung vor die Fehler einer Nation gezogen hat? Die äusserlich glänzenden Thaten eines Volks, die blutigen Schlachten, die siegreichen Eroberungen, die prächtigen Triumphe, die es aufzuweisen hat, sind noch nicht hinlänglich, das ganze Volk darnach zu beurtheilen. Es gehört mehr dazu; und mich dünkt, man ist es sich selbst, und der Wahrheit und der Geschichte, die ein Archiv der Wahrheit ist, schuldig, durch den blendenden Schimmer grosser Thaten sich nicht bezaubern zu lassen, ohne zu untersuchen, ob diese Sonnen auch ihre Flecken haben. Wenn sich nun hie und da einige Flecken zeigen: soll man sie aus Ehrfurcht verheelen, und lieber der Wahrheit ungetreu werden, als die Mängel und Untugenden eines Volkes aufdecken? Soll man sich wider seine Ueberzeugung von dem Strome fortreissen lassen, und ein Volk darum mit brausenden Lobsprüchen überhäufen, weil alle es thun?

Ich habe bis jetzt noch keine Nation genannt; aber ich will es wagen, das, was ich gesagt habe, auf die Römer zuzueignen, ohne der Ehrfurcht Abbruch zu thun,

thun, die ich für den **römischen** Geist habe, aus dessen Fülle und Reichthum so manche ruhmvolle Thaten und grosse Werke geflossen sind. Mein Unternehmen, so kühn es auch zu seyn scheinet, bedarf vielleicht keiner Rechtfertigung. Denn die **Römer**, man betrachte sie, von welcher Seite man will, haben unstreitig grosse Fehler gehabt, die dem Lobe gar nicht entsprechen, mit dem uns manche Schriftsteller, alles was **römisch** ist, angekündiget haben. So sehr sie den mächtigsten Völkern unbezwingbar gewesen sind, so leicht haben sie sich von den Lastern überwältigen, und zu Handlungen hinreissen lassen, in denen man den edlen **Römer** verkennt.

Es ist also keine Ketzerey, den so sehr bewunderten **Römern** ihren wahren Werth zu bestimmen, und ihren Ruhm in die Gränzen zurückzuführen, über welche unsre eignen Vorurtheile ihn ausgebreitet haben. Zwar, wenn Eroberungen und eine weit ausgedehnte Herrschaft eines Volkes, der wahre Ruhm desselben, und ein sicherer Beweis von Nationaltugend wären; so würde vielleicht kein Volk mehr Anspruch darauf machen können, als die **Römer**. So wenig aber bey Privatpersonen Reichthum, Ehre und Titel ein entscheidendes Merkmal ihres vollgültigen Werths sind: so wenig findet es auch bey den **Römern** statt, ob sie gleich die Bewunderung aller Zeiten auf sich gezogen haben. Mit einem Worte, **der Ruhm der Römer ist mehr blendend als wahr**, und er beruhet mehr auf der grossen Meinung, die uns unsre Lehrer schon in unsrer Jugend von ihnen einflössen, als auf ächten und wesentlichen Verdiensten. So ungerecht kann zwar niemand seyn, daß er nicht dem kriegerischen

Verdienst der Römer sollte Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber wie unbedeutend ist nicht ihr Verdienst, wenn man sie von Seiten ihres **moralischen Characters** und ihrer **Litteratur** betrachtet? Ich will versuchen, ob ich dieses beweisen kann.

Wenn ich mir zuvörderst die ganze **Tugend** der **Römer** vorstelle; so weiß ich nicht, was ich zu ihrem Ruhme sagen soll. Wenigstens ist sie nicht aus denen Quellen geflossen, aus welchen die wahre Tugend entspringen muß. Ihr Aeusserliches blendet uns mit einem gewissen falschen Schimmer, der sie umgiebt. Sie glänzt und reißt uns bey dem ersten Anblick zur Bewunderung hin; bey einer genauern Prüfung aber verschwindet ihr Werth, weil nur sehr selten Güte des Herzens und uneigennütziges Wohlwollen der Seele einen Antheil daran gehabt hat. Daß sie keine christliche Tugend gewesen sey, das versteht sich von selbst; hievon will ich aber nicht einmal etwas sagen, weil sie bey den herrschenden Religionsbegriffen der **Römer** nicht christlich seyn konnte, und weil es unbillig seyn würde, bey ihrer Beurtheilung die Tugend der Christen zum Maasstabe anzunehmen. Ich will die römische Tugend nur so nehmen, wie sie ist, und aus den Triebfedern, von welchen sie gleichsam beseelt wurde, ihren Werth oder Unwerth herleiten.

Was waren aber diese **Triebfedern** anders, als Ruhmbegierde, Stolz, Nacheiferung und eine oft übel verstandne Liebe zum Vaterlande? Daher wetteiferten die Römer in keinen Tugenden mehr, als in der Tapferkeit, Großmuth, Freygebigkeit, und standhaften Erduldung der bittersten Schmerzen und selbst des Todes: denn alles dieses waren Mittel, sich Ehre

zu

zu erwerben, seinen Namen zu verewigen, den Beyfall des Volkes zu gewinnen, sich nach und nach zu einem grössern Ansehen aufzuschwingen, oder andere geheime Absichten zu erreichen. Man gehe alle Beyspiele der römischen Tugend durch, wovon **Valerius Maximus** fast ein ganzes Buch gesamlet hat; so wird man finden, daß sie fast alle, aus einem von diesen Bewegungsgründen herrühren. Warum schlug **Fabricius** die Schätze aus, die ihm der König **Pyrrhus** anbot, um ihn dadurch zu bestechen? Warum schickte er den Arzt zurück, der sich anheischig machte, den **Pyrrhus** zu vergiften, um ihn von einem gefährlichen Feinde zu befreyen? Beydes haben römische Schriftsteller mit den größten Lobsprüchen erhoben;*) aber beydes verdient kein Lob. Denn was für einer Ehre kann der Mensch würdig seyn, der sich durch angebotene Reichthümer nicht verleiten läßt, eine Verrätherey zu begehen, da ihn ohnedem schon alle Pflichten auffordern, kein Verräther zu werden? Was für Lob kann man einem Menschen beylegen, der eine Mordthat nicht befördert, die er allenfals, wenn er gewissenlos genug ist, befördern könnte? Hiezu kömt, daß **Fabricius** die angebotenen Schätze nicht aus edlen Gesinnungen ausschlug, sondern deswegen, weil er dem grösten Neide, dem schändlichsten Verdacht ausweichen wolte, und weil er zu einer Zeit lebte, wo die Armuth einen sichern Weg zur Ehre bahnte. Stolz war es also, der den **Fabricius** bey dieser Handlung belebte. Und mit diesem Stolze vereinigte sich Bosheit, die gemeiniglich in einer stolzen Seele wohnt. Denn er bediente sich seiner Armuth

*) **Valerius Maximus** lib. 4. c. 3.

zur Erreichung unlauterer Absichten, und unter andern dazu, daß er den Cornelius Rufinus, der zweymal Consul gewesen war, und die Ehre des Triumphs erlanget hatte, aus dem Senat stossen half, blos deswegen, weil man in seinem Hause zum Gebrauch seiner Tafel Silbergeschirr fand, das zehen Pfund wog. Verdient nun wohl Fabricius noch das Lob, womit man seine Tugend erhoben hat?

Eben so wenig lobenswürdiges finde ich in dem, was M. Curtius that.*) Dieser entschlossene Jüngling stürzte sich zu Pferde mit seiner Waffenrüstung in die tiefste Oefnung, die auf dem Markte zu Rom, vermuthlich durch ein Erdbeben entstanden war, und wovon die verschlagenen Augurs dem Volke weiß machten, daß der römische Staat dauerhaft seyn würde, wenn man in diesen Schlund das werfen würde, was die eigentliche Stärke des römischen Volks ausmachte. Von diesem Wahn verleitet, und zugleich von dem Feuer des Patriotismus ergriffen, stürzte sich Curtius in den ofnen Schlund. Was war aber die Quelle dieser heroisch scheinenden That? War es nicht Stolz, der ihn bewog, entweder sich selbst für den zu halten, auf dem die gröste Stärke des Staats beruhe, oder seiner Tapferkeit ein so grosses Gewicht beyzulegen?**) War es nicht Aberglauben, der ihn verleitete, eine mit Verabsäumung der wesentlichsten Pflichten verbundene That zu unternehmen

*) Livius lib. 7. c. 6. Valerius Maximus lib. 5. c. 4.

**) Die Römer selbst scheinen ihn deswegen getadelt zu haben. Livius sagt am angeführten Orte: Tum M. Curtium, iuvenem bello egregium, castigasse ferunt dubitantes, an ullum magis Romanorum bonum, quam arma virtusque esset.

men, und sich einzubilden, daß das Vaterland dadurch gerettet werden könne? Und zum Unglück ward auch das Vaterland nicht gerettet. Denn der Krieg, der damals mit den **Herniciern** geführt wurde, mislang. Der Consul **Genucius**, der die römische Armee anführte, ward von dem listigen Feinde umzingelt, geschlagen und getödtet.

Ich will noch einige Beyspiele anführen. Warum liessen **Paullus Aemilius** und **L. Mummius** eine dem Ansehen nach so edle Uneigennützigkeit blicken, daß jener von den erbeuteten Schätzen der **Macedonier**, und dieser von den Reichthümern des zerstörten **Corinths** sich nichts zueignete? Nicht wahr darum, um den Beyfall und das Vertrauen des Volks zu gewinnen, um eine gewisse Stärke des Geistes blicken zu lassen, um eine Tugend auszuüben, die doch die damaligen Zeiten leicht machten,*) und um der Welt stillschweigend zu sagen, daß ihre Seele grösser gewesen sey, als ihr Glück? Warum bewies **Cäsar**, nachdem er den **Pompejus** in den **pharsalischen** Gefilden überwunden hatte, so viel Sanftmuth und verschonende Freundlichkeit gegen seine größten Feinde? Geschahe es wohl deswegen, weil er den grossen Sieg über sich selbst davon getragen hatte, wie **Cicero** mit vielem Gepränge sagt?**) Schimmerte nicht vielmehr durch diese ganze Handlung das stärkste Verlangen hindurch, seinen Feinden eine gute Meinung von sich beyzubringen, um sich in dem Besitze seiner Macht zu er-

 hal-

*) **Cicero** *de officiis* lib. 2. c. 22 thut dieser beyden Männer Erwehnung, und sagt: Laus abstinentiæ non hominis est solum, sed etiam temporum illorum.

**) In der Rede pro M. Marcello.

halten? Warum schlug **Lucullus** die Gewalt und die hohe Würde aus, die ihm der Senat und das Volk zu Rom geben wollte? Etwa aus Bescheidenheit und Verläugnung irrdischer Ehre? Oder vielmehr aus Furcht, mit dem **Pompejus** an einander zu gerathen, oder durch die glänzenden Thaten dieses siegreichen Generals verdunkelt zu werden? Warum legte **Sulla** die Diktatur nieder, und begab sich des Ansehens, das er vorher mit so vielem Bürgerblute erkauft hatte? Etwa weil er aufhörte, herrschsüchtig, grausam und stolz zu seyn? Oder vielmehr, weil er das Andenken seiner verübten Grausamkeiten nach und nach entkräften, und bey der Nachwelt keinen schimpflichen und mit dem Hasse des Volks belasteten Namen haben wollte?

Alle diese Beyspiele, deren Anzahl leicht vermehrt werden könnte, beweisen, daß die glänzendesten Handlungen oft aufhören, bewunderungswürdig zu seyn, so bald man auf die Quellen zurückgeht, aus denen sie geflossen sind. Sie beweisen, daß die gepriesensten Handlungen der **Römer** gröstentheils aus Ehrgeiz, aus politischen Absichten und aus einer enthusiastischen Liebe zum Vaterlande entstanden sind, und daß ihre Virtus sich vornemlich nur auf Tapferkeit, auf Muth in drohenden Gefahren und auf Liebe zur Freyheit erstreckt hat. So ungerecht bin ich indessen nicht, daß ich diese Triebfedern der **römischen Tugend** schlechterdings verwerfen solte. Denn sie sind nicht nur den ehrbegierigen Character der **Römer** und ihrer Staatsverfassung sehr angemessen, sondern sie wurden auch durch Belohnungen, durch Ehrensäulen, durch Triumphbogen rege gemacht. Sie haben auſ-

ser

serdem eine grosse Gewalt über den Menschen, und können oft Handlungen hervorbringen, die den meisten ehrwürdig und fürtreflich scheinen. Bey dem allen aber sind sie unfähig, dem Herzen die ächte Tugend einzuprägen. Sie bestreichen höchstens nur die Einbildungskraft, und beflügeln gewisse Leidenschaften der Seele, daß sie sich in einer ungewöhnlichen Stärke zeigen, und alle Hindernisse mit Gewalt durchbrechen. — Aus diesem Gesichtspunkt muß man die meisten tugendhaften und grossen Handlungen der **Römer** betrachten; und wenn man dieses thut, so verschwindet ein grosser Theil der Bewunderung, mit welcher sie viele ansehen, und sich als nachahmungswürdige Muster vorstellen. **Montagne** sagt: „Wer nur deswegen ein ehrlicher Mann ist, und gerecht, großmüthig und liebreich handelt, damit es die Leute erfahren, und wenn sie es erfahren haben, ihn hernach desto höher schätzen mögen: wer unter keiner andern Bedingung Gutes thun will, als daß seine Tugend der Welt bekant werden soll; der ist eine Person, von der man sich nicht viel Dienste versprechen kann. Unsre Seele muß ihre Rolle nicht nur zur Schau spielen, sondern in uns selbst hineindringen, wo keine andern, als unsre eigne Augen sind.„*) Wer also von dem Schimmer der **römischen** Tugend verblendet genug ist, um sie sich als vollkommen und mustervoll vorzustellen, der schwebt fast in einem ähnlichen Irrthum, als der Graf von **Paßerani**, der in allem Ernst und mit Vorsatz den Irrthum behauptete, daß die Verfassung der **Spartaner** vollkommen gewesen sey, und daß ihr Gesetzgeber **Lycurgus** un-

*) **Montagne** Versuche Th. 2. S. 421.

sern Erlöser gleich geschätzt, oder gar vorgezogen zu werden verdiene.

Ich that vorher der **Liebe zum Vaterlande** Erwehnung, welche die Römer oft bis zum Enthusiasmus getrieben hat, und die das Feldgeschrey ihrer blutigen Kriege, und die Seele ihrer grossen Welthändel war. Man weiß es, wie sehr dieser Patriotismus gelobt und bewundert wird. Dieses Lob verdient er, so lange er in seinen Schranken bleibt, und sich in einem allgemeinen Wohlwollen ausbreitet. Und wenn er auch in eine Art von Begeisterung ausartet, ohne welche fast keine grosse Unternehmung zu Stande kommen kann *); so ist er doch immer noch lobenswürdig. Denn er ertheilt dem Volke, unter welchem er zur Paßion geworden ist, eine grosse Denkungsart, und lehrt sie, den edlen Tod zu sterben, der, wie **Abbt** fürtreflich sagt,**) sich in der Vertheidigung des Vaterlandes darbietet, der unsere Seele, gleich einer Königin aus dem Gefängnisse ruft, und sie nicht gleich einer Sclavin darin erdrosselt, der endlich mit dem Blute, das aus den Adern quillt, das ächzende Vaterland tränkt, um es wieder aufleben zu lassen. So bald aber die Vaterlandsliebe über ihre natürliche Hitze entbrennt, in Schwärmerey ausartet, und unter dem geschäftigen Eifer, die Ehre des Vaterlandes auszubreiten, heimliche böse Absichten verbirgt: so bald hört sie auf, eine von den edelsten Leidenschaften der Seele zu seyn, und verfällt in niedrige Thorheit und Grausamkeit. Und war denn wohl

*) Nemo vir magnus sine aliquo afflatu divino exstitit. Cicero de Nat. Deor. 2, 66.

**) In der kleinen, aber reichhaltigen Schrift vom Tode für das Vaterland. S. 32.

wohl der Eifer für das Vaterland bey den meisten Römern etwas andres, als eine Schwärmerey, in die sich oft böse Grundsätze und besondre Affecten mischten? Wurde er nicht dazu gebraucht, die Ausschweifungen des Ehrgeizes unter dem Scheine der Liebe für das Vaterland zu verbergen? Wurde er nicht durch die Künste der Politik häufig verdrehet, und zur Beförderung verderblicher Absichten angewendet? Man müßte in der **römischen** Geschichte sehr unerfahren seyn, und die Quellen vieler grossen Begebenheiten in derselben nicht kennen, wenn man dieses läugnen, und nicht gestehen wollte, daß der sogenannte Patriotismus der **Römer** an unzähligen Unglücke für das menschliche Geschlecht fruchtbar gewesen, und oft als eine politische Raserey bey der Eroberungssucht der Römer ausgebrochen sey. Einige Beyspiele nehme ich hievon aus, und vornehmlich die Beyspiele der **Horatier**, der **Decier**, des **Regulus** und anderer, die von edlen Grundsätzen getrieben, und von einer zärtlichen Neigung zu ihren Mitbürgern durchdrungen, ihr Leben dahingaben, um mit diesem Opfer das Glück und den Ruhm ihrer Nation zu erkaufen. Diesen Beyspielen aber kann eine Menge anderer entgegen gesetzt werden, aus denen ein regelloser und eigennütziger Eifer für das Vaterland hervorleuchtet: ein Eifer, der zu gewaltthätigen Mitteln griff, und die natürlichen Rechte anderer Staaten oft kränkte; ein Eifer, dessen sich oft die am meisten rühmten, die doch verrätherisch genug waren, sich den Staat unterwerfen zu wollen.*) Soll man nun einen solchen Patriotismus

*) Wer kann zweifeln, daß nicht Sulla, Marius und alle Partheien, die zur Zeit der Triumvirate sich unter

tismus bewundern? Soll man ihm die Lobsprüche lassen, die ihm beygelegt werden? Oder soll man ihn, wie er es verdienet, wegen seiner Unlauterkeit tadeln?

Von den Lastern der Römer, die bey der vollständigen Beurtheilung dieses bewunderten Volkes nicht vergessen werden müssen, könnte ich vielleicht sehr viel sagen. Die römische Geschichte giebt Stof hiezu an die Hand, und sie ist desto reicher daran, je mehr sie sich denen Zeiten nähert, da sich die Macht der Römer gleich einem ausgetretnen Strome, über die grösten Länder und Provinzen unaufhaltsam verbreitete. Wer kennt nicht die Tyrannen, die es unter den römischen Kaysern gegeben hat? Wer zittert nicht bey dem Namen des Nero, der, wie Tacitus sagt,*) die Tugend selbst auszurotten suchte? Wer verabscheuet nicht den Caligula, der den ungeheuren Wunsch that, daß das römische Volk einen Hals haben möchte, um ihn

ter einander aufrieben, diesen Eifer von sich werden gerühmt, und durch den süssen und unschuldigen Namen der Vaterlandsliebe ihre schuldvollen Unternehmungen beschöniget haben? Und gleichwohl, wie gefährlich für die Freyheit des Staats waren nicht die Absichten dieser Partheien? Pompejus, der auch hieher gehört, war, wie Tacitus Histor. lib. 2 c. 38 sagt, zwar versteckter, aber nicht besser. Ehrsucht und Rachbegierde hatten an seinen Unternehmungen Antheil, und hätte er über den Cäsar, dessen Genie gewiß viel grösser war, gesiegt, so würde ihn sein Sieg zu den größten Ausschweifungen verleitet haben. Denn ein schwächerer Kopf, mit grosser Gewalt versehen, wird gemeiniglich grausamer, als ein grosses Genie mit eben der Gewalt.

*) Annalium lib. XVI. cap. 21.

ihn auf einmal abhauen zu können?*). Wem diese Beyspiele zu neu, oder aus der spätern Geschichte der Römer entlehnt zu seyn scheinen, der gehe weiter zurück, und sehe da den Sulla, Marius, Catilina, Clodius, Manlius, Gracchus, Sertorius, Gabinius, Cethegus**) und viele andre Lasterhafte, die nicht damit zufrieden waren, daß sie ihren Namen durch Schandthaten befleckten, sondern die so gar Feindschaften, Empörungen, Blutvergiessen und Kriege anrichteten, welche das Vaterland würgten und tödtlich verwundeten. Von diesen Beyspielen würde sich auf die zu Rom herrschende Verdorbenheit der Sitten kein sicherer Schluß machen lassen, wenn wir sie nicht aus andern überzeugenden Proben kenten. Denn was beweisen die Gesetze, die ehedem zu Rom wider die Ueppigkeit, Schwelgerey, Wucher und Entwendung öffentlicher Gelder, wider die Blutschänder, Giftmischer, Meuchelmörder und Landesverräther gegeben worden sind, was beweisen sie anders, als daß diese Laster unter den Römern ausgeübt worden sind, und oft grosse Verwüstungen im Staate angerichtet haben. Indessen so wahr dieses alles ist, und so gewiß es den Römern nicht zur Ehre gereicht, so will ich es doch nicht als einen entscheidenden Grund gebrauchen, um daraus die Unehre und Schande der Römer zu erweisen. Dieser Beweis mögte vielleicht nicht stark und bindend genug seyn. Denn wo ist wohl je ein Staat gewesen, der nicht Bösewichter in seinem Schoosse getragen haben solte?

*) Svetonius in vita Caligulæ.

**) Cicero in den catilinarischen Reden, und in der Rede pro Milone.

sollte? Wo ist ein Volk zu finden, das nicht von dem Gifte der Laster sollte angesteckt gewesen seyn?

Corruptis animis omnes sumus, & Catilinam
Quocunque in populo videas, quocunque sub axe.

Man kann es daher den Römern nicht gerade zu zur Last legen, und sie deswegen verdammen, daß sie nicht fehlerfrey gewesen sind Aber freylich waren ihre Laster groß, und die Unthaten, die wir von einigen der Angesehensten unter ihnen wissen, verabscheuungswürdig. Und wie man dieses mit dem schönen Gemälde, das man uns von den Vorzügen, und selbst von dem moralischen Character der Römer entwerfen will, vereinigen könne, das weiß ich nicht.

Da ich einmal auf dem Wege bin, den Ungrund der Lobsprüche zu zeigen, womit Roms Söhne erhoben werden: so sey es gewagt näher hinzuzutreten, und in das Innerste ihres Characters einzudringen. Hier wird sichs zeigen, ob es Wahrheit oder Unwahrheit ist, die meine Betrachtungen leitet, und ob der glänzende Ruhm der Römer fest genug steht, um meinen Tadel vereiteln zu können.

So schwer es ist, den moralischen Character einzler Personen mit Gewißheit zu bestimmen: so schwer ist es auch, die Gemüthsart eines Volkes so zu treffen, daß man dabey nicht irre. Folgender Umstand aber kann vielleicht die Beurtheilung einer Nation erleichtern. Denn die Blödigkeit, die Verstellung, das Mistrauen und tausend andre Dinge, hinter welche sich der wahre Character einzler Personen oft so sehr verbirgt, daß er auch dem schärfsten Auge unkenntbar wird, finden bey dem Character ganzer Natio-

nen

nen nicht statt. Er tritt freyer hervor, und kann sich nicht in den gewöhnlichen Schlupfwinkeln verkriechen, um unentdeckt zu bleiben. Man kann ihn daher mit ziemlicher Gewißheit bald kennen lernen. Der Himmelsstrich, unter welchem ein Volk wohnt, die Regierungsform und innerliche Verfassung desselben, die Thaten, die es verrichtet hat, die Künste und Wissenschaften, die unter demselben blühen, alles dieses kann Anleitung geben, den Nationalcharacter zu bestimmen. Am kenntlichsten ist er aber an dem, was moralisch ist, oder an den Sitten und Handlungen der Völker. Denn was sind diese anders, als ein Spiegel, worin sich die Seele der Nation abbildet? Was anders, als ein Abdruck der edlen oder unedlen Denkungsart, des feinen oder groben Gefühls, wodurch sich ein Volk von dem andern unterscheidet? Diese Sitten selbst aber entdecken sich auf mancherley Art, und vielleicht sind die bey einer Nation herrschenden und mit Beyfall angenommenen Gebräuche die sichersten Zeugen derselben. Werde ich also wohl Unrecht thun, wenn ich einige römische Gebräuche in meinen Beweis einflechte, und sie als Zeugen aufstelle, die den ausgebreiteten Ruhm der Römer widerlegen sollen? Ohne andere Gebräuche zu berühren, will ich nur von den **Triumphen** und **Fechterspielen der Römer** reden, und ich hoffe, hieraus schon einige wichtige Folgerungen herleiten zu können.

Man braucht nur einige Kentniß von denen Grundsätzen zu haben, die das System der römischen Staatsklugheit beseelten, um die Ursachen einzusehen, weswegen die prächtigen Triumphe eingeführt wurden. Die Absicht, den Geist der Eroberung in einer be-

ständigen Geschäftigkeit zu erhalten und die Ehrbegierde anzuflammen, veranlaßte dieses stolze Schaugepränge, das mit ausschweifender Pracht begleitet war, und das in dem triumphirenden Feldherrn leicht den Schwindelgeist des Stolzes erwecken konnte.*) Aber wie unbillig, wie grausam waren nicht diese Triumphe! **Unbillig**, weil sie nicht dem bewilliget wurden, der mit heroischen Muth die Länder des Staats erhalten hatte, und mit entschlossener Seele in Gefahr und Tod gegangen war, sondern dem, der dem Staat neue Völker unterwürfig gemacht, und ihn mit neuen Ländern bereichert hatte;**) **grausam** aber, weil man dabey die Ueberwundenen in ihrem Elende verspottete, und allen Regungen der Menschlichkeit Trotz bot. Denn wie kann man mit einem fühlbaren und zärtlichen Herzen die barbarische Gewohnheit reimen, ganze Schaaren überwundener Nationen mit ihren Königen, und die Könige mit ihren Gemahlinnen und Kindern, vor dem Triumphwagen herzutreiben, sie mit Ketten zu binden, ihr Unglück durch ein öffentliches Hohngelächter zu verbittern, und sie alsdann zur Sclaverey, zum Gefängniß, oder wohl gar zum Tode zu verurtheilen? Warlich, keine edle Seele kann an diese unedle Gewohnheit ohne Unwillen denken. Kein mitleidiges Auge kann die unglückli-

chen

*) Die Römer scheinen dieses selbst besorgt zu haben. Darum muste ein Knecht, der hinten auf dem Wagen des triumphirenden Feldherrn stand, ihm bisweilen zurufen: Respice post te, hominem te esse memento. Juvenalis Sat. X. v. 41.

**) Valerius Maximus lib. 2. c. 8. n. 4. quo (iure) cautum erat, ut pro aucto imperio, non pro recuperatis, quæ Populi Romani fuissent, triumphus decerneretur.

chen Ueberwundenen in diesem rührenden Aufzuge ansehen, ohne mit ihnen eine Thräne der Menschlichkeit zu weinen. „Das Unglück hat etwas, das eine „Art von Verdienst über den Unglücklichen ausbreitet, „und unsre Aufmerksamkeit so gar von den Schandflecken der lasterhaften Charactere zurückzieht *).„ Wie wenig wußten aber die Römer dieses Verdienst zu schätzen! Wie härteten sie vielmehr ihr Gefühl gegen alles menschliche Elend ab! Es war Unglück genug für überwundne Könige, wenn sie ihre Kronen, und mit denselben Macht, Ansehen und alle Freuden verlohren; aber der unedle Stolz, der so oft ein Gefährte der Siege zu seyn pflegt, machte die Römer gegen diese gebeugten Könige unempfindlich. Perses, der Beherrscher von Macedonien, wurde von seinem Ueberwinder Paullus Aemilius nicht nur öffentlich zur Schau aufgeführt, sondern auch zu Alba in ein finstres Gefängniß geworfen, wo er kummervoll und traurig sein Leben hinseufzte. **) Gentius, ein illyrischer König, mußte mit seiner Familie und einigen

*) So sagt Fitzosborne (oder eigentlich Melmoth) in seinen Briefen S. 13. Zürich 1754.

**) Livius lib. 45 c 40. Perseus per illos dies documentum humanorum casuum fuit, in catenis ante currum victoris ducis per urbem hostium ductus. Diodor von Sicilien hat uns folgende Nachricht von der ungerechten Behandlung und von dem traurigen Schicksal des Perses gegeben, die Photius in seiner Bibliothek aufbehalten hat: „Perseus gerieth, nachdem er im Triumph war aufgeführet worden, in so grosses Elend, und erfuhr so unglaubliche Unglücksfälle, daß schwerlich etwas, welches von Heldengedichtschreibern erzählt worden, mit demjenigen, was von

Grossen seines Hofes vor dem Wagen des triumphirenden Anicius in einer mitleidenswürdigen Gestalt hergehen, und sich alsdann in die Gefangenschaft führen

von seinem Unglück glaubwürdig berichtet wird, kann verglichen werden. Und dennoch hatte er noch Lust zu leben. Ehe der Rath noch irgend etwas seiner Strafe wegen ausgemacht hatte, warf einer von den Prätors der Stadt ihn und seine Kinder ins Gefängniß. Dieses Gefängniß war ein tiefer finsterer Kerker, so groß als eine Kammer, worin höchstens neun Betten Raum haben: finster und voll von allerley Koth und Unflath, der Menge solcher Leute wegen, die um Todesverbrechen willen verurtheilet worden, welche von Zeit zu Zeit hier herein gestossen wurden: denn es wurden gemeiniglich die meisten solcher Missethäter in diesen Ort gesteckt. Und weil man Essen, Trinken, und andere Bedürfnisse, die ihnen gebracht wurden, zusammen in einen Klumpen und unordentlichen Haufen mengte, so entstand daher ein solcher Gestank, den keiner, der in die Nähe kam, zu ertragen vermochte. Hier verblieb Perseus in einem höchst jämmerlichen Zustande sieben Tage lang, so daß er die Fremdlinge im Gefängniß, die nur einen geringen Lebensunterhalt hatten, um Hülfe und um einigen Antheil an ihrer Speise bat. Diese gaben aus Mitleiden gegen diesen elenden Mann, demselben mit grosser Leutseligkeit und mit Thränen in den Augen etwas von ihrer kleinen Mahlzeit, die sie hatten, und boten ihm dabey ein Schwerdt und einen Strick an, damit er davon, welches er wollte, nach Belieben gebrauchen könnte, seinem Leben ein Ende zu machen. Allein es kommt auch den Elenden nichts so süsse vor, als das Leben, ob sie gleich inzwischen ausstehen, was dem Tode selbst gleich zu achten. Kurz, er hätte seine Tage gewiß in diesem äussersten Elende geendiget, wenn nicht Marcus Aemilius, der Vorsteher des Gerichts, aus Hochachtung

führen lassen. *) Der numidische König **Jugurtha** ward mit seinen beyden Söhnen bey dem Sieggepränge des **Marius** ein Spott des unsinnigen Pöbels. Das Volk zu Rom sahe den König mit Ketten belastet, und von Schaam und Betrübniß niedergebeugt; dennoch aber fiel es ihn auf eine barbarische Art an, riß ihm seine Ohrgehänge aus, schändete seine königliche Würde, und schleppte ihn in einen finstern Kerker, wo ihn der Hunger nach sieben Tagen tödtete.**) Wer erblickt wohl in diesen Handlungen den edlen Römer? Wer sieht darin nicht vielmehr einen von Rachbegierde entflammten Geist, und einen frevelnden Stolz, der Kronen und Scepter mit Füssen trat? Und wenn nur die angeführten Bey-

achtung gegen die Würde seiner Person, mit einigem Widerwillen den Rath seinethalben bewogen hätte, da er ihnen zu Gemüth geführet, daß sie, wenn sie sich gleich vor keinen Menschen fürchteten, doch vor der Nemesis einige Scheu und Ehrerbietung hegen sollten, die von denjenigen Rache fordern würde, welche sich ihrer Gewalt mit Stolz und Uebermuth bedieneten. Hierauf wurde er in eine gemäßigtere Gefangenschaft gebracht, und endigte, da er sich mit neuer Hofnung nährte, seine Tage den vorigen Unglücksfällen seines Lebens gemäß. Denn nachdem er zwey Jahr lang in dieser besondern Begierde zu leben zugebracht, wollten seine barbarischen Hüter, da er sich denselben misfällig gemacht, ihn nicht schlafen lassen, und also starb er.„

*) **Livius** lib. 45. c. 43.

**) Umsonst sucht man das Verhalten der Römer gegen den Jugurtha zu rechtfertigen. Er hätte, sagt man, durch List und Widersetzung die Römer nicht wider sich aufbringen sollen. Schlechter Einwurf! So gut die

spiele noch die einzigen wären! Aber wer die Triumphe des Octavius, des Julius Cäsar, des Pompejus, Lepidus, Plancus und vieler andern kennt, der kennt auch die unglücklichen Prinzen Juba Orthaces, Aristobulus, Tigranes, und die noch unglücklichere Arsinöe aus Egypten, die sich und den Glanz ihrer Würde musten in den Staub legen lassen. Ich mag die römischen Triumphe, oder vielmehr die dabey übliche Gewohnheit, die ich jetzt berührt habe, ansehen, von welcher Seite ich will; so finde ich darin Spuren einer unedlen Denkungsart. Denn es war entweder Rachbegierde, oder ein durch Siege aufgebläheter Nationalstolz, oder ein schadenfrohes Vergnügen an dem Elende der Unglücklichen, das an dieser ungesitteten Gewohnheit einen Antheil hatte. In allen diesen Fällen verriethen die Römer ein böses Herz und eine fühllose Seele. Sie beleidigten die Zärtlichkeit der Unglücklichen, die sich bey öffentlichen Beschimpfungen am meisten regt. Sie gebrauchten nicht das edle Vorrecht eines Siegers, den, der unter den Bedrängungen der Noth seufzt, durch

die Römer von keiner Unterthänigkeit etwas wissen wollten, und alle Mittel, sie von sich abzuhalten, für erlaubt hielten; so wenig ist es dem Jugurtha und andern zu verargen, wenn sie eben so dachten. Was berechtigte die Römer allein herrschen zu wollen? Und wie hätte auch wohl der kluge Jugurtha Lust bekommen sollen, sich den Römern freywillig zu unterwerfen, da er ihre erstaunlichen Fehler kannte, und auch bey Gelegenheit bezeugte? Denn als er einst von Rom abreiste, so blickte er die Stadt oft an und sagte: Rom ist feil, es wird schleunig umkommen, so bald es nur einen Käufer findet. Sallustius Bell. Jugurthin. c. 35.

durch Großmuth und mildes Wohlthun zur Freude zu erheben. Sie liessen ein durch immerwährende Kriege verhärtetes Gefühl der Menschlichkeit und eine Rachbegierde blicken, die allemal und alsdann vornemlich unedel ist, wenn der Feind schon entwafnet ist. Dies alles thaten sie, wenn man die Sache von der moralischen Seite betrachtet. — Desto richtiger waren aber vielleicht die Maximen der Staatskunst, die hiebey zum Grunde lagen? — Nichts weniger als dieses. Denn gesetzt auch, daß hiedurch die Ehrbegierde der Römer hätte gereizt werden können; so war es doch nicht nöthig, solche strenge Mittel zu wählen, die andre noch unbezwungne Völker mit Haß gegen den römischen Staat erfüllten, und sie anspornten, sich der Bothmäßigkeit einer so stolzen Nation mit vereinigten Kräften zu widersetzen. Davon will ich übrigens nichts sagen, daß der bessere Theil der Römer diese übermüthigen Triumphe mit einem edlen Unwillen verachtet habe*). Dieser Umstand würde ohnedem weiter nichts beweisen, als daß es unter den Römern Leute gegeben habe, die sich durch die zerstörenden Grundsätze der römischen Staatskunst nicht verderben liessen: und wer hat daran jemals gezweifelt?

Ich komme auf einen andern Gebrauch der Römer, an den ich nicht ohne Schaudern denken kann. Die **Fechterspiele** meine ich, diese grausamen und mit dem Blute der Ermordeten bezeichneten Spiele. Was soll man von dem Volke denken, das bey diesen traurigen Auftritten ohne Gefühl des Mitleidens bleibt, und mit einer unmenschlichen Freude sich daran ergözt, wenn sich unschuldige Sclaven mit entblöß-

*) Cicero in L. Pisonem c. 25. Philippic. XIV. c. 5.

blößten Schwerdtern anfallen, verwunden, niederhauen, und die Quaalen des Todes durch unsägliche Martern vergrössern? Wie fühllos und unbarmherzig muß das Volk seyn, das die Fechtenden nicht nur durch die stärksten Eidschwüre verpflichtete, bis aufs äusserste zu fechten, sondern auch alsdann, wenn sie kämpften durch laute Zurufungen die Wuth derselben reizte, und so gar gegen die Bitten derer taub war, die vom Fechten ermüdet und von dem wegströmenden Blute fast erschöpft, um Gnade fleheten? Ich will es nicht läugnen, daß es möglich sey, an solchen trauervollen Schauspielen und blutigen Feyerlichkeiten ein Vergnügen zu finden.*) Die Seele vergnügt sich an allem, was sie sich unter der Gestalt irgend einer Vollkommenheit vorstellt, gesetzt auch, daß diese oft eingebildete Vollkommenheit in viele traurige Nebenumstände eingehüllt seyn sollte. Es giebt daher Fälle, wo das Mitleiden die Seele des Vergnügens, und Thränen der Gipfel der Freude seyn können. Aber in allen diesen Fällen muß die Seele sanft, weichgeschaffen und zarter Empfindungen fähig seyn, wenn traurige Begebenheiten über sie eine Art von unschuldigen Vergnügen und einen süssen Schmerz ausbreiten sollen. Dieses zarte Gefühl suche ich vergeblich bey den Römern, die sich in erstaunlicher Menge zum Amphiteater hindrängen, um das Blut der Fechter fliessen zu sehen, und bey dem Anblick desselben zu jauch-

*) Posidonius sagt, daß die Celten bey ihren Mahlzeiten auch dergleichen schreckliche Gefechte angestellt haben. Κελτοὶ παρα το δεῖπνον μονομαχοῦσιν. Lipsius de gladiatoribus Tom. III. Opp. p. 490 edit. Plantinianæ.

jauchzen. *) Ich finde vielmehr in diesen blutigen Ergötzlichkeiten einen Abdruck der unempfindlichsten Härte und der zügellosesten Grausamkeit. Denn kann wohl die Grausamkeit höher steigen, als wenn sie sich an dem Tode unschuldiger Menschen weidet, und die Ermordung derselben so gar zu einem festlichen Spiele macht?

Was man zur Entschuldigung der römischen Fechterspiele anzuführen pflegt, das weiß ich sehr wohl. Man sagt, daß eine eingerißne **Geringschätzung der Sclaven**, und das Ansehen, worin bey den Römern die **Leibesübungen** standen, die zarten Empfindungen des Mitleidens von diesen fürchterlichen Spielen nach und nach verbannt haben. Man geht noch weiter und sagt, daß diese blutigen Feyerlichkeiten nöthig gewesen, den **martialischen Geist der Römer** dadurch zu nähren, und dem Volk Verachtung der drohendesten Gefahren und des bittersten Todes zu lehren. Wer sieht es aber diesen Entschuldigungen nicht an, wie schwach sie sind. **)

 Ich

*) **Cicero** in der Rede *pro Sextio:* Equidem existimo, nullum tempus esse frequentioris populi, quam illud gladiatorium, neque concionis ullius, neque vero ullorum comitiorum.

) Auch auf die **Religion beruft man sich: denn sie glaubten, daß durch das Blut der Fechter die Seelen der Verstorbenen mit den Göttern versöhnt würden. Ich verwerfe diesen Grund nicht ganz, weil man ein jedes Volk nach seinen Religionsbegriffen beurtheilen muß, gesetzt auch, daß sie falsch wären: können aber wohl aus diesem Grunde die Fechterspiele entschuldiget werden, die man blos zum Vergnügen des Volks, bey den

Ich will bey der letzten anfangen, die von den kriegerischen Gesinnungen der **Römer** hergenommen ist. Es war nöthig, diese Gesinnungen in **Rom** zu erhalten, und sie von Geschlecht auf Geschlecht, von Nachwelt auf Nachwelt fortzupflanzen. Hätten denn aber hiezu keine beßre Mittel gewählt werden können, als eben diese fürchterlichen Spiele, die wahrhaftig keinen heroischen Muth, sondern Grausamkeit und Barbarey einflößten, die von der Tapferkeit sehr unterschieden ist? Der wahre Heroismus erstickt nicht das Gefühl der Menschlichkeit, und der Held, der ohne Zittern in geharnischte Schaaren dringt, fühlt mitten unter den schreckenvollsten Auftritten den Werth des menschlichen Lebens. Die **Römer** also, die gesittet seyn wollten, und auf ihre Tapferkeit so stolz waren, entwürdigten sich durch ihre Fechterspiele, und entehrten ihren martialischen Geist, indem sie sich gegen alles zarte Gefühl verhärteten. Es war schon grausam genug, daß sie sich an ihren **Stiergefechten** weideten, und es ohne alle Regungen des Mitleidens ansehen konnten, wenn sich wilde Bestien unter einander, oder die ihnen vorgeworfenen Uebelthäter zerfleischten *). Daß sie aber so gar unschuldige

den Tafeln vornehmer Römer und bey andern Gelegenheiten anstellte, wobey jene gut gemeinte Absicht nicht statt fand.

*) So gar Pompejus, dessen Character es doch nicht an Lobrednern gefehlt hat, stellte ein solches Gefecht zwischen 18 Elephanten und einigen Verbrechern an. Seneca sagt davon: Num et *Pompeium* primum in circo elephantorum duodeviginti pugnam edidisse, commissis more proelii *noxiis hominibus*, ad ullam rem

dige Menschen zu Schlachtopfern ihres Unsinns machten, und sie sogar auf öffentliche Unkosten mästeten, um aus ihren blutreichen Körpern das Blut mit desto größrer Heftigkeit herausströmen zu sehen: das erniedrigt sie unter die ungesittesten Völker, das verdunkelt ihren glänzenden Ruhm. Wie viel besser hätten sie gethan, wenn sie durch die Betrachtung der großen Thaten ihrer Nation, durch die Vorstellung der preiswürdigen Helden, die sie aufzuweisen hatten, und durch die Uebungen, die ihnen ihre beständigen Kriege darboten, ihren Muth geschärft hätten, ohne sich durch unmenschliche Fechterspiele zum Blutdurst zu gewöhnen.

Mit dem Ansehen, worin die **Leibesübungen** bey den Römern standen, lassen sich die Fechterspiele eben so wenig entschuldigen. Denn sie gehörten zuvörderst nicht zu den eigentlichen Leibesübungen, und wenn sie auch dazu gerechnet werden könnten, so sehe ich nicht ab, was für einen Nutzen sie haben stiften können. Durch alle andre Leibesübungen sollte die römische Jugend an den Gliedern des Körpers gestärkt, zum Kriegsdienst zubereitet, an die Beschwer-lich-

rem bonam pertinet? Princeps ciuitatis, et inter antiquos principes, vt fama tradidit, *bonitatis eximiae*, memorabile putauit ſpectaculi genus, nouo more perdere homines. Depugnant? parum eſt. Lancinantur? parum eſt. Ingenti mole animalium exteruntur. *de breuitate vitae.* c. 13. Und wenn auch bey diesem Gefechte Verbrecher gebraucht worden sind, so ist es doch grausam, sie von Elephanten zerquetschen zu lassen, und das noch dazu mit Vergnügen anzusehen.

lichkeiten desselben gewöhnt, und zur Standhaftigkeit in Gefahren angewiesen werden. Dies war die Absicht, in welcher die Leibesübungen angestellt wurden. Dies war der Grund des Ansehens, worin das **Quinquertium** und die **circensischen** Spiele bey den Römern standen. Eben dieses Ansehen hatten freylich die Fechterspiele auch; aber weit gefehlt, daß bey ihnen eben die Absicht und eben der Nutzen sollte statt gefunden haben. Die Römer waren dabey nur müßige Zuschauer; sie übten dabey eben so wenig ihren Leib, als ihre Seele, die sie dadurch vielmehr abhärteten. Wie können also die Fechterspiele den Nutzen gehabt haben, den man von den Leibesübungen mit so vielem Recht erwartete? Oder wie kann man sie mit den Leibesübungen vermengen, und aus dem Ansehen derselben irgend einen Grund zu ihrer Entschuldigung hernehmen?

Auch die **Geringachtung der Sclaven** kann die Fechterspiele im geringsten nicht rechtfertigen. Wenn diese Ausflucht etwas gelten soll; so beweise man erst, daß die Geringschätzung der Sclaven erlaubt und rechtmäßig gewesen sey. Ohne diesen Beweis ist die ganze Vertheidigung ungültig. Das will ich indessen gern einräumen, daß die Verachtung der Sclaven, deren Menge erstaunlich groß war, die Fechterspiele ausgebreitet habe, so sehr ausgebreitet habe, daß sie auch in den Provinzen, Freystädten und Pflanzstädten eingeführt *), und oft viele Tage nach

*) Lipsius Saturnal. Sermon. lib. 1. c. 10. Der macedonische König Perses führte zum Schrecken derer, die dergleichen noch nie gesehen hatten, auch in Griechenland solche Fechterspiele ein. Livius lib. 41.

nach einander angestellt wurden *). Dafür aber muß man mir zugestehen, daß diese Verachtung den Grundsätzen einer gesunden Staatskunst gar nicht gemäß gewesen sey. Und warum wollte man es auch nicht zugestehen? Wurden nicht die Sclaven durch die Mishandlungen, die sie erfahren musten, mit rebellischen Gesinnungen gegen ihre grausame Herren erfüllt? Beförderten nicht die Römer selbst diesen Geist des Aufruhrs dadurch, daß sie eine unglaubliche Menge von Sclaven unterhielten? Haben sie sich nicht dadurch Empörungen und Kriege zugezogen **)? War nicht **Spartacus**, der über **Rom** ein so grosses Schrecken verbreitete, und die römischen Feldherren **Claudius** und **Vatinius** schlug, war er nicht ein zu den Fechterspielen verdammter Sclave, und bestand nicht der größte Theil seiner Armee aus Leuten dieser Art? Wenn dieses nicht beweiset, wie unweise, wie gegen alle Grundsätze einer klugen Staatskunst das Verhalten der **Römer** gegen ihre Sclaven gewesen sey, so sey alles umsonst gesagt.

Meine Betrachtung führt mich wider mein Vermuthen auf **die Staatskunst der Römer.** Sie ist unstreitig mit den deutlichsten Spuren des tiefen Nachdenkens und der reichen Ueberlegung bezeichnet, welche die Römer bey ihren Handlungen blicken liessen. Sie erweckt Bewunderung und Ehrfurcht. Sie ist

*) Der Kaiser **Trajanus** stellte sie hundert und zwanzig Tage nach einander an, wobey zehen tausend Fechter kämpften. **Lipsius** l. c. lib. 1. c. 11.

) **Florus lib. 3. cap. 12. Quid autem bella servilia? unde nobis, nisi ex abundantia familiarum? etc.

ist ein Original, das schon oft und niemals vollkommen copirt worden ist. Vielleicht glänzt sie aber nur in der Ferne, und vielleicht geht es ihr, wie manchem schönen Gesichte, dessen Reiz verschwindet, so bald man es näher betrachtet. Lasset uns also näher hinzutreten, und die Sache mit unverblendetem Auge ansehen. Lasset uns vornemlich die Handlungsweise untersuchen, deren sich die **Römer** bedienten, ihren Staat groß und mächtig zu machen. Diese Handlungsweise, woraus man einen Schluß auf manche ihrer Maximen machen kann, verräth viel List, viel unerlaubte Ränke und Ungerechtigkeiten, die das Völkerrecht kränkten. Den Beweis hievon muß die römische Geschichte geben. Sie sagt uns aber, daß die **Römer** das Bündniß mit den tapfern **Numantinern** auf eine unanständige Art gebrochen, und dieses unglückselige Volk zu dem blutigsten Kriege genöthiget haben. Sie sagt uns, daß der Rath zu Rom dem **Cäpio**, zur Unehre des Staats, den Befehl ertheilt habe, den Frieden mit den **Lusitaniern** zu brechen, und den redlichen **Viriathus** durch unerlaubte Kunstgriffe zu erbittern. *) Sie sagt uns, daß die **Römer** an **Syrien** Verrätherey ausgeübt haben, indem sie den **Antiochus Eupator**, ein Kind von neun Jahren, wider alles Recht auf den Thron erhuben, sich zu Vormündern desselben aufwarfen, und unter diesem Titel die Macht des syrischen Reichs verrätherischer Weise entkräfteten. **) Sie sagt uns, daß sie viele noch unbezwungne Völker mit

*) **Florus** lib. 2. c. 17 et 18.

) **Appianus in Syriacis.

mit Gesandschaften beschickt haben, die in einem gebietherischen Tone reden musten, um diese Völker zur Beleidigung der Gesandten zu reizen, und alsdann einen muthwilligen Krieg anzufangen. Sie sagt uns, daß die **Römer** die Friedensschlüsse nicht länger gehalten haben, als sie es ihrem Interesse gemäß hielten, und daß sie die meisten Kriege ungerechter Weise angefangen, um ihrer Eroberungssucht Nahrung zu geben. Sie sagt uns, daß sie in denen Städten, welchen sie Freyheit gaben, zwo Partheien erregt haben; die eine, welche die Gesetze und Vorrechte des Landes vertheidigte, und die andre, welche den Römern eifrig anhieng, und die, weil sie immer die mächtigste war, die gegebne Freyheit bald in einen leeren Namen verwandelte. Sie sagt uns, daß sie ihren Tractaten bisweilen eine willkührliche Deutung gegeben, und zu Subtilitäten ihre Zuflucht genommen haben, um ihre Absichten zu erreichen, wie z. E. bey den **Aetoliern** geschahe, die sich den Römern auf Treue und Glauben ergeben hatten, welches so ausgelegt wurde, als wenn die **Aetolier** ihre Länder, Städte, Tempel, ja sich selbst den Römern als ein Eigenthum übergeben müsten. Sie sagt uns, daß sie die **Achäer** auf eine arglistige Art zum Kriege gereitzt haben, den die Römer mit Fleiß suchten, um sich auch dieses mächtige Volk unterwürfig machen zu können. *) Was soll man sich, wenn dieses alles wahr ist, von der römischen Staatskunst für einen Begrif machen? Sie muß wenigstens manche unrühmliche Grundsätze gehabt haben: Grundsätze, die dem Völkerrecht, der öffentlichen Treue und dem Glau-

*) Justinus lib. 37. cap. 1.

Glauben zuwider waren. Wenn eine solche Staatskunst Lobsprüche verdient, so verdient sie auch die Politik eines jeden Volkes, das listig und mächtig genug ist, andere ohne Ursach zu überwältigen.

Man setze diesen unedlen Mitteln, deren sich die Römer zur Vergrösserung ihres Staats bedienten, immerhin die weisen Anordnungen derselben entgegen; man sage immerhin, daß sie durch die strenge Aufsicht der Censoren, durch die freygebige Ertheilung ihres Bürgerrechts, durch Verträge mit fremden Völkern, und durch andre rechtmäßige Mittel ihrem Staate Ansehen und Macht verschaft haben. Ich will es gern gestehen, daß die römische Politik viel ausserordentliche Vorzüge gehabt habe, und in gewisser Absicht ein Meisterstück gewesen sey; sie hatte aber auch ausserordentliche Fehler. Ich rechne dahin noch diesen, daß die Römer ihre Eroberungen zu weit trieben, und ihren Siegen kein Ziel setzten *). Sie verfielen in den Fehler der meisten grossen kriegerischen Geister, die unersättlich sind, wenn sich zu ihrer Eroberungssucht ein ungewöhnliches Glück der Waffen ge-

*) Auch das war ein Fehler, daß den alten und versuchten Soldaten, die, gleich dem macedonischen Phalanx, auf ihre Thaten stolz und oft ausgelassen waren, zu viel nachgesehen wurde. Nepos, dessen Worte ich anführen will, besorgte von dieser Ausgelassenheit die größten Zerrüttungen: Namque illa phalanx Alexandri M. - - non parere se ducibus, sed imperare postulabat; ut nunc *veterani* faciunt *nostri*. Itaque periculum est, ne faciant, quod illi fecerunt sua intemperantia nimiaque licentia ut omnia perdant, neque minus eos, cum quibus steterint, quam adversus quos fecerint. *in vita Eumenis* c. 8.

gesellt. Aber wie sehr schadeten sich nicht die Römer durch das Bestreben, die Macht ihrer Republik über unzählige Länder auszubreiten? Ihr Staatskörper ward dadurch unbehülflich, und die Gränzen ihres Reichs unübersehlich. Das schärfste Auge konnte nun nicht mehr alles überschauen, und Unordnungen waren nicht mehr zu vermeiden. Daher entstanden Partheien, Empörungen und innerliche Kriege, in welche sich Ehrgeiz, Privatinteresse und Rachbegierde mischten. Daher wüteten die Römer in ihre eignen Eingeweide, und stürzten das mächtige **Rom.** Hätten sie sich also durch die Bezauberungen des Glückes nicht zu einem der grösten Fehler in der Staatskunst verleiten lassen; wären sie der Warnung gefolgt, die ihnen **Scipio** und nachher **Tiberius** gab, nemlich die Macht des **römischen** Staats in gewisse Schranken einzuschliessen: so würde **Rom** vielleicht viel später das Schicksal aller Staaten erfahren haben, die endlich ein Raub der Zeit und eine Beute werden, womit sich andere Staaten bereichern.

Ich habe bisher den Werth des Ruhms untersucht, der den Römern von Seiten der Moral und Politik gebührt; und wenn das, was ich gesagt habe, wahr ist, so ist das Resultat dieser Untersuchung den Römern nicht vortheilhaft. Am wenigsten stimmt es mit dem überein, was **Livius, Plinius, Plutarch, Ammianus Marcellinus** und die meisten römischen Scribenten von den moralischen Vorzügen der Römer im hohen Tone ankündigen*). Ein

*) Livius *in præfat.* „Nulla umquam respublica nec maior, nec sanctior, nec bonis exemplis ditior fuit.

Wunder ist es auch nicht, daß wir bey ihnen so ruhmvolle Zeugnisse finden. Denn diese Scribenten waren entweder Griechen oder Römer. Jene lobten aus Schmeicheley, und diese aus einer Neigung, die ihnen das gemeinschaftliche Vaterland einflößte. Beyde waren also in gewisser Absicht bestochen, und beyde haben uns die römische Geschichte nicht ganz unpartheyisch geliefert. Mich dünkt, wir würden manche Begebenheit in einem ganz andern Lichte erblicken, wenn sie von Schriftstellern andrer Nationen hätten beschrieben werden können; so wie wir von den Thaten und von dem Character der **Carthaginienser** glaubhaftere Nachrichten haben würden, wenn nicht Griechen und Römer allein ihre Geschichte beschrieben hätten. Wenn übrigens jene prächtige Zeugnisse nur von den ältesten Zeiten Roms gelten sollen, da die Sitten des Volks unbescholtner waren; so lasse ich es gelten. Dennoch aber sehe ich nicht, ob sie eines so schwülstigen Lobes würdig sind. Und warum will man denn bey dem Lobe eines Volkes gerade nur die bessern und tadelfreyern Zeiten in Anschlag bringen? Was würden meine Leser von mir denken, wenn ich sie, um den mehr blendenden als wahren Ruhm der Römer zu zeigen, nur mit den Zeiten des **Nero** oder **Caligula** unterhalten hätte, da Rom mit ungeheuern Lastern befleckt, und in das tiefste Verderben herabgesunken war?

Aber

fuit. Plinius: „Gentium in toto orbe præstantissima una, & *in omni virtute*, haud dubie Romana exstitit. Ammianus Marcellinus lib. 14. c. 5. Roma *virtutum omnium* domicilium.

Aber so wenig, bey der bisherigen Untersuchung, die besten Zeiten Roms **allein** haben erwogen werden dürfen; so nöthig ist es, die glücklichste Periode der **römischen Litteratur** in Betrachtung zu nehmen, wenn der Grad des Ruhms bestimmt werden soll, den sich die Römer durch die Cultur ihres Geistes erworben haben. Dieß soll jetzt mein Geschäfte seyn.

Es hat, wie in einem jeden Staate, der noch ungeformt ist, und sich aus seinem Chaos allmählig herauszuwickeln anfängt, also auch in **Rom** Zeiten gegeben, die fast von aller Litteratur entblößt waren; Zeiten, da mehr auf Schlachten und Siege gedacht werden **muste**, als auf die Ausbildung des Geistes; Zeiten, da Latium noch bäurisch war, agreste Latium. Von diesen Zeiten mag ich jetzt nicht reden. Partheyisch würde es seyn, wenn ich es thäte. **Rom** konnte sich auch damals noch nicht durch Gelehrsamkeit hervorthun. Der noch ungewisse und wankende Staat, die beständigen Streitigkeiten zwischen dem Senat und Volk, der Geist der Eroberung, der die Nation beseelte, die Kriege mit solchen Völkern, die mehr den Ackerbau und Krieg, als Wissenschaften verstanden, endlich die Nothwendigkeit, fast immer im Angesicht des Feindes zu leben, und mit dem Schwerdte in der Hand sich gegen Angriffe zu schützen: alles dieses erlaubte damals den Römern nicht, sich durch Werke des Geistes hervorzuthun. Zwar hätten die Griechen, die sich in **Groß-Griechenland** oder an den Küsten des untern Italiens niedergelassen hatten, ihnen eine Gelegenheit zur Cul-

tur geben können; aber ihr Wille und die Noth machten, daß sie sie ungebraucht liessen.

Nach der Zerstörung des eifersüchtigen **Carthago** und des prachtvollen **Corinth**, nahm eine der Litteratur günstigere Epoche ihren Anfang. Bisher war gleichsam nur eine Dämmerung gewesen; jetzt brach der Tag selbst an. Die Römer gelangten zu aufgeklärtern Einsichten, weil Nacheiferung und Staatsklugheit sie aufforderten, ihren Verstand mehr anzubauen, um desto glücklicher die von ihnen besiegten einsichtsvollen Griechen beherrschen zu können. Es erwachte ein Eifer für die Philosophie, den der aus Athen nach Rom kommende **Carneades**, ein platonischer Philosoph, anzündete, und der nicht ausgelöscht werden konnte, obgleich der strenge **Cato**, mehr aus einem eifersüchtigen Ehrgeiz, als aus einer Geringschätzung aller griechischen Gelehrsamkeit, diesen Philosophen als einen Verführer der Jugend zurückschicken ließ. Es standen Redner, Dichter, Geschichtschreiber auf, die der Nation Ehre machten. Aber alle Proben der damaligen Litteratur waren noch unvollkommen, und den Versuchen eines Jünglings ähnlich, dem es zwar nicht an Talenten, wohl aber an Erfahrung, an Kenntniß der Welt und Ausbildung der Sprache fehlt. Die Ueberbleibsel, die wir aus dieser Epoche haben, sind daher wohl mit manchen Spuren des Nachdenkens und Scharfsinns bezeichnet; aber die Sprache, in welcher wir sie lesen, ist noch sehr ungebildet und rauh. Sie sind ein noch unbearbeitetes Gold, das, weil es noch in seinen Schlacken verborgen liegt, weniger brauchbar ist, und weniger gefällt. Von dieser Epoche also, deren grosse

Män=

Mängel die besten lateinischen Schriftsteller nicht verschwiegen haben, will ich hier auch nicht reden: denn sonst würde es gar zu leicht seyn, zu beweisen, daß sich die Römer durch die **Litteratur** wenig Ruhm erworben haben.

Lasset uns die glücklichste Periode wählen, da **Cicero**, ein Vater des Vaterlandes, lebte, und **August** den Staat fast monarchisch beherrschte. Hat sich damals der römische Geist zu einer vorzüglichen Höhe aufgeschwungen? Hat er in dem unermeßlichen Gebiete der Gelehrsamkeit grosse Eroberungen gemacht? Um diese Fragen desto bestimmter zu beantworten, müssen wir die Römer mit einer andern Nation vergleichen, die sich auch durch die Cultur des Geistes ausgezeichnet hat. Aber mit welcher? Etwa mit einer neuern, die zu ganz andern Zeiten, unter einer andern Staatsverfassung, unter einem andern Himmelsstrich lebt? Die ihrer Religion und Sitten nach ganz unterschieden ist? Die durch Hülfe der Zeit und einer langen Erfahrung viele Entdeckungen gemacht hat, die die Römer nicht machen **konnten**? Nein, diese Vergleichung würde unschicklich seyn. Oder wollen wir sie mit den **Griechen** vergleichen, die, so verschieden sie auch von den Römern waren, dennoch in der Religion, in vielen Gebräuchen, und in der republikanischen Denkungsart mit ihnen übereinstimmten, und so gar ihre Lehrer gewesen sind? Ja, dieß sey der Gesichtspunkt, aus welchem wir die Verdienste der Römer um die Litteratur betrachten wollen.

Freylich kann diese Vergleichung den Römern nicht vortheilhaft seyn. Der Werth, den die Griechen in Ansehung des Geistes haben, ist so ausgemacht,

so fest gegründet, so groß, daß auf ihrer Seite allemal der Ausschlag seyn muß. Gleichwol sind wir es der Hochachtung, die den Römern gebührt, schuldig, sie nur mit Griechen in Vergleichung zu setzen. Aus dem grössern oder geringern Abstande der römischen Litteratur vor der griechischen wird sich bestimmen lassen, wie viel Anspruch die Römer auf das Verdienst um die Gelehrsamkeit machen können.

Ich will die **Philosophie** zuerst nennen, sie, die eine Königin der Wissenschaften und eine Mutter der Künste ist. Aber welch ein Unterschied ist hier zwischen den Griechen und zwischen den Römern! Jene können eine grosse Menge von Philosophen, und unter diesen Männer von tiefdenkendem Geiste aufstellen; diese haben, ausser den Cicero, fast keinen Philosophen von Bedeutung. Jene haben diese Wissenschaft früh und mit dem glücklichsten Erfolg getrieben; diese sind ihnen sehr spät und langsam nachgefolgt*). Jene sind Erfinder, diese Nachbeter. Jene glänzen wie die Sonne in einem selbstständigen Lichte; diese wie ein Planet in einem ganz erborgten und schwachen Schimmer. Alle so genannte philosophischen Secten, die von den Griechen ihre Benennung, ihre Einrichtung und unterscheidende Lehren hatten, nahmen die Römer auf, ohne sie sonderlich zu erweitern, oder mit neuen

*) Cicero Tuscul. Quæst. lib. 1. c. 3. Philosophia iacuit usque ad hanc ætatem, nec ullum habuit lumen litterarum latinarum. „Quinctilianus Inst. Orat. lib. X. c. 1. n. 123. Supersunt, qui de philosophia scripserunt, quo in genere paucissimos adhuc eloquentes litteræ romanæ tulerunt.„

neuen Lehrsätzen zu bereichern. Nie ist unter ihnen ein **Sokrates**, ein **Plato** aufgestanden: Selbst **Cicero**, der uns Proben seiner philosophischen Kenntnisse hinterlassen hat, ist er wohl ein so guter Philosoph als Redner? Ich gestehe es wenigstens, nachdem ich seine philosophischen Werke gelesen habe, offenherzig, daß bey alle den Vorzügen, die sie unstreitig besitzen, ich dennoch den **Cicero** lieber will wider den **Catilina** und **Clodius** donnern, oder den **Pompejus** und **Cäsar** mit hochgetriebnen Lobsprüchen überhäufen, oder in seinen fürtreflichen Briefen von den geheimen Triebfedern mancher Staatsangelegenheiten reden, als unter dem Character eines Philosophen Wahrheiten der Moral, der Religion und Naturlehre vertragen hören. Schriebe mancher das, was **Cicero** hin und wieder in seinen philosophischen Werken geschrieben hat; ich wette, man würde es mit flüchtigen Blicken übersehen, und ganz gewiß nicht so bewundern, wie manche alles, was **Cicero** gedacht und geschrieben hat, bewundern, theils weil er es in dem reizendesten Latein gesagt hat, theils weil der Ruhm seines Namens uns mit Vorurtheilen für ihn einnimmt. In der That war es auch nicht die Absicht des **Cicero**, ein System der Philosophie zu verfertigen, und seine eignen Grundsätze zusammenhangend vorzutragen, sondern vielmehr die Geschichte der alten Philosophie ins Licht zu setzen, und die Meinungen der berühmtesten Weltweisen zu befestigen oder zu widerlegen. Daher nimmt er bald die Rolle eines **Stoikers**, bald eines **Peripatetikers**, bald eines **Epicuräers**, bald eines **Academikers** an, um mit

desto grössern Gewicht die unterschiednen Meinungen jeder Secte erklären zu können. Ich habe schon vorher gesagt, daß alle diese Secten unter den Römern ihre Anhänger gehabt haben. Ein jeder wählte sich unter denselben die, die seinem Character, seiner Lebensart, seinen Geschäften und seinen Absichten am gemässesten war. Die, welche sich der Rechtsgelehrsamkeit widmeten, wählten die stoische Philosophie, weil sowohl die Lehrsätze derselben von dem pflichtmäßigen Verhalten und von der Tugend, so streng und hochgetrieben sie auch waren, dennoch der Regierung des Staats und dem Recht sehr zu statten kamen, als auch weil ihre Dialektik der Auslegung der Gesetze vortheilhaft war. Die, welche sich durch die Beredsamkeit Ruhm erwerben, und zu Ehrenstellen einen Weg bahnen wollten, wählten die academische Philosophie, weil die Anhänger derselben durch die beständige Uebung im Disputiren, wozu sie verpflichtet waren, in den Stand gesetzt wurden, ihre Talente zu üben, und eine Fertigkeit im Vortrage zu erlangen;*) wiewohl eben diese Uebung eine Ursach war, weswegen sich nur wenige der academischen Philosophie widmeten, sonderlich zu der Zeit, da der Geschmack an Ergötzlichkeiten und der Hang zur Weichlichkeit herrschend ward. Die, welche entweder durch ihren ernsthaften Character oder durch die Entfernung von dem Getümmel öffentlicher Geschäfte gereizt,

*) Cicero sagt von sich selbst: Fateor me oratorem, si modo sim, aut etiam quicunque sim, non ex rhetorum officinis, sed Academiæ spatiis exstitisse. - - Omnis enim ubertas & quasi silva dicendi ducta ab illis est. *Orat.* 3.

gereizt, an abstracten und schweren Untersuchungen einen Geschmack fanden, wählten die **pythagorische** und **aristotelische** Philosophie, wovon jene, ihrer geheimen Lehrart wegen, voller Dunkelheiten war, diese aber von dem **Aristoteles** selbst in einem schweren Vortrag war eingehüllt worden*). Die endlich, welche Grundsätze suchten, die ihrer lasterhaften Lebensart günstig zu seyn schienen, oder auch die, die bey bessern Gesinnungen eine gewisse Zufriedenheit und ein inneres Vergnügen des Geistes suchten, wählten die **epicurische** Philosophie, die durch die Verdrehungen und Laster der Schüler **Epicurs** in einen schimpflichen Ruf gekommen ist, aber so treue Anhänger gehabt hat, daß fast nie einer derselben zu einer andern Parthey übergetreten ist**). Alle die bisher genannten Secten wurden von Männern ausgebreitet, die zwar Ansehen und Verdienste hatten, aber lange nicht die Verdienste, die wir an so vielen **griechischen** Philosophen verehren. Sie konnten sie auch nicht in dem Grade haben. Denn in **Griechenland** war ein Philosoph, der sich, ohne andre Würden

*) Cicero in Topicis ad Trebatium c. 1. Minime sum admiratus, eum philosophum (Aristotelem) rhetori non esse cognitum, qui ab ipsis philosophis, præter admodum paucos, ignoretur.

**) Arcesilaus, ein Philosoph aus der mittlern Academie, wurde gefragt, warum die Epicuräer so viel Eroberungen aus allen Secten machten, und warum keiner von ihnen zu einer andern Secte übergienge? Er antwortete: Ἐκ μὲν γὰρ ἀνδρῶν γάλλοι γίνονται, ἐκ δὲ γάλλων ἄνδρες ὀ γίνονται. Aus Männern können zwar Beschnittne werden, aus Beschnittnen aber keine Männer. Diogenes Laertius de vitis philosophorum lib. IV. c. 6. n. 18.

zu bekleiden, ganz mit Untersuchung der Wahrheit beschäftigte; in Rom hingegen waren die, die sich der Philosophie widmeten, fast gröstentheils Männer, die dieses Studium als ein Nebengeschäfte trieben, weil wesentlichere Pflichten sie zu andern Arbeiten verbanden.

Von der **Beredsamkeit** der Römer mache ich mir einen hohen Begrif. Ich stelle mir die Redner **Roms** vor, wie sie da vor der ehrwürdigen Versammlung des Senats, oder vor der grossen Menge der **Quiriten** stehen, die ein stolzes Ohr und gröstentheils feine Empfindungen hatten. Sie reden in ihrer vaterländischen und reizvollen Sprache*). Sie reden von Krieg und Frieden, und reden davon mit der Pracht und mit der Begeisterung, die durch so grosse Gegenstände in ihnen entzündet werden muste. Sie erheben die Verdienste würdiger Feldherrn, oder entdecken die Vergehungen derer, die diese Würde unpatriotisch und feigherzig verwalteten. Sie bestrafen lasterhafte Bürger, und donnern wider die Rebellen. Sie berathschlagen sich mit dem Volke über grosse Staatsangelegenheiten, und über das Schick-

*) Die Römer erlaubten keinem, selbst gebohrnen Griechen nicht, sich bey öffentlichen Vorträgen der griechischen Sprache zu bedienen. Dieß thaten sie, wie Valerius lib. 2. c. 2. n. 2 sagt, zur Behauptung ihrer Majestät. Dem Cicero wurde es daher zur Last gelegt, da er als Prätor von Sicilien vor dem syracusanischen Senat griechisch redete, und Tacitus meldet, daß Tiberius erst um Erlaubniß gebeten, als er dem Senat in griechischer Sprache etwas vortragen wollte. Doch ward dem Rhetor Molo erlaubt, ohne Dollmetscher griechisch zu reden. Valerius l. c.

Schicksal ganzer Nationen und Länder. Das Volk, seines Werths und seines mächtigen Einflusses in die Regierung des Staats sich bewust, hört mit angehefteter Aufmerksamkeit zu, ist selbst Richter, beschließt Krieg und Frieden, entscheidet das Schicksal grosser Männer, und wird bald zum Zorn entflammt, bald zum Mitleiden erweicht, bald zur Freude belebt, bald zur Traurigkeit hingerissen. Kann man sich etwas grösseres vorstellen, als einen Redner, der die Herzen eines solchen Volks wie Wasserbäche lenkt? Kaum können wir uns einen rechten Begriff davon machen, da wir nicht mehr solche Redner haben, weil es uns an solchen Zuhörern fehlt. — Bey alle der Hochachtung aber, die ich für die römische Beredsamkeit habe, frage ich dennoch: war es ein Wunder, daß sie diese Kunst so hoch trieben, die da, wo Freyheit die Seele des Staats ist, hervorwachsen muß, wie ein edler Zweig aus einem gesunden Stamme? Es ist kein so grosses Verdienst für sie, grosse Redner gehabt zu haben, als es für sie Schimpf seyn würde, wenn sie nur mittelmäßige Redner gehabt hätten, zumal da die Beredsamkeit durch die grösten Belohnungen aufgemuntert wurde.*) Ich frage weiter: haben nicht die Redner Roms fast allen Unterricht in der Redekunst von Griechen genossen.**) Haben sie sich nicht nach griechischen Mustern gebildet?

*) Cicero de oratore lib. 1. c. 4. Erant autem huic studio maxima, quæ nunc quoque sunt, exposita præmia, vel ad gratiam, vel ad opes, vel ad dignitatem.

**) Cicero am angeführten Orte. Post autem, auditis oratoribus græcis, cognitisque eorum litteris, adhibitisque doctoribus, incredibili quodam nostri homines dicendi studio flagraverunt.

det? Haben sie nicht die Kenntniß der Hülfsstudien, die ein vollkommener Redner wissen muß, von den Griechen entlehnt? Wie viel Eigenthümliches bleibt also den Römern übrig? Endlich wie lange hat denn die Beredsamkeit unter ihnen geblühet? Die besten Redner hatte Rom erst zu der Zeit, da der Staat von dem Sturm der innerlichen Unruhen erschüttert wurde; und wie viel Jahre verflossen denn von da an, bis zur Regierung **Augusts**, da die Schmeicheley schon anfieng, einen falschen Geschmack in die Beredsamkeit zu bringen? Daraus will ich übrigens den Römern keinen Vorwurf machen, daß im Jahr 593 nach Erbauung der Stadt Rom durch einen Rathsschluß die **lateinischen** Rhetoren aus Rom verjagt worden, und daß die Censoren **Cn. Domitius Aenobarbus** und **Licinius Crassus** im Jahr 663 diese Verordnung von neuen bestätigt haben. Denn es ist immer noch die Frage, ab alle Rhetoren oder nur die verjagt worden sind, die die Jugend zur Sophisterey verführten, und dadurch dem Staat mit der Zeit gefährlich werden konnten.

Durch die **Dichtkunst** haben sich die Römer einen hervorstehenden Ruhm erworben. Ihn läugnen wollen, ist Bosheit; ihn nicht empfinden können, ist Dummheit. Ich verehre die Dichter Roms, und ich verehre sie mit den dankbaren Empfindungen, die man dem Freunde schuldig ist, von dem man nie weggeht, ohne Unterricht und Vergnügen genossen zu haben. Aber diese Verehrung, die nie verschwenderisch ausgetheilt werden, nie in blinde Erfurcht ausarten muß, ist nicht unumschränkt. Ich mache eine Auswahl, und schätze nur die römischen Dichter hoch,

die es verdienen, geschätzt zu werden. Aber welch ein kleines Häufgen! welch eine geringe Anzahl gegen die mittelmäßigen Dichter, gegen die **Bave** und **Mäve**, und gegen den Pöbel der Dichter, daran es den Römern so wenig als uns gefehlt hat. Und in welche Classe will man diese sich auszeichnenden Dichter setzen? Etwa in die Classe dichterischer **Genies**? Die reich sind an allen Arten der **Erfindung**, fähig, jeden Gegenstand, den sie bearbeiten, in neuen Gedanken und neuen Bildern vorzutragen, und ihm die eigenthümliche Gestalt zu geben, voll von schöpferischer Einbildungskraft und feurigem Enthusiasmus. Mein Leser! wähle dir selbst die Dichter, die du dieses hohen Ranges würdig hältst. Ich finde nur sehr wenige unter den römischen Dichtern, und auch diese wenigen mögte ich nicht gern auf die erste Stuffe dieser Originalgenies stellen. Lieber setze ich sie in die Classe **glücklicher Nachahmer**, und mich dünkt, ich irre nicht. Hat nicht **Virgil** in der Aeneide den **Homer**, in den Eklogen den **Theokrit**, und in den Büchern vom Landbau den **Hesiodus** nachgeahmt? Hat nicht **Horaz** dem **Pindar** und **Alcäus**, **Lucretius** dem **Empedocles**, **Terentius** dem **Menander**, **Ovid** den **Parthenius** von **Chios** in seinen Metamorphosen nachgeahmt? Diese Nachahmung raubt aber diesen Dichtern ihren Werth nicht. Sie haben sich das, was sie nachgeahmt, und in ihre Sprache übergetragen haben, eigenthümlich gemacht, durch die glückliche und originale Wendung, die sie fremden Ideen zu geben gewust, und durch die Kunst das Entlehnte mit dem Ganzen, was sie bearbeiten, in eine so harmonische Verbindung zu setzen,

daß es von ihnen selbst erfunden zu seyn scheint. Zu einem solchen Nachahmer wird Genie und Erfindungskraft erfordert; das Originalgenie behält aber den Rang, und hat bey der Claßification der Geister eine höhere Stelle. Die griechischen Originale, welche die Römer copirt haben, und von denen sie gleichsam erst befruchtet worden sind, sind also in den meisten Dichtungsarten über die Nachahmung der Römer erhaben. Dies gilt vornemlich von der **epischen Poesie**, von der **Ode** und von der **dramatischen** Dichtkunst. In allen diesen Gattungen sind die Römer unter den Griechen erniedrigt, und sie gestehen es selbst*). Vom **Virgil**, dem besten epischen Dichter der Lateiner, bin ich so gar geneigt zu glauben, daß er den Homer zu ängstlich, oft auch unglücklich nachgeahmt habe, und im Ganzen genommen, mehr blosse Copie, als Original sey**). Ein Gewebe von homerischen Dichtungen bis auf das kleinste Detail herab, vermischt mit eigen=

*) Quinctilianus Instit. Orat. lib. X. c. 1. n. 99. In Comœdia maxime claudicamus. - - Vix levem consequimus umbram, adeo ut mihi sermo ipse romanus non recipere videatur illam solis concessam Atticis Venerem n. 96. At Lyricorum idem Horatius fere solus legi dignus.

**) Den Beweis dieser Behauptung hat Macrobius leicht gemacht, der Saturnal. lib. 5 und 6 eine Menge von Stellen anführt, die Virgil aus dem Homer entlehnt und zum Theil nur übersetzt hat. Verglichen Gellii Noct. Attic. lib. 17. c. 10. Nach dem Beyspiel des Macrobius hat auch Fulvius Ursinus sehr viele Stellen gesammlet, die es darthun, daß Virgil ein treuer Nachahmer der Griechen gewesen sey. Sein Buch führt den Titel: Virgilius collatione scriptorum græcorum illustratus.

eigenthümlichen Erfindungen, in sofern es die Nothwendigkeit befahl, künstlich, aber mehr aus fremden wohlgeordneten Theilen, als aus eignen, zum Neuen Ganzen zusammengesetzt, dies ist, wie ein fürtreflicher Schriftsteller sagt*), das Bild der Aeneis, und ich füge hinzu, dies ist das Verdienst **Virgils**, des Heldendichters, der bey weiten nicht das feurige und schöpferische Genie Homers hat, der glücklicher ist, wenn er die grossen Wirkungen der Natur mahlt, als wenn er die Charactere der Helden seines Gedichts austheilt. Ich muß hier abbrechen; denn sonst komme ich von der Betrachtung über die Litteratur der Römer, die nur allgemein seyn sollte, auf besondre Untersuchungen, die mich zu einer ekelhaften Weitläuftigkeit verleiten möchten.

Noch habe ich nichts von dem Studium der **Geschichte** unter den **Römern** gesagt. Ich will mich kurz fassen; denn die Sache ist deutlich. Rom hat fürtrefliche Geschichtschreiber gezogen, aber erst spät, weil bis auf **Cäsars** Zeiten die Geschichte fast nichts bessers war, als eine Chronik. **Cicero** führt hievon einen Grund an**), aus welchem man überhaupt die Folge ziehen könnte, daß die Griechen auch in diesem Stück die Römer hinter sich zurück gelassen haben. Zwar widerspricht **Quintilian*****); es scheint aber fast, als wenn er nur den **Livius** und **Sallustius**, den

*) Der Verfasser der litterarischen Briefe an das Publikum. S. 106.

**) Cicero de oratore l. 2. c. 12 & 13. Apud Græcos autem eloquentissimi homines, remoti a causis forensibus, cum ad ceteras res illustres tum ad scribendam historiam maxime se applicaverunt.

***) Institut. Orator. lib. X. c. 1. n. 101.

den Griechen entgegen zu setzen wagte. Gern wollen wir den **Nepos**, gern den **Cäsar Svetonius** und **Tacitus** hinzufügen. Das sind sie aber auch fast alle. Denn **Vellejus Paterculus**, so glücklich er auch in Schilderung der Charactere ist, so gedrängt auch sein Ausdruck ist, übertritt doch oft das wichtigste Gesetz eines Geschichtschreibers, ist der Wahrheit ungetreu, und erhebt aus Zaghaftigkeit manche Bösewichter, so gar den hassenswürdigen **Sejan** mit übertriebnen Lobsprüchen. **Curtius** ist mehr ein künstelnder und prächtig declamirender Redner, als ein glaubwürdiger Geschichtschreiber. **Justinus** ist der Wahrheit bisweilen untreu, entweder weil **Trojus**, dessen grösseres Werk er in einen Auszug gebracht hat, ihn dazu verleitete, oder weil er bey dem sorgfältigen Bemühen, schön und sinnreich zu schreiben, vergessen hat, an die Berichtigung der erzählten Begebenheiten zu denken. Die sogenannten **Scriptores Historiä Augustä** sind mehr der Begebenheiten wegen, die sie erzählen, unentbehrlich, als der innern Güte ihrer Erzählung wegen lesenswürdig. Manche Geschichtschreiber haben endlich mehr von Seiten ihrer reinen und musterhaften Schreibart ein Verdienst, als daß sie auf einen pragmatischen und den Geist der Begebenheiten entwickelnden Vortrag sollten einen Anspruch machen können. Was haben nicht dagegen die Griechen für unschätzbare Geschichtschreiber? unter denen **Herodotus, Thucydides, Xenophon, Philistus, Polybius, Plutarchus, Diodorus, Arrianus** und andere hervorglänzen. Den Verdiensten dieser Männer läßt **Cicero** und **Quintilian** selbst Gerechtigkeit wider-

fäh-

fahren. *) Durch diese Muster gebildet, konnten die Römer es leicht zu einer Vollkommenheit in der Geschichte bringen. Und wenn auch dieses nicht wäre, so läßt sich aus einem andern Grunde begreifen, warum die römischen Geschichtschreiber haben Vorzüge haben können, die den Scribenten vieler andern Nationen versagt sind. Sie wandelten gleichsam in dem Lichte der grossen Begebenheiten, die sie der Nachwelt überliefern wollten. Sie wusten die Triebfedern der Kriege, der Friedensschlüsse, Verträge und andrer Revolutionen, die ihnen den reichsten Stof darboten, oder sie konnten sie wenigstens wissen. Sie durften es wagen, in der Geschichte, die sie beschrieben, einen republikanischen Geist athmen zu lassen, und selbst die Laster der Grossen freymüthig zu entdecken. O! wie viel grosse Geschichtschreiber würden auch wir haben, wenn es denen, die es ihren Talenten nach seyn können, erlaubt wäre, auf eben die Art, wie in ihrem Elemente zu leben, und das schreiben zu dürfen, was sie schreiben könnten.

Ich habe in denen Theilen der Litteratur, die ich bisher genannt habe, die Verdienste der **Römer** nicht verkannt: wie hätte ich es auch thun können, ohne der Wahrheit ungetreu zu werden? In den **bildenden Künsten** aber, von denen ich noch reden will, finde ich das Verdienst der Römer sehr gering, und den Ruhm sehr unbedeutend, den man ihnen in dieser Absicht beylegen will. Nicht einmal einen Geschmack hatten sie an diesen Künsten. Geld genug wen-

*) Cicero de oratore lib. 2. c. 13. Quintilianus Instit. Orat. lib. X. c. 1. n. 73 seqq.

wendeten sie zwar an, sich mit den Werken der **Malerey** und **Bildhauerkunst** zu bereichern; und je höher der Luxus zu Rom stieg, desto weniger wurden die größten Unkosten erspart, die Produkte dieser Künste zu sammlen: aber welcher freygebohrne Römer hat sich wohl dadurch zur Nacheiferung entzünden lassen? Entweder der Mangel an Fähigkeiten, oder doch gewiß die zu Rom in Ansehung der Künste herrschende schlechte Denkungsart war Schuld daran. Man ehrte sie nicht; man versagte ihnen alle Belohnungen, und dieß muste den Trieb der freyen Römer ersticken, die sich etwa dazu fähig fühlten. Sclaven beschäftigten sich nur mit denselben, und auch diese waren fast lauter Griechen oder Ausländer. Wie viel edler dachten die **Griechen**, die es sogar zum Gesetz machten, daß kein Sclave die Malerey und Bildhauerkunst treiben sollte, weil sie besorgten, daß dadurch die hohe Bestimmung dieser Künste erniedrigt werden würde. Daher hatte **Griechenland** die fürtreflichsten Künstler, an die wir noch mit Ehrfurcht denken, obgleich ihre grossen Werke schon längst ein Raub der alles zerstörenden Zeit geworden sind: **Rom** aber hatte fast gar keine. **Plinius** nennt wohl den **Fabius Pictor**, **Pacuvius**, **Turpilius**, **Ludius**, **Amulius** und **Antistius Labeo**; aber was er von ihnen sagt, ist sehr wenig, und läßt uns eher auf den Unwerth, als auf den Werth ihrer Arbeiten einen Schluß machen. Er, der die griechischen Maler mit so großer Sorgfalt characterisiret hat, würde er wohl mit einer so anscheinenden Kälte von den Malern seiner Nation geredet haben, wenn er von ihnen viel zu sagen gewust hätte?

hätte? Er konnte auch nicht viel von ihnen sagen. Denn wie ist es möglich, daß sich Künstler zu einer grossen Vollkommenheit erheben können, wenn man zwar ihre Werke mit einer dummen Bewunderung anstaunt, oder mit grossen Unkosten sammlet, sie selbst aber kaum dem Handwerksmanne gleichschätzt? Ließe sich von der Begierde, mit welcher die besten Sammlungen von Gemälden und Statüen aufgekauft werden, ein richtiger Schluß auf den feinen Geschmack und auf die Kenntniß des Sammlers machen; so würde **Rom** der glücklichste Wohnplatz des feinsten Geschmacks haben seyn müssen. Aber, wie viel, wie viel fehlte nicht daran! Die größten Männer empfanden nicht die Fürtreflichkeit der Werke der Kunst, ob sie sie gleich mit einer fast verschwenderischen Freygebigkeit aufkauften. **Cicero** ließ sich durch seinen Freund **Atticus** eine Menge von Gemälden und Statuen von Athen schicken, um sein **Tusculanum** damit auszuschmücken; er empfand auch, wie er wenigstens sagt, grosse Freude, als er sie erhielt, und vornemlich ergötzten ihn die **Hermathenen** von penthelischem Marmor *); was soll man aber von ihm denken, wenn er zu einer andern Zeit diese prächtigen Werke für oblectamenta puerorum erklärt, und denen eine Art von Thorheit zuschreibt, die einen Gefallen daran finden **).

*) **Cicero** in den Briefen ad Atticum lib. 1. epist. 8. 9. 10.

**) Paradox. V. c. 2. Atque ut in magna familia sunt alii lautiores (ut sibi videntur) servi, sed tamen servi, atrienses ac topiarii: pari stultitia sunt, quos tabu-

Man sage immerhin, daß er als Philosoph so geschrieben, und als Privatmann ganz anders gedacht habe. Ein empfindungsvoller Kenner verläugnet auch als Philosoph seinen Geschmack nicht; und so dann sehe ich nicht, wozu diese Verstellung dienen soll. Ich bin sehr geneigt, hieraus die Folge zu ziehen, daß **Cicero** nicht aus wahrer Hochachtung gegen die Werke der Kunst und aus einem reinen Gefühl ihres Werths, sondern nur deswegen die fürtreflicher Arbeiten griechischer Maler, und Bildhauer gesammelt habe, um ein prächtig ausgeschmücktes **Tusculanum** und ein glänzendes **Formianum** zu haben. Ueberhaupt war es nicht Gefühl des Schönen, nicht ein von Einsicht geleiteter Geschmack, sondern Liebe zur Pracht, welche die **Römer** antrieb, ihre Stadt mit den schönsten **Pallästen**, **Gemälden** und **Bildsäulen** auszuschmücken. Ihr **Character** brachte es so mit sich. Sie wollten gern groß seyn, gern andere Nationen an Ansehen und Pracht übertreffen, gern gelobt und bewundert seyn, damals vornemlich, da **Rom** mit unermeßlichen Schätzen angefüllt war, die diese Neigung zur Pracht vergrösserten. In keiner andern als in dieser Absicht ließ **Augustus** die Tempel, die öffentlichen Plätze, ja

tabulae, quos caelatum argentum, quos Corinthia opera — — nimio opere delectant, nach der in der ernestinischen Ausgabe angeführten Leseart. *ibid.* Echionis fabula te stupidum detinet, aut signum aliquod Polycleti. Omitto, unde sustuleris et quomodo habeas. Intuentem te, admirantem, clamores tollentem cum video, servum te esse *ineptiarum* omnium iudico. u. s. w.

ja so gar die Strassen zu **Rom** mit den seltensten Gemälden und Statuen auszieren *), die insgesamt entweder lange vorher schon, oder erst damals von griechischen Künstlern gemacht waren, welche sich gern nach **Rom** begaben, weil in ganz Griechenland nicht viel mehr zu thun war. Einige dieser treflichen Künstler waren **Timomachus, Arcesilaus, Strongylion, Posidonius, Zopyrus, Dioscorides, Pasiteles** und **Solon** **). Schade aber, daß schon unter dem **August** der Geschmack in den Werken der Kunst sich zu verschlimmern anfieng, so wie er in der Beredsamkeit und Dichtkunst abnahm. **Vitruvius** klagt über die gemalten Verzierungen, die damals aufkamen, und in welchen Palläste, auf Stäbe von Rohr und auf Leuchter gebauet, wider die gesunde Vernunft vorgestellt waren ***). Unter der Regierung **Tibers** sank die Kunst noch mehr. Er ließ wenig bauen, und gestattete es, daß so gar Spions mit Säulen beehrt wurden *). **Caligula** ließ die Statuen der berühmtesten Männer niederreissen, und auf die besten Bildsäulen der Götter Köpfe setzen, die die Bildung des seinigen hatten **). **Nero** hatte den unklugen Einfall, sich in einer colossalischen Grösse von hundert

 und

*) Svetonius in vita Augusti c. 57.

**) Plinius Hist. Nat. lib. 35. c. 40. 45. Svetonius loc. cit. c. 58.

***) Vitruvius Architect. lib. 7. cap. 5. Winkelmanns Geschichte der Kunst S. 387.

*) Winkelmann führt S. 389 eine Stelle an, die dieses beweist.

**) Svetonius c. 22. 34.

und zwanzig Fuß mahlen zu lassen, und ließ die besten Werke der Kunst an unsaubere Oerter werfen *). War es möglich, daß solche Zeiten der Kunst vortheilhaft seyn konnten? Sie verlohr immer mehr ihren Glanz, je mehr ihr die Achtung, die sie verdient, entzogen wurde. Und obgleich **Vespasianus** durch grosse Belohnungen den fast erkalteten Eifer der Künstler wieder zu beleben suchte **), obgleich **Trajanus** durch die grossen Werke, die er unternahm, den Künstlern Gelegenheit gab, ihre Talente zu zeigen; so waren doch alle diese Versuche ånlich den lezten Bewegungen eines sterbenden Körpers, ånlich der lezten Flamme, in welche ein verlöschendes Licht noch einmal auflodert.

Was folgt aber aus alle dem, was ich bisher gesagt habe? Was anders, als daß sich die **Römer** durch die Ausübung der **Kunst** sehr wenig Ruhm erworben haben, und daß nichts als blinde Verehrung des römischen Namens manche Gelehrte kann bewogen haben, auch von dieser Seite den Römern eine sich auszeichnende Grösse beyzulegen. Ich wenigstens habe sie nicht finden können. Soll ich ihnen aber ja eine Grösse zuschreiben, so ist es nicht die moralische, die sich durch Güte des Herzens, durch ein edles Wohlwollen, und durch den geschäftigen Eifer, seinen Pflichten, aller Schwierigkeiten ungeachtet, ein Genüge zu leisten, an den Tag legt, (denn an Beyspielen dieser Grösse ist die römische Geschichte arm,) auch nicht die Grösse eines von der

*) Svetonius in Nerone c. 24. Plinius H. N. l. 35.

**) Svetonius in Vespas. c. 18.

Natur zum Originalgeist gebildeten und durch die Kunst vorzüglich cultivirten Verstandes, (denn diese Grösse bewundre ich nur an wenig Römern, die während einer kleinen Epoche gelebt haben, und deren es nach der actischen Schlacht, wie **Tacitus** sagt *), keine mehr gegeben hat;) sondern **die Grösse**, die äusserlich glänzt, und die sich in dem Gewicht der Herrschaft, in der Hoheit der Würde und in der Pracht des Lebens zeigt. In dieser Absicht ist der ganze römische Staat bis zur Bewunderung groß gewesen, und fast jeder Römer hat in dem Glanz dieser Grösse gestrahlt. So war **Cäsar** groß, der ganze Königreiche vergab, und dem **Dejotarus** das Seinige nahm, um es einem Edelmanne aus seinem Gefolge zu schenken **). So war **Cicero** groß, um dessen Freundschaft sich Könige bewarben. So waren unzähliche Römer groß, die in königlichen Pallästen wohnten, königliche Schätze hatten, und jeden Tag in königlicher Pracht lebten. **Lipsius** hat von dieser **Grösse Roms** ein ganzes Buch geschrieben ***), das weniger weitläuftig seyn würde, wenn er nur das gesagt hätte, was er sagen sollte.

*) *Historiar.* lib. 1. c. 1. Postquam bellatum apud Actium, atque omnem potestatem ad unum conferri pacis interfuit; magna illa ingenia cessere.

**) Cicero de divinatione lib. 2. c. 37.

***) Lipsius de magnitudine Romana Tom. III. Opp. in Fol. edit. p. 375 seqq.

Untersuchung der Frage:
ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Originalscribenten schuld sey?

Young frägt in seinen **Gedanken über die Originalwerke** *): warum giebt es so wenig Originale? und er antwortet: „Nicht dar„um, weil die Erndte der Scribenten vorüber ist, „und weil die grossen Schnitter des Alterthums keine „Nachlese übrig gelassen haben; auch nicht deswegen, „weil die Gebärungszeit des menschlichen Verstandes „verflossen ist, oder weil er unvermögend wäre, eine „Geburt hervorzubringen, die noch nie da gewesen: „sondern weil berühmte Beyspiele (sonderlich die „Beyspiele und Muster der Alten,) **an sich ziehen,** „**mit Vorurtheil erfüllen** und **zaghaft machen.** „Sie ziehen unsre Aufmerksamkeit an sich, und ver„hindern uns dadurch an der gehörigen Erforschung „unsrer selbst; sie erfüllen uns mit Vorurtheil für „ihre Geschicklichkeit, und verringern in uns das „Gefühl unsrer eignen; sie machen uns endlich zag„haft durch den Glanz ihres Ruhms, und so ersticken „sie unsre Fähigkeiten durch unser Mistrauen.„ Eben diesen Gedanken hat **Thomas Melmoth** schon

*) S. 21.

schon vorher behauptet*). Auch er sagt, daß die Ehrerbietung die wir den Alten erweisen, das Genie feßle, den freyen Flug desselben hindre, die Erfindungskraft unterdrücke, und den Verlust mancher fürtreflichen Meisterstücke veranlasse.

Wäre diese Meinung wahr und völlig entschieden: was hilft es denn, daß wir auch denen, die mit vorzüglichen Talenten begabt sind, die Muster des Alterthums anpreisen, und ihnen rathen, sich mit den grossen Producten des menschlichen Verstandes unter den Griechen und Römern einen vertraulichen Umgang zu erwerben? Weg also mit den **Homeren** und **Pindaren** und **Horazen**, und mit alle den grossen Männern, deren Schriften wir mit Bewunderung lesen! Vielleicht daß wir auf diese Art der Gelehrsamkeit einen Dienst erweisen, wenn wir denen, die Genie und folglich auch eine feuerreiche Einbildungskraft haben, wenig oder nichts von jenen bewunderten Schriftstellern des Alterthums sagen, damit nicht ihre Fähigkeiten erstickt, ihr Muth niedergeschlagen, und das Feuer ihres Geistes gedämpft werde. Vielleicht daß wir künftig mehr Originale, mehr Muster aufzuweisen haben, wenn wir das thun. Doch nein! Lieber wollen wir unsre Genies, (deren wir ohnedem nur sehr wenig haben können), nach den erhabnen Beyspielen der Alten sich ausbilden lassen. Sie sollen deswegen keine Sclaven werden; ihre schöpferische Kraft soll nicht verlohren ge-

 hen;

*) In seinen Lettres on several subiects, die er unter dem erdichteten Namen Fizosborne herausgegeben hat, und die 1754 zu Zürich ins deutsche übersezt worden sind.

hen; ihr feuriger Muth soll nicht in zaghafte Kleinmüthigkeit verwandelt werden. Denn ohnmöglich kann ich mich davon überzeugen, „daß das Lesen der „Alten die Ursach sey, warum wir jetzt eine kleine „Anzahl von Schriftstellern haben, die auf das Ver„dienst, Originale zu seyn, Anspruch machen kön„nen„ Ich will diesen Gedanken genauer prüfen.

Darüber ist zuvörderst kein Streit, daß es nur wenig Originalscribenten geben könne, die für den übrigen Theil des menschlichen Geschlechts Muster zu erschaffen im Stande sind. Young sagt selbst: „So wenig Originale haben wir, daß, wenn alle andre Bücher verbrannt werden sollten, die gelehrte Welt einer Residenz in Flammen ähnlich seyn würde, wo nur noch einige unverbrennliche Gebäude, ein Schloß oder ein Tempel ihre Häupter mitten in der allgemeinen Verwüstung erheben. In Vergleichung dieses Brandes zündete Omar vielleicht nur ein kleines Lustfeuer an, als er mit der unschätzbaren alexandrinischen Bibliothek acht Monate lang die Bäder der Barbaren heizen ließ.„ Und wie kann es auch anders seyn, da die Anzahl der Originalscribenten nothwendig gering seyn muß? So wie die Natur, die mit der Austheilung ihrer Kräfte sehr sparsam umgeht, und nur selten sie mit freygebiger Hand ausspendet, so wie die Natur, sage ich, Menschen von gewöhnlicher Grösse alle Tage, Riesen aber nur sehr selten hervorbringt; so verfliessen oft Jahrhunderte, ehe ein Geist von ungewöhnlicher Stärke und ausserordentlichen Fähigkeiten hervortritt. Und gerade so muß der Geist desjenigen beschaffen seyn, der ganz Original seyn will. Er muß nicht von den

ge-

gewöhnlichen Hülfsmitteln unterstüzt werden, nicht langsam forteilen. Er muß frühzeitig dem ihm bestimmten Grade der Vollkommenheit entgegen eilen, und gleichsam mit Riesenschritten fortgehen. Er muß alle Hindernisse, wie die Sonne den Nebel, durchbrechen. Er muß von einem göttlichen Feuer und von einer glühenden Einbildungskraft erhitzt, neue Welten voll Schönheit und Harmonie erschaffen, und eine dürre Gegend in einen blumenreichen Garten verwandeln können. Kurz, das **Original** muß aus der belebenden Wurzel des Genies hervorkeimen, und wie **Young** sagt, mehr von selbst aufwachsen, als durch die Kunst getrieben werden. Ich erstaune, wenn ich mir diesen Begrif in seinem ganzen Umfange denke, und ich ärgre mich, wenn ich mir vorstelle, daß es noch Gelehrte geben kann, die bey ihrem aufgedunstnen Witz, und bey ihrer albernen Weisheit sich einbilden, Originale zu seyn. Nein, diese Ehre sollen und können sie nicht haben; denn sie ist zu selten und zu groß. Wir wollen uns also darüber nicht wundern, daß es heut zu Tage wenig Originale giebt. Ist es doch den Griechen und Römern, und allen Nationen, die sich von je her durch die Cultur des Geistes denkwürdig gemacht haben, nicht besser gegangen. Nicht alle ihre Philosophen dachten wie **Socrates** und **Plato**; es gab auch genug unnütze Schwätzer und alberne Sophisten unter ihnen. Nicht alle ihre Redner waren **Demosthene** und **Cicerone**; oft traten auch mittelmäßige Redner, **Mummius**, **Tubero** und **Cotta** auf*). Sie hatten nur einen **Homer**, nur einen **Horaz**, aber desto mehr Bave und

*) Cicero de claris oratoribus c. 25. 29. 36.

und **Mäve**, und andre klägliche Dichter, die nicht besser waren, als der, dem der römische Feldherr, Sulla, ein Stück Geld geben ließ, unter der Bedingung, sich niemals wieder mit seinen Versen sehen zu lassen *). Was Wunder also, daß es uns nicht besser geht? — In der That **brauchen** wir auch **nur wenig** Originalgenies. Bey der jetzigen Beschaffenheit der meisten Aemter, die von Gelehrten verwaltet werden, ist uns an **brauchbaren** Männern und **arbeitsamen** Leuten, die die Fesseln ihrer Arbeiten geduldig tragen, fast mehr gelegen. Das grosse Genie duldet keinen Zwang; erniedrigt sich ungern zu tausend kleinen Beschäftigungen, die unsre Aemter mühsam machen; und überläßt sich am liebsten dem mächtigen Zuge, von dem es getrieben wird. Selten sind daher hervorstehende Genies denen Geschäften, die sie Amtshalber verrichten müssen, mit Paßion zugethan. Hier werden einige flüchtig übersehen, dort andere nur halb vollendet, oder gar in einem gewissen Paroxysmus der Ungeduld weggeworfen. Und wenn denn nur noch jedes Genie sich einen verständigen Mäcen, warme Freunde und kluge Kenner seiner Geistesarbeiten, und überdies aufmunternde Belohnungen versprechen könnte? Aber auch in der Absicht brauchen wir wenig grosse Genies, weil wir wenig Mäcenaten, und noch weniger Belohnungen haben.

Wenn es aber nicht anders seyn kann, als daß wir nur sehr wenig Originalscribenten haben können; woher kömmt es denn, daß wir wenigstens nicht eben so grosse Muster aufzuweisen haben, als Rom und Athen?

*) Cicero pro Archia c. 10.

Athen? Ist es denn etwa andem, daß die Natur von Jahrhundert zu Jahrhundert immer kraftloser und hinfälliger wird, und immer schwächere Geister, so wie immer kleinere Körper, hervorbringt? Oder ist etwa der Mangel der Belohnungen, der freylich unter uns groß genug ist, Schuld daran, daß so wenige den Ruhm eines grossen Genies erreichen? Gar nicht. Es ist unrecht, wenn man die Zeiten, in welchen Talente hochgeschätzt und belohnt werden, für vorzüglich fruchtbar an den glücklichsten Köpfen hält. Nicht Belohnungen können Genies erzeugen; die Natur allein thut es, und diese rüstet das Genie mit genugsamen Muth und mit Kräften aus, sich durch alle Hindernisse durchzuarbeiten. Ja die Belohnungen, die zur Aufmunterung der Gelehrten mit grosser Freygebigkeit und oft ohne hinlängliche Prüfung ausgetheilt werden, können so gar der Litteratur nachtheilig werden, weil dadurch die Autorsucht, dies ohnedem schon sehr ausgebreitete Uebel, noch mehr wächst, und weil die, die nur Witz zu ihrem Antheil bekommen haben, dadurch verleitet werden, sich an Arbeiten des Genies zu wagen, die sie durch künstliche Manieren, durch witzige Wendungen und durch gesuchten Schmuck aufzustutzen suchen, und so allmählig einen falschen Geschmack veranlassen*). — Es giebt indessen wichtige Ursachen, war-

*) Sehr richtig bemerkt Meinhard in seinen lesenswürdigen Versuchen über die italiänischen Dichter, daß dieses die Ursach ist, warum allemal auf die Zeiten der freygebigen Beschützer der Künste, Zeiten des üblen Geschmacks und des falschen Witzes gefolgt sind. Die Zeiten Alexanders, Augusts und Ludwigs des vierzehenten beweisen es.

warum wir in einigen Stücken die Alten nicht erreichen können. Wir haben z. E. nicht die grossen Redner, die die Römer und Griechen hatten, und die, wie **Pericles**, donnerten, blitzten und ganz Griechenland erschütterten *). Das ist aber sehr begreiflich. Denn wir haben kein Forum mehr; es fehlt uns an den Versammlungen des Volks, an öffentlichen Berathschlagungen über Krieg und Frieden, an Freyheit, und an den grossen und feyerlichen Gelegenheiten, wobey rednerische Talente sich in ihrer völligen Stärke zeigen konnten. Wir haben ferner sehr wenig, oder vielleicht keinen recht grossen Geschichtschreiber, der wie **Thucydides, Xenophon, Livius** und **Tacitus** gethan hat, die geheimesten Triebfedern und Wirkungen der Begebenheiten seinen Lesern richtig vor Augen gelegt, die innerlichen Verfassungen der Staaten entdeckt, ihr Verhältniß gegen einander gezeigt, die Charactere merkwürdiger Personen genau getroffen, und die Moral und Politik, so zu sagen, in die Schaale der Begebenheiten eingehüllt hätte. Rührt das aber nicht daher, weil jene alten Geschichtschreiber Philosophen und Staats-

*) Aristophanes bedient sich dieser Worte vom **Pericles** in Acharnensibus 530. Ἤστραπτ', ἐβρόντα, ξυνεκύκα τὴν Ἑλλάδα; und diese Stelle führe ich nicht an, um damit zu paradiren, sondern nur anzumerken, daß das, was Aristophanes sagt, eigentlich nicht zum Lobe der hinreissenden Beredsamkeit des Pericles, sondern vielmehr in der Absicht gesagt ist, um seinen Unwillen darüber zu bezeigen, daß er so viel Unruhe um der Aspasia und um andrer leichten Weibspersonen willen in Griechenland erregt hatte. Man vergleiche Athenäi Deipnosophist. lib. 13. p. m. 589.

Staatsmänner waren, und weil die unsrigen auf der grossen Bühne mehrentheils kleine Rollen spielen, den Keim der Begebenheiten nicht wissen, das Interesse unzähliger Dinge nicht kennen, den Character der Grossen nicht verstehen, nicht Freyheit genug haben, die Wahrheit sagen zu **können**, oder nicht Liebe genug für die Nachwelt, sie sagen zu **wollen**?

Doch ich wollte ja untersuchen: **ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Originalscribenten unter uns Schuld sey?** und beynahe hätte ich mich von dieser Frage zu weit entfernt. Ich komme also wieder zur Sache, und bestimme zuvörderst, von was für einem Lesen hier die Rede sey. Man kann die griechischen und lateinischen Schriftsteller entweder so lesen, daß man dabey bloß auf die Worte, Redensarten, Figuren und übrigen Zierrathe ihres Vortrags sieht, und weiter nichts zur Absicht hat, als sich eine vertrauliche Bekanntschaft mit ihrer Sprache zu erwerben; **oder** man kann sie mit einer geschmackvollen und richtigen Empfindung ihrer besondern Schönheiten, mit einer Kenntniß der Regeln, nach welchen sie gedacht haben, mit einer Einsicht in den Plan, wonach sie gearbeitet haben, mit einer genauen Beobachtung ihres Affects und der Abwechselungen desselben, kurz mit dem Geiste lesen, mit dem sie geschrieben haben. Von der ersten Art, die Scribenten des Alterthums zu lesen, ist es auch ohne Beweis wahr, daß sie, ob sie gleich auch ihren Nutzen hat, dennoch das Genie nicht erheben könne. Die andre Art zu lesen aber ist unendlich wichtiger, und ich muß mich weitläuftiger darüber erklären, weil sie es ist, die **Young** allein gemeint haben kann, wenn

er behauptet, daß sie an dem Mangel der Originalscribenten Schuld sey. Fast kann ich mich nicht überreden, das für Ernst zu halten, was der fürtrefliche Young hier behauptet; er, der selbst ein grosses Original gewesen ist, und eine tiefe Einsicht in die Meisterstücke der Griechen gehabt hat. Allein es sey immerhin sein Ernst, so soll mich das doch nicht zurückhalten, diesen grossen Manne bey aller der Ehrfurcht, mit welcher ich seine Asche verehre, zu widersprechen.

Vor allen Dingen frägt es sich, ob es ganz unmöglich sey, daß der, der zum Originalgenie gebildet ist, sich durch das Lesen und durch die Nachahmung der Alten (denn auch die Nachahmung beschuldigt Young vieler üblen Wirkungen), immermehr bilden und vollkommner machen könne? Ist es nicht möglich, so lege ich meine Waffen nieder, und erkläre mich sogleich für überwunden. Ist es aber möglich, so mache ich mir Hofnung Sieg erwarten zu können. Und warum sollte es nicht möglich seyn? Horaz hat es wenigstens dafür gehalten, und darum giebt er den Pisonen, Männern von sehr feinen Geschmack, den Rath, dessen sie sich zu ihrer völligen Ausbildung bedienen sollten:

Vos exemplaria græca
Nocturna versate manu, versate diurna*).

Ja, möchte man sagen, eben der Horaz erklärt es doch gleichwohl für eine vergebliche Arbeit, die Muster der Griechen, und insbesondre die erhabne und begeisterte Muse Pindars nachzuahmen. Er sagt**): Pin-

*) de arte poëtica. v. 268.

**) lib. IV. od. 2.

Pindarum quisquis studet æmulari,
Jule, ceratis ope Dædalea
Nititur pennis, vitreo daturus
Nomina ponto.

Es ist wahr. Aber redet nicht **Horaz** in diesen Worten vornemlich nur von den feurigen Dithyramben **Pindars**, die wir nicht mehr haben? Oder erklärt er ihn nicht etwa in einer gewissen enthusiastischen Bewunderung für unnachahmlich, und vergleicht er **ihn** nicht in dieser Absicht mit einem dircäischen Schwan, der von einer stärkern Luft getragen, sich mit erhabnen Fluge zu den Wolken empor hebt, sich **selbst** aber mit einer matinischen Biene, die an den Gestaden des bewässerten Tibur summet, und aus süssen Kräutern Honig saugt? Und überdem, ist es denn etwa schlechterdings nothwendig, denen Mustern, die man liest und nachahmt, in allen Stücken vollkommen gleich zu werden, ohne im geringsten abzuweichen und eine neue Bahn zu betreten? Nichts weniger als das. Sonst würde man weiter nichts, als höchstens eine Copie jener grossen Originale, und ein Echo ihrer Worte und Gedanken werden können. Sonst würden alle die grossen Dichter des Alterthums, die den **Homer** sehr genutzt haben, nicht für Originale **in ihrer Art** gehalten werden müssen. Sonst würde **Boileau**, der viele Gedanken des **Horaz** und **Juvenal** in seine Gedichte eingewebt hat, sehr viel von seinem Ruhme zurückgeben müssen. Sonst würden endlich unsre fürtreflichsten Dichter, auf die wir mit so vielem Rechte stolz sind, auf das Verdienst, Originale

zu seyn, Verzicht thun müssen, weil sie mit den Schriften der Alten einen vertraulichen Umgang gehabt, und durch die Nachahmung sie zu übertreffen gesucht haben.

Ich rede hier **nicht von der kindischen** und **geschmacklosen Nachahmung**, die die Gedanken und Worte eines angesehnen Scribenten mit einer angaffenden Bewunderung nachbetet, und, weil sie in den Geist derselben nicht eindringen und dadurch zu neuen Ideen erweckt werden kann, sie nur als Materialien gebraucht, ein Etwas, das vorher noch nicht war, daraus zusammenzustoppeln; nicht von der Nachahmung, die so manchen mittelmäßigen und elenden Schriftsteller erzeugt hat, welche die Schönheiten, die sie hie und da fanden, mit kaltem Blute sammleten, sie nach Art des gothischen Geschmacks regellos und bunt unter einander mischten, und sich einbildeten, daß es schon genug sey, dieselben Materien zu wählen, die ein berühmter Autor schon bearbeitet hat, Nachtgedanken zu schmieren, weil sie **Young** geschrieben hat, Heldengedichte in stolpernden Hexamedern zu verfertigen, weil sich **Klopstock** durch die epische Muse unsterblich gemacht hat. Von dieser Nachahmung, wenn sie anders nicht mehr den Namen der **Nachäffung** verdient, rede ich nicht, sondern von der vernünftigen und für das Genie bildenden Nachahmung, wobey man die von dem Schriftsteller meisterhaft ausgedruckte Natur, und die Regeln, nach welchen er sie geschildert, zum beständigen Augenmerk hat, sich mit dem Geist seines Autors erfüllt, sich in den Affect zu

setzen

setzen sucht, der ihn entflammt hat, und sich alsdann seiner eignen Begeisterung frey überläßt.

Und nun frage ich, ob diese Art der Nachahmung im Stande sey, ein Genie, das fähig ist, ein Original zu werden, zu fesseln oder wohl gar zu unterdrücken? Dieß kann so wenig wahr seyn, daß vielmehr eben diese Nachahmung auch den mit vorzüglichen Talenten begabten Geist immermehr ernähren, aufmuntern, beleben muß. Sie giebt ihm mehr Bildung, mehr Richtigkeit in der Empfindung des Wahren und Falschen, des Schönen und Häßlichen; und diese verfeinerte Cultur ist von desto grösserer Wichtigkeit, weil, wie Horaz sagt*), das Genie ohne sie eben so wenig vermag, als alle Kunst ohne Genie.

— — Ego nec studium sine divite vena,
Nec rude quid possit video ingenium. —

Sie bringt ihn zur Kenntniß derer Regeln, die ihn lehren, wie man Ordnung und Gründlichkeit mit einander verbinden müsse, wie man bey der Behandlung und Austheilung des Schönen bald sparsam ohne Geiz, bald freygebig ohne Verschwendung seyn müsse, wie man endlich die Schreibart derjenigen Sache, wovon man schreibt, anmessen und den Ton gleichsam stimmen müsse, in welchem man seine Empfindungen angeben, oder in andern erwecken will. Diese Regeln, die nichts anders als Anordnungen der Vernunft und Natur sind, können demjenigen ohnmöglich entwischen, der die Werke der Alten liest,

*) de Arte poetica, v. 408. Auch Quinctilian sagt: Nihil credimus esse perfectum, nisi ubi natura curâ iuvetur.

worin sie mit der grösten Kunst sind beobachtet worden. Ist es also nicht Undank, den Unterricht der grösten Muster, und die von ihnen dargelegten Schätze zu verachten? Ist es nicht eine Art von Verwegenheit, sich auf sich selbst verlassen, und von den Einsichten anderer nichs wissen zu wollen?

Man sage nicht, daß wir die unschätzbarsten Schriften nicht den Regeln und einer mühsamen erworbenen Kenntniß der Theorie der Künste zu verdanken haben, und daß es eher einen **Homer** und **Demosthenes**, als Anleitungen* zur Dichtkunst und Beredsamkeit gegeben habe. Dieß weiß alle Welt, und es kann auch nicht anders seyn, weil die Natur viel älter ist als die Kunst, die erst aus der Nachahmung der Natur hat entstehen müssen. Folgt denn aber hieraus, daß die besten Köpfe unter den Alten ganz regellos gedacht und geschrieben haben? Sind sie nicht vielmehr die **ersten** gewesen, die in der Natur einen überschwänglich reichen Stoff der Kunst gefunden, und die beste Anwendung der Regeln, die sie mit tiefeindringenden Geist und mit dem feinsten Gefühl wahrnahmen, in ihren unsterblichen Werken gezeigt haben? In diesem Verstande kann es freylich heut zu Tage keine Originale von der Art geben, als die Alten waren, die noch keine Vorgänger hatten. Sollen wir aber deswegen die Kunst, die uns von andern gelehrt worden, verabsäumen, und uns die Einsicht, die Erfahrung, und den Geschmack andrer nicht zu Nutze machen? Es ist zwar nicht zu läugnen, daß jemand ein mittelmäßiger Scribent seyn könne, ob er gleich seine Kunst mit allen ihren Regeln bis auf die grösten Kleinigkeiten studiert hat; so

wie

wie ein andrer, der Fähigkeiten und Talente besitzt, bey einer mäßigen Kenntniß der Theorie, von Sachen, wobey es auf das Genie ankömmt, fürtreflich schreiben kann. Soll es aber deshalb umsonst, soll es vergeblich seyn, sich mit den Regeln der Kunst bekannt zu machen? Und wo sind diese Regeln besser und vollkommner angewendet worden, als in den Schriften der Alen? Sie also nicht nachahmen, nicht studieren wollen, heißt auf gut Glück arbeiten, oder sich gleichsam in die ofne See wagen, ohne sich der Vortheile zu bedienen, die erfahrne Männer mit Mühe und Gefahr entdeckt haben.

Wenn ich alles dieses zusammenfasse, so kömmt mir das, was Herr **Herder** ohne weitern Beweis sagt, sehr dictatorisch vor. „Die Kunst, die Alten „nachzuahmen, ist bildend für das Genie; weil sie es „aber auch **sehr oft** unterdrückt, so hat **Young** in „seiner Schrift von **Originalwerken** Recht, daß „meistens das Lesen der Alten schädlich wird„*). Ich will den **Longin** reden lassen, der, ob er gleich nicht infallibel ist, doch von dieser Sache ganz anders und richtiger denkt. „Es ist noch ein andrer Weg, der „zum Erhabnen führt. Und welcher ist es? Die „Nachahmung und Nacheiferung grosser Schriftsteller und Dichter, die vor uns gelebt haben**). — „Auf die Art gehen aus den grossen Genies der Alten auf den Geist derer, die ihnen nacheifern, wie

*) Fragmente über die neuere deutsche Litteratur. Th. 3. S. 45.

*) Longius de sublimitate c. 13. pag. 86 der schönen Ausgabe, womit uns der Herr Professor Morus neulich

„aus heiligen Quellen gewisse Ausflüsse über, von wel=
„chen auch die, die von sich selbst nicht leicht erhitzt
„werden, begeistert, und durch die Grösse andrer in
„Enthusiasmus gesetzt werden,,*). Doch wozu führe ich dieses noch an? Die Sache redet selbst, und es ist überflüßig, ihr erst durch fremde Zeugnisse eine Art von Ansehen zu geben.

Was ich vorher von der Nachahmung gesagt habe, das läßt sich mit noch grösserm Rechte **von dem Lesen der Alten** sagen, zumal da man sie nicht nachahmen kann, ohne mit ihren Schriften bekannt zu seyn. Eben dieses Lesen aber erklärt **Young** für die Ursach des Mangels an Originalscribenten. Zwar geht er nicht so weit, daß er es ganz verwerfen, und den Alten den Tribut versagen sollte, den sie so sehr verdienen: denn er war ein zu guter Kenner ihrer Werke, und empfand ihren hohen Werth zu sehr, als daß er dies hätte behaupten sollen. Er sagt vielmehr: „Wer die alten Schriftsteller nicht bewundert, der verräth ein Geheimniß, das er gern verbergen wollte, und sagt der Welt, daß er sie nicht verstehe. Wir hingegen wollen ihre vortrefliche Schriften eben so wenig verachten, als wir sie ausschreiben wollen. Ihre Gerechtsame müssen heilig, und ihr Ruhm unverletzt seyn,„ Bey dem allen aber will er, daß ein Geist, der mit allen Talenten ausgerüstet ist, ein Original zu werden, sich nicht

zu

neulich beschenkt hat. Ἄλλη τις παρα τὰ ἐιρημένα ὁδὸς ἐπὶ τὰ ὑψηλὰ τέινει. Ποία δὲ καὶ τίς ἄυτη; Ἡ τῶν ἔμπροσθεν μεγάλιον συγγραφέων καὶ ποιητῶν μίμησίς τε καὶ Ζήλωσις.

**) Longinus ibid.

zu sehr von ihnen leiten lassen, oder sich ihrer Hülfe wohl gar nicht bedienen solle. „Denn sagt er, der Himmel will keinen Gehülfen annehmen, wenn er einen seiner Lieblinge zum vollkommnen Genie erhebt; er verwirft alle menschliche Mittel, und behält den Ruhm allein für sich. — Und dieß darf uns nicht wundern, weil das Genie nichts anders ist, als das Vermögen grosse Dinge ohne diejenigen Mittel zu verrichten, die man insgemein für nothwendig zu diesem Endzweck hält.„ Ohne Zweifel redet Young hier von dem **Originalgenie**, das alle andre Genies, deren es viele Grade giebt, weit übertrift, das sich durch eine erfindungsreiche und schöpferische Imagination zu erkennen giebt, das sich in der Sphäre, in welcher es sich hervorthut, noch unbetretne Pfade bezeichnet, und über die Gegenstände, die es bearbeitet, ein neues Licht verbreitet. Solche Genies kann es geben, und hat es gegeben. Aber wie wenig hat die Natur zu einer solchen Grösse gebildet, und so ausgerüstet, daß sie das, was sie bearbeiten, mit Adlersblicken durchschauen, und damit, als mit ihrem Eigenthum, schalten können? Ich fasse alle meine Gedanken zusammen, und überlege bey mir, wie viel solcher Originalgenies es von jeher gegeben habe: aber ich finde eine kleine Anzahl dieser Auserwählten. Man hat sogar gezweifelt, ob Homer in diese hohe Classe der Geister gesetzt zu werden verdiene, und einige haben aus der grossen Vollkommenheit seiner Gedichte schliessen wollen, daß er die Gedichte des **Orpheus**, **Linus**, **Musäus** und **Melesander** gelesen habe, und durch diese Vorgänger sey gebildet worden. Doch ich will diesen

Zweifel nicht rege machen. Genug für mich, daß es, wie ich schon vorher gesagt habe, nur wenig Originalgenies von jeher unter allen Nationen gegeben hat: Denn wenn dies wahr ist, so braucht man nicht dem Lesen der Alten den Mangel an Originalscribenten zuzuschreiben, weil durch dieses Lesen jemand eben so wenig zum Originalgenie gemacht, als gehindert werden kann, es zu seyn, wenn die Natur ihn dazu erkohren hat.

Und ist es denn etwa andem, daß ein solch Genie, wie **Young** meint, der Hülfsmittel, die Unterricht und Erfahrung ihm geben können, gar nicht benöthigt sey, sondern so wie es aus der Hand der Natur hervortritt, schon seine völlige Reife und Bildung habe, wie **Minerva**, als sie aus dem Gehirn **Jupiters** geharnischt hervorsprang? Ich mag es nicht wagen, das zu behaupten. Die fürtreflichsten Genies sind nicht gleich von ihrem Entstehen an, das, was sie werden **können**. Durch Fleiß und Uebung wird es erst zu seiner Vollkommenheit gebracht. Das gilt sogar von denen Künsten, in welchen doch das Genie ohne eigentliche Gelehrsamkeit am meisten wirken zu können scheint, von der Dichtkunst, Mahlerey und Musik, wo sich die Seele dem Enthusiasmus, der Entzückung und dem göttlichen Feuer, das sie entflamt, überläßt, neue Bilder und Welten erschaft, und ihnen Reiz und Anmuth nach Wohlgefallen mittheilt. Auch in diesen Künsten ist das Studium, das sowohl in der Betrachtung der Natur, als auch in dem Nachdenken über die Werke grosser Meister besteht, nöthig, um auf die Art kennen zu lernen, was man nachahmen, und was man übertreffen soll.

Ich

Ich habe die angeführten Künste nicht deswegen genannt, als glaubte ich, daß bey ihnen allein Originalgenies statt finden können. Warum sollte man denn eben nur einem **Raphael** und **Angelo**, nur einem **Milton** und **Shakespear** den glänzenden Namen eines solchen Genies beylegen, und ihn denen, die wie **Newton** und **Leibniz** ihren Geist mit ernsthaftern Wissenschaften genährt haben, absprechen? Jede Wissenschaft hat, so wie jede Kunst, ihre Genies, die sich für sie schicken*). In Wissenschaften aber kommt es nicht auf Begeisterung, sondern auf Erfahrung, auf genaue Beobachtungen, auf strenge Untersuchungen an. Woher soll nun der, der mit grossen Talenten für die Wissenschaften gebohren ist, dieses alles schöpfen? Soll er alle Erfahrungen, alle Beobachtungen selbst anstellen? O wie viel Zeit wird ihm das rauben! Wie wird es ihn zurückhalten, so weit zu kommen! Soll er nichts als wahr annehmen, was er nicht selbst erfunden, und durch eignen Fleiß mühsam entdeckt hat? Gut! aber er kann es ja näher haben, wenn er sich des Unterrichts anderer bedient, und nach einer genauen Prüfung sich die Einsichten derer zueignet, die vor ihm in dem grossen Felde der Wissenschaften mit glückli-

 chem

*) Ich nenne hier eine Schrift, in welcher von den verschiednen Gattungen der Originalgenies und von ihren Kennzeichen mit vorzüglicher Gründlichkeit gehandelt wird. Ihr Titel ist: An Eſſay on Original Genius and its various Modes of Exertion in Philoſophy and the fine Arts. London 1767. Im fünften Bande der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste S. 27 u. f. steht eine fürtrefliche Recension von derselben.

chem Erfolg gearbeitet haben. Das Genie eines Künstlers mag allenfalls, wie **Quintilian** selbst lehrt, mehr uncorrekte Erfindsamkeit als pflegmatische Richtigkeit besitzen; daß aber der, der sich mit systematischen Wissenschaften beschäftigt; nach der Meinung des **Trublet** und **Dubos** sich von dem Zwange des Systems ganz losreissen müsse, wenn er zu einer vorzüglichen Grösse gelangen will, das begreife ich nicht. Es ist wahr, das System hat etwas steifes, langsames und träges: das Genie aber will sich nicht binden lassen; es glüht von einem mächtigen Feuer, und gleicht einem reissenden Fluß, der unaufhaltsam dahinströmt. Beydes scheint einander zu widersprechen. Indessen kann Regelmäßigkeit und Ordnung sehr wohl mit einem grossen Genie bestehen, vornemlich in solchen Sachen, wo man nicht nach einer sich selbst gelassenen Phantasie, sondern nach Regeln und Grundsätzen denken muß. Einen grossen Beweis hievon geben die besten Philosophen unsrer Nation. Würden sie wohl die Franzosen und andre unsrer Nachbarn in der Weltweisheit so weit hinter sich zurückgelassen haben, wenn sie eben so leicht und flüchtig gedacht hätten, als jene?

Weil ich eben jetzt des **Dubos** Erwehnung gethan habe, so will ich eine Anmerkung desselben mittheilen, die hieher gehört*): „Das Studium eines Genies besteht in einer beständigen Behauung der Natur und in reichen Betrachtungen über die Werke grosser Meister, worin er bemerkt, was er nachzuahmen hat, und was er übertreffen muß. Durch diese Bemerkun-

*) Kritische Betrachtungen über die Poesie und Malerey. Th. 2. S. 43.

kungen lernen wir viele Sachen, welche uns unser Genie allein niemals an die Hand gegeben haben, oder worauf es doch erst sehr spät gekommen seyn würde. Man entdeckt in **einem** Tage Vortheile und Kunstgriffe, die ihren Erfindern jahrlange Untersuchungen und Mühe gekostet haben. Und gesetzt, daß unser Genie Stärke genug gehabt hätte, uns einmal so weit zu bringen, fals auch der Weg noch nicht gebahnt gewesen wäre, so würden wir doch, blos vermittelst unsrer eignen Kräfte, gewiß erst durch eben so mühsame Arbeiten, als die ersten Erfinder, dahin gelanget seyn,,. Mit dieser Anmerkung stimmt das, was **Cicero** *) und **Horaz** **) lange vorher gesagt haben, sehr überein, und es erhellet hieraus, daß auch die glücklichsten Genies durch unermüdete Arbeit sich bis zu dem Grad der Vollkommenheit, den sie erreichen können, erheben müssen; und daß die Beschäftigung mit den grösten Mustern des Alterthums nicht nur unschädlich, sondern auch nothwendig sey, selbst bey denen, die fähig sind, Originale zu werden.

Dieß ist die Sache die **Young** läugnet, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Weil wir durch das Lesen der Alten und durch die Aufmerksamkeit, die wir darauf verwenden,

*) in der Rede *pro Archia Poeta.* c. 7. Cum ad naturam eximiam & illustrem accesserit ratio conformatioque doctrinæ, tum illud nescio quid præclarum & singulare solet existere.

**) lib. IV. od. 4. v. 33.

Doctrina sed vim promovet insitam,
Rectique cultus pectora roborant.

den, an der gehörigen Erforschung unsrer selbst gehindert werden.

2. weil wir dadurch mit Vourtheilen für die Geschicklichkeit der Alten eingenommen werden, und das Gefühl unsrer eignen schwächen.

3. weil wir durch den Glanz ihres Ruhms zaghaft gemacht werden, und durch Mistrauen unsre Fähigkeiten ersticken.

Wir wollen sehen, wie wahr oder unwahr diese Gründe sind.

Wenn sich Young hier solche Leser gedacht hat, die mit einer übertriebnen Hochachtung die Schriften der Alten lesen, und mit einem kriechenden Beyfall, mit einer albernen Verehrung ihre Aussprüche als Orakel anbeten; so ist alles, was er sagt, sehr richtig. Denn diese bewundernde Hochachtung, wenn sie in die blinde Ehrfurcht eines Abergläubigen ausartet, der dem Pabst die Zehe küßt, ist Schuld daran, daß man schüchtern wird, und allen Muth verlieret, sich von den Fußstapfen jener grossen Vorgänger zu entfernen, und einen neuen Weg zu betreten, der vielleicht bey mehrerer Herzhaftigkeit nicht mislingen würde. Sie ist Schuld daran, daß man seinen Abgott für unfehlbar hält, und sich zu versündigen glaubt, wenn man ihm auch nur die geringsten Fehler beylegen soll. Sie ist Schuld daran, daß man die Alten, an statt sie als Aufmunterungen zur völligen Ausbildung unsrer Fähigkeiten zu gebrauchen, vielmehr als Wachen ansieht, wodurch den freyen Ausfällen der Einbildungskraft Einhalt gethan, und allen weitern Versuchen Gränzen gesetzt werden. Von der Art war die Hochachtung des Balzac, des la

Motte

Motte Vayer, des Voetius und jenes Philosophen, der durch keinen Tubus sehen wollte, um nicht gestehen zu müssen, daß Galiläus a Galiläis neue Sterne entdeckt habe, von denen Aristoteles nichts gewust. Wie lächerlich ist dieser Zwang, wie hart sind die Fesseln, die man sich anlegt, wenn man die Alten so abergläubig verehrt und gleichsam anbetet. Ich sage es noch einmal, hat Young diese alberne Hochachtung gemeint, so hat er Recht, so bedürfen seine Gründe gar keiner Widerlegung.

Aber es ist, dünkt mich, nur gar zu deutlich, daß er nicht hievon rede, sondern überhaupt das Lesen der Alten als die Ursach des Mangels an Originalscribenten angebe. Und wie will er das beweisen? Er sagt erstlich: „Die berühmten Beyspiele ziehen unsre Aufmerksamkeit an sich, und hindern uns dadurch an der Erforschung unsrer selbst.„ Man merke wohl, wie hier die Unwahrheit der Wahrheit zur Seite steht. Wahr ist es, daß die Schriften der Alten unsre Aufmerksamkeit an sich ziehen, ja ich behaupte so gar, daß es ein ziemlich richtiges Kennzeichen schlechter Fähigkeiten und des Mangels an lebhaften und zärtlichen Empfindungen sey, wenn jemand die Werke der grösten Muster mit eiskalten Blute liest, und von den Schönheiten derselben nicht gerührt wird, nicht in eine Art der Entzückung geräth, und von eben dem Feuer erhitzt wird, von welchem der Verfasser glühte. Daraus folgt aber gar nicht, daß man dadurch an der Erforschung seiner selbst gehindert werde. Es ist nicht bestimmt, worin diese Erforschung bestehen soll. Sie kann zweyerley bedeuten. Soll damit gesagt werden, daß man dadurch der Zeit beraubt

raubt werde, sich selbst, seine Fähigkeiten und deren Stärke oder Schwäche durch angestellte Uebungen kennen zu lernen; so kann nicht das Lesen selbst, sondern die Unmäßigkeit im Lesen, die alles verschlingen will, daran Schuld seyn. Soll aber damit gesagt werden, daß die an die Werke der Alten geheftete Aufmerksamkeit uns hindere, den einzelen Schönheiten derselben nachzuforschen, und mit uns darüber zu Rathe zu gehen, so kann dies bey dem, der im Stande ist, diese Schönheiten zu empfinden und zu zergliedern, am wenigsten statt finden. Ich lese z. E. **Virgils** unnachahmlich schöne Beschreibung von dem Ungewitter, das Juno gegen den Aeneas erregt hat *). Ich sehe diese Göttin auf der einen Seite voller Wuth, und auf der andern in einer unanständigen Herablassung gegen den Aeolus. Ich erblicke mit Schaudern die fürchterliche Majestät dieses Gottes. Ich höre auf seinem Befehl die Winde brausen, und plötzlich stehen da Wellen, wie Gebürge. Ich stelle mir die Seele des Aeneas in ihrem Kampf vor, und empfinde die Angst der Trojaner, die jetzt verlohren, unwiederbringlich verlohren zu seyn scheinen. Ich bin voll von dieser schreckensvollen Begebenheit. Mich überfällt, indem ich sie mir recht lebhaft denke, eine Art von Paroxysmus. Meine Seele ist ganz Tumult; ich bin ausser mir. Aber dieser Tumult legt sich bald, weil kein heftiger Affect von langer Dauer seyn kann; und wenn er sich gelegt hat, dann forsche ich allen Schönheiten nach, die mir in der ersten Hitze noch unentdeckt blieben; dann frage ich mich, ob ich auch alles recht verstanden, dann werde ich wohl gar so kühn, dem

Mu-

*) Aeneid. lib. 1. v. 38 seqq.

Muster nachzueifern, das ich vor mir habe. Kann ich also wohl sagen, daß mich meine Aufmerksamkeit, meine Entzückung an der Erforschung meiner selbst hindere? Finde ich nicht, (wenn ich anders im Stande bin, meinen Autor mit Verstand und Gefühl zu lesen), finde ich nicht vielmehr Gelegenheit und Aufmunterung, meinen Geschmack vollkommner auszubilden, mich in der richtigen Empfindung des Schönen zu befestigen, und die Kunst, in welcher mein Autor seine ganze Stärke gezeigt hat, fleißig zu studieren? Dadurch wird also die Erforschung meines **Verstandes**, ja, ich sage noch mehr, dadurch wird so gar die Erforschung meines **Herzens** nicht nur nicht gehindert, sondern befördert. Denn eine zärtliche und weichgeschaffne Seele wird gemeiniglich bey einer rührenden Stelle von Mitleiden durchdrungen: ein edles Herz fühlt sich mehrentheils bey den grossen Beyspielen der Menschenliebe, der Freundschaft, des Heldenmuths und der Liebe zum Vaterlande, zu grossen Entschliessungen begeistert; so wie es auf der andern Seite von einem gerechten Zorn ergriffen wird, wenn es sich die List des Ulysses, den Unsinn des Catilina, und den Frevel des Clodius vorstellt. Wenn ich nun diese Bewegungen bey mir entdecke; werde ich nicht einigermassen einen Schluß auf mein Herz machen können?

Young sagt **zweytens** von den grossen Beyspielen der Alten. „Sie erfüllen uns mit Vorurtheilen für ihre Geschicklichkeit, und verringern dadurch das Gefühl unsrer eignen.„ Daß man die Werke der Griechen und Römer mit einer Art von Vorurtheilen liest, ist an sich gar kein Wunder. Sie sind von jeher die

Lieb=

Lieblinge aller Vernünftigen gewesen; man hat sie allezeit bewundert, und oft bis zur Anbetung bewundert; man hat sie fast als Orakel verehrt, und ist durch sie begeistert worden, wie Pythia, wenn sie sich dem Dreyfuß des Apollo näherte. Darf es uns also wohl befremden, wenn das Lob einer ganzen Vorwelt auf unser Urtheil einigen Einfluß hat, und wenn wir die Schriften der Alten, die unerschöpflichen Quellen des Guten und Schönen sind, mit einem gewissen Vorurtheile lesen? Aber dieses Vorurtheil muß die Wahrheit zur Seite haben, und nicht unbesonnen und blind seyn. Es muß die Stimme der Vernunft nicht übertäuben, und die Beurtheilungskraft nicht fesseln. Es muß uns nicht verleiten, zu glauben, daß sich in den Dichtern Roms und Athens die ganze Stärke der Natur gleichsam koncentrirt habe, oder daß sie gigantische Seelen gehabt, die über das ganze menschliche Geschlecht so sehr erhaben gewesen, so sehr ein vernünftiger Mensch von einem Wahnwitzigen unterschieden ist, der weiter nichts zu seyn scheint, als ein Thier mit zwey Füssen. Die Alten sind bey ihren grossen Talenten doch nicht fehlerfrey geblieben, denn sie waren Menschen. Ihre besten Werke, wenn sie nach den strengen Gesetzen der Kritik geprüft werden, geben hie und da Beweise hievon, und **Virgilius** fühlte vielleicht das Mangelhafte seiner Aeneide, als er den harten Entschluß faßte, sie dem Feuer aufzuopfern. Wenn daher jemand beym Lesen der Alten von gar zu grossen Vorurtheilen für ihre Vorzüge verblendet und hingerissen wird; so kann wohl Uebereilung, Mangel der Prüfung oder ein übertriebener Enthusiasmus Schuld daran seyn, aber nicht das

Lesen an und vor sich selbst, welches vielmehr Gelegenheit giebt, den Grund oder Ungrund der Vorurtheile zu prüfen. Man sieht also, wie schwankend der zweyte Grund sey, dessen sich Young bedient hat, und man kann daraus schon abnehmen, wie wenig auch das sagen wollte, daß durch die Vorurtheile, womit wir die Alten lesen, das Gefühl unserer eignen Geschicklichkeit verringert werde. Zwar, wollte der Himmel! daß sich diese Wirkung bey allen denen in einem recht hohen Grade zeigen möchte, die sich einbilden, grosse Geburten ihres Geistes schaffen zu können, da sie doch kaum im Stande sind, einen Embryo von Gedanken zur Welt zu bringen, oder die verwegen genug sind, sich mit Adlersflügeln erheben zu wollen, da ihnen doch die Natur kaum Flügel eines Schmetterlings gegeben hat. O! wie mancher, der sich ein Riese zu seyn dünkt, würde sich in der Gestalt eines Zwerges erblicken, oder wohl gar vor sich selbst verschwinden, wie ein Traum verschwindet, wenn die Seele sich ihrer bewust wird. Doch mit solchen Lesern, die sich groß zu seyn dünken, und es doch nicht sind, haben wir hier nicht zu thun. Young redet von Originalen, folglich muß er sich Leser vorstellen, die fähig sind, Originale zu werden, wenn er behaupten will, daß das Lesen der grösten Muster des Alterthums ihnen daran hinderlich sey. Wie sollte aber wohl der, der mit grossen Fähigkeiten und seltenen Gaben des Geistes versehen ist, so schwach seyn, seine Vernunft dem Joche der Vorurtheile zu unterwerfen, und alles was ein grosser Mann gesagt hat, darum für tadelsfrey und untrüglich zu erklären, weil er es gesagt hat? Vorurtheile

sind gemeiniglich nur das Uebel, womit Köpfe, die selbst nicht denken können, behaftet zu seyn pflegen; sie sind die epidemische Krankheit der Einfältigen. Je aufgeklärter, je erleuchteter aber jemand ist, desto vermögender ist er, das lächerliche der Vorurtheile einzusehen, und die Fesseln zu zerbrechen, die sie ihm anlegen wollen. Sein Verstand befiehlt ihm, alles selbst zu prüfen, selbst zu untersuchen, und nie so treuherzig zu seyn, als die Schüler des **Pythagoras**, die anstatt aller Beweise sonst nichts gebrauchten, als ihr ἀυτος ἐφα. Nun laßt uns einen Leser annehmen, der mit diesem aufgeklärten Verstande die Schriften der Alten liest, und sich sein Recht über alles zu urtheilen, nicht rauben läßt. Wird er wohl der Hochachtung, worin die Scribenten der Griechen und Römer stehn, seine Einsichten aufopfern? Wird er sie nicht vielmehr mit einem forschenden Auge ansehn, und das Schöne was sie gesagt haben, nach den Gesetzen der Vernunft prüfen? Ja, das wird er gewiß thun; und wenn er es gethan hat, dann wird er ihnen seinen Beyfall und Bewunderung nicht versagen, die viel grösser seyn wird, als die Bewunderung des gemeinen Haufens, aber nicht aus Vorurtheil, sondern aus Ueberzeugung. Von dieser Ueberzeugung geleitet, wird er allezeit sichere Schritte thun, und eben so wenig den Einsichten der Alten blindlings trauen, als seinen eigenen Einsichten Gewalt anthun, und seine Fähigkeiten durch den Zaum eines Vorurtheils zurückhalten lassen.

Es ist noch ein Grund übrig, dessen sich **Young** bedient, den Mangel der Originalscribenten aus dem Lesen der Alten zu beweisen. Er sagt nemlich drittens

tens: „Der Glanz des Ruhms der Alten macht uns zaghaft, und erstickt unsre Fähigkeiten durch Mistrauen.„ Fast weiß ich nicht, wie ich auf diesen Gedanken am kürzesten antworten soll. Denn ich finde Erfahrungen, die ihn bestätigen und Erfahrungen, die ihn den ersten Ansehen nach zu widerlegen scheinen. Es wird am besten seyn, beyde auf die Wageschaale zu legen, und zu sehen, wohin sich der Ausschlag neigen wird. Die eine Erfahrung sagt also, daß es Männern von grossen Einsichten und starker Seele eigen sey, sich an die Unternehmungen, die wichtig und mit Gefahr verbunden sind, mit einer gewissen Schüchternheit zu wagen. Es ist, als verliesse sie ihr Muth, oder als wollten die sonst so stark gespannten Sehnen ihres Geistes erschlafen, indem sie in Begriff stehen, eine glänzende Handlung zu unternehmen. Dieß mag entweder daher rühren, weil sie von ihren Kräften mit Bescheidenheit urtheilen, oder weil sie die Gefahr am besten kennen, in welche sie sich wagen, oder weil sie zu viel Ehrfurcht für das Urtheil der Welt haben; so bleibt die Erfahrung immer richtig. Daher sehen wir, daß Helden, die sonst Muth genug besitzen, sich einer ganzen Welt mit entschlossener Seele entgegen zu stellen, dennoch eine Anwandlung von einem gewissen edlen Mistrauen gegen sich selbst bekommen, ehe sie eine entscheidende Handlung unternehmen. Daher sehen wir, daß grosse Genies sich gemeiniglich mit einer Art von Zaghaftigkeit an die Arbeiten ihres Geistes wagen, und lange daran feilen, ehe sie sie den Augen der Kenner vorzulegen sich getrauen. Daher sehen wir endlich im Gegentheil, daß ein Mensch mehrentheils desto

unternehmender und tollkühner ist, je eingeschränkter der Umkreis seiner Einsichten ist, und daß es den kleinen und von sich selbst verblendeten Geistern keinen Kampf, ja nicht einmal Schamröthe kostet, die Geburten ihres Witzes mit grosser Eilfertigkeit in die Welt zu schicken, sie mögen so unreif, so unförmlich, so monströs seyn, als sie immer wollen. Alles dieses sagt die Erfahrung, und das was sie sagt, hat seinen guten Grund.

Dieser Erfahrung scheint aber eine andere zu widersprechen, die eben so richtig und selbst in dem Wesen der menschlichen Seele gegründet ist. Wir finden nemlich, daß wenn wir bey andern Menschen Handlungen von grosser Würde und Vortreflichkeit erblicken, sich in uns eine Begierde zur Ausübung ähnlicher Handlungen zeigt; eine Begierde, die sich desto stärker regt, je edler die Gesinnungen der Seele sind. Der Anblick einer heroischen Handlung erweckt in uns nicht nur Bewunderung und Beyfall, sondern macht auch, daß die Seele von einem ungewöhnlichen Gefühl der Unerschrockenheit belebt wird, und gleichsam nach den Gegenständen dürstet, woran sie ihren Affect äussern kann. Eine großmüthige Handlung erfüllt uns nicht nur mit Ehrfurcht und Liebe für den, der sie verrichtet hat, sondern erregt auch in der Seele eine Begierde etwas ähnliches zu thun, die oft so lebhaft wird, daß sie bis zur Stärke einer Leidenschaft heranwächst. Man könnte dieses Phänomenon, das sich so oft bey edelgesinnten Seelen zeigt, füglich die **sympathetischen Bewegungen der Seele** nennen, wodurch sie angetrieben wird, das nachzuahmen, was sie bewundert, und vermöge welcher alle

grosse

grosse Beyspiele eine gewisse Gewalt über das Herz bekommen, dadurch die Uebung der Tugend unterstüzt wird. Diese Sympathie, ob sie gleich vornemlich auf die moralischen Empfindungen geht, enthält doch, glaube ich, zugleich den Grund mit in sich, warum die grossen Beyspiele der Alten und ihre geistvollen Schriften, eher einen gewissen Muth als Zaghaftigkeit in uns erwecken müssen.

Wenn dieses aber wahr ist, wie wird sich wohl die Erfahrung damit vergleichen lassen, die ich zuerst angeführt habe? Wie wird der Widerspruch gehoben werden können, der zwischen beyden zu seyn scheint? Wohlan! ich will es versuchen, und einer jeden ihr Recht widerfahren lassen.

Je ausgebreitetere Einsichten, je grössere Fähigkeiten jemand hat, desto mistrauischer ist er mehrentheils gegen sich selbst, wenn er sich zu einer grossen Unternehmung entschliessen soll: dies war die erste Erfahrung. Aber eben dieses rühmliche Mistrauen macht den Geist so wenig unfähig, etwas Grosses zu wagen, daß es ihm vielmehr Gelegenheit giebt, sich zu sammlen, die Wichtigkeit und Folgen der Unternehmung zu prüfen, die Art ihrer Ausführung zu überdenken, und alsdann mit desto mehr Entschlossenheit und Muth, das zu thun, was geschehen soll. Dieß beweisen die Beyspiele grosser Helden, wenn sie Schlachten denken, dadurch das Schicksal ganzer Nationen entschieden werden soll. Indem sich ihre Seele mit diesen grossen Gedanken beschäftiget, so regt sich in ihnen manche sorgenvolle Unruhe; sie kämpfen mit sich selbst, und sind halb unentschlossen; bald

nachher aber brechen sie gleich einem aufgehaltenen Strome mit desto grössrer Gewalt hervor; sie stürzen sich ins Schlachtfeld, fechten mit Löwenmuth, und siegen entweder, oder sterben den rühmlichsten Tod, den Tod fürs Vaterland. Hier ist bey einer und eben derselben Person erst Mistrauen und eine Anwandlung von Kleinmüthigkeit, bald darauf aber ein heldenmüthiger Entschluß, der allen Gefahren, und selbst dem Tode Troz bietet. Man sieht hieraus leicht, daß diese erste Erfahrung der andern gar nicht widerspreche, die uns lehrt, daß grosse Beyspiele und ruhmwürdige Handlungen einen tiefen Eindruck auf die Seele machen, und sie zur Nachahmung anfeuren. Ich habe schon vorher gesagt, daß dieses hauptsächlich von der Nachahmung solcher Beyspiele und Handlungen zu verstehen sey, die moralisch gut und mit dem Gepräge der Tugend bezeichnet sind. Warum sollten aber die Beyspiele ganz ausgeschlossen werden, die uns zeigen, was die menschliche Seele für Meisterstücke hervorbringen kann, wenn sie mit grossen Talenten begabt ist? Ist es etwa nicht bekannt genug, daß zwischen grossen Geistern, so wie zwischen tugendhaften Seelen, eine gewisse Sympathie ist? Weiß man es nicht, daß ein Genie das andre oft entzünde und zu grossen Unternehmungen anflamme? Weiß man es nicht, daß fähige Köpfe, wenn sie die Werke der Alten lesen, mit einer Art von Misgunst die glänzenden Vorzüge derselben ansehen, und mit Ungeduld wünschen, ihre Vollkommenheiten erreichen zu können, so wie **Scaliger** wünschte, lieber einige Verse aus **Virgils** Büchern vom Landbau gemacht zu haben, als über den reichen Crösus und

mächtigen Cyrus zu herrschen*)? Und wenn dieses alles so wahr ist, daß es selbst die Erfahrung bestätigt: wie kann man denn sagen, daß das Lesen der Alten nicht nur mittelmäßige Köpfe zaghaft mache, (dann bey diesen ist es gar kein Wunder, wenn sie anders klug genug sind, den grossen Abstand zwischen sich und jenen strahlenden Sonnen zu bemerken,) sondern auch Köpfe von sehr seltenen Talenten muthlos mache, und durch Mistrauen ihre Fähigkeiten ersticke?

Ich glaube nichts weiter hinzufügen zu dürfen, um das zu widerlegen, was Young behauptet, daß nemlich das Lesen der Griechen und Römer an dem Mangel der Originalscribenten Schuld sey. Vielleicht habe ich auch schon zu viel von einer Sache gesagt, die ich fast nicht Youngs Meinung, sondern lieber einen Einfall nennen möchte, der ihm wider Vermuthen entwischt ist. Denn sollte wohl der Mann, der zum Theil durch die Anleitung der Alten in den Stand gesetzt worden ist, die fürtreflichen Meisterstücke zu liefern, die das Andenken seines Namens nie werden ersterben lassen, sollte Young wohl die unschätzbaren Schriften der Alten im Ernst einer Sache beschuldigt haben, deren Gegentheil er an sich selbst erfahren hat? Indessen wird es immer wahr bleiben, daß es sehr wenig solcher Originalgeister gäbe, die in

*) Scaliger meinte die Stelle aus Virgils Georg. lib. III. v. 525-529, wovon er in seiner Poetik lib. V. cap. 11. sagt: Quæ equidem malim a me ex cogitata atque confecta; quam vel Crœsum vel Cyrum ipsum dicto habere audientem. Ein in der That übertriebner Gedanke, zumal da es im Virgil manche weit fürtrefflichere Stellen giebt, als die angeführte ist.

irgend einer Wissenschaft oder Kunst, eine noch nie betretne Bahn bezeichnen, oder ein nach dem alten reellen Geschmack verfertigtes Meisterstück liefern können. Wer weiß auch, ob es mit grossen Vortheilen vergesellschaftet seyn würde, wenn es viel dergleichen gäbe; wenigstens würde es keine vorzügliche Ehre seyn, unter die Originalgenies gezählt zu werden, wenn sie gewöhnlich und alltäglich wären. Es ist schon Ehre und Nutzen genug für das Reich der Wissenschaften, wenn es zwischen Originalgeistern und mittelmäßigen Köpfen eine Art von Genies giebt, die den grossen Abstand zwischen beyden ausfüllen, und gleichsam die Stufe von den Letztern zu den Erstern sind. Wohl diesen, wenn sie die Schriften der Alten und ihre Schönheiten als Sterne gebrauchen, dadurch sie sich leiten lassen, ihre Fehler, als Klippen, die sie zu vermeiden suchen, und die Critik aller Zeitalter über dieselben als ein sicheres Steuerruder, womit sie ihren Lauf nach immer grössern Vollkommenheiten regieren.

*
* *

Die bisherige Abhandlung giebt mir Gelegenheit, mich mit meinen Lesern noch von einer Sache zu unterreden, mit deren Untersuchung ich mich schon oft beschäftigt habe. Sie betrift die Frage: **Warum hat sich das poetische Originalgenie in denen Zeiten, da die menschliche Gesellschaft noch sehr ungebildet war, in einer so vorzüglichen Stärke gezeigt, in welcher man es nachher in den cultivirtesten Zeiten fast nie wieder erblickt hat?**

Ich nenne mit Fleiß nur das **poetische** Originalgenie. Denn um es sowohl in den übrigen Künsten, als auch vornemlich in den Wissenschaften zu einer grossen Stärke und Vollkommenheit zu bringen, dazu gehören wiederhohlte Untersuchungen, Erfahrungen und viele Hülfsmittel, die bey dem noch uncultivirten Leben der Menschen nicht statt finden können. Bey der Dichtkunst aber ist dies minder nöthig. **Homer** und **Oßian** sind hievon unwiderlegliche Beweise. Beyde lebten zu solchen Zeiten, da der menschliche Verstand noch wenig cultivirt, die Sitten noch roh, und die Erfindungen noch sehr sparsam waren. **Griechenland** war zu **Homers** Zeiten ein in viele kleine Staaten getheiltes, und mit Empörungen und Räuberey angefülltes Land. Stärke des Leibes und Muth in den Kämpfen waren die vorzüglichsten Eigenschaften, die man damals an andern bewunderte. Die Sitten und Lebensart waren zwar unverstellt, von aller Pracht entfernt und ungezwungen, aber mit dieser Simplicität vergesellschaftete sich eine wilde Frechheit. Schreckliche Laster und unerhörte Ausschweifungen waren Kennzeichen und zugleich Wirkungen der damals herrschenden Unwissenheit. Man kannte fast keine andre Künste, als die, welche zur Befriedigung der Bedürfnisse des Lebens, und höchstens zur Bequemlichkeit desselben dienten. In den meisten griechischen Städten waren zu Homers Zeiten kaum Gesetze entstanden, und auch diese waren sehr mangelhaft. So sehr man aus dieser Betrachtung auf die erstaunenswürdige Erfindsamkeit und Stärke des **homerischen** Genies, das sich dieser ungebildeten Zeiten ohngeachtet in einer so gros-

sen Vollkommenheit zeigte, einen Schluß machen kann; so nothwendig ist es, sie beym Lesen Homers stets vor Augen zu haben, zumal da die Beschaffenheit der damaligen Zeiten auf die homerische Poesie und Sprache einen grossen Einfluß hatte*). **Oßian** trat wie ein hellstrahlendes Phänomenon mitten in der Nacht des Zeitalters hervor, in welchem er gebohren ward. Unwissenheit, Mangel der Cultur, Wildheit der Sitten, sind ein so unterscheidendes Merkmal der Zeiten **Oßians**, daß man über den Reichthum seiner Sprache, über die Hoheit seiner Empfindungen, über die Pracht seiner Beschreibungen, und über die Menge der ausgesuchtesten Gleichnisse in Erstaunen gesetzt, und beynahe verleitet werden muß, das originelle Alterthum der **oßianischen** Gedichte in Zweifel zu ziehen**).

Wenn

*) Zwey Bücher verdienen hievon vorzüglich nachgelesen zu werden. Das erste ist An Enquiry into the Life and Writings of Homer, London 1736. Die andre, wobey die erste zum Grund gelegt zu seyn scheinet, rührt vom Robert Wood her, und ist 1769 zu London unter dem Titel An Essay on the Original Genius of Homer herausgegeben worden.

**) In der That ist die Originalität der Gedichte Oßians sehr bestritten worden. Macipherson und Blair haben aber alle Einwürfe kräftig widerlegt. S. The Works of Ossian, - to which is subioined a Critical Dissertation on the Poems of Ossian, by *Hugh Blair*, London 1765, und den zweyten Band der unvergleichlichen Uebersetzung der Gedichte Oßians, die wir dem Herrn Denis zu verdanken haben. In dem Journal des Sçavans vom J. 1764 hat ein ungenannter Irrländer das ächte Alterthum der oßianischen Gedichte ernstlich bestritten.

Wenn man sich diese ausserordentlichen Genies in der fast unerreichbaren Grösse vorstellt, worin sie sich in einem unausgebildeten Zeitalter zeigten; so ist es ganz natürlich, daß man auf die Frage kommen muß: **Wie ist es möglich, daß sich das dichterische Originalgenie in so rohen Zeiten in einer solchen Stärke hat zeigen können, in welcher man es nachher in den blühendesten Zeiten der menschlichen Gesellschaft fast nie wieder erblickt hat?** Mit Vergnügen erinnere ich mich gelesen zu haben, daß der Verfasser der vorher schon gemeldeten Schrift*) sich auch über diese Frage ausgebreitet hat, und ich wünschte, meinen Lesern die Einsichten dieses Mannes mittheilen zu können. Ich weiß aber von seiner Untersuchung, die ich nie selbst gelesen habe, weiter nichts als die Gründe, aus welchen er die aufgeworfene Frage beantwortet hat. Sie sind folgende. Das **dichterische** Originalgenie kann sich auch in den ungebildetesten Zeiten der menschlichen Gesellschaft in der vorzüglichsten Stärke zeigen.

1. Weil alle Objekte, die das Genie alsdenn wahrnimmt und bearbeitet, einen Schein der Neuigkeit haben, und noch von niemand bearbeitet worden sind.
2. Weil die Einfalt und Einförmigkeit der Sitten, die solchen frühzeitigen und ungebildeten Perioden eigen ist, einen grossen Einfluß auf die Poesie hat.
3. Weil auch die Ruhe und Zufriedenheit eines uncultivirten Lebens nebst den unschuldigen Freu-

*) An Essay on the Original Genius and its various Modes of Exertion, im fünften Abschnitte.

Freuden, die es meistentheils begleiten, der Poesie sehr vortheilhaft sind.

4. Weil man alsdann noch frey ist von dem Zwange der Regeln, und von den Fesseln der Kritik.

Der erste **Grund** ist von grossem Gewicht. Es ist immer, wie ein gründlicher Kunstrichter sagt, für ein Volk und für jedes einzle Genie unglücklich, wenn es in seiner Ausbildung spät an die Reihe kömmt. Je mehr schon cultivirte Nationen vorher da gewesen sind; je mehr fremde Empfindungen ihm in schon völlig ausgearbeiteten Sprachen überliefert werden; je mehr es durch die Kunst von Gemälden gereizt wird, deren Original es nicht gesehen hat: um desto mehr wird die Kraft des Anschauens der wirklichen Gegenstände geschwächt; um desto mehr die Seele von dem, was durch die Sinne mit unauslöschlichen Characteren eingegraben werden sollte, abgekehrt, um desto mehr das Empfindungsvermögen von aller eignen Anstrengung losgespannt, und endlich die ganze Seele desto unfähiger, ihre Ideen ganz unmittelbar aus ihrer eignen Natur und aus der Reihe von Gegenständen, die ihr nach und nach vorgestellt worden sind, zu schöpfen. In der That sind die Bilder, die durch den unmittelbaren Eindruck der Gegenstände, die uns umgeben, erweckt werden, die stärksten und wirksamsten. Von der Art sind die Bilder, die Beschreibungen, die Charactere und die Empfindungen derer Dichter, die in einem noch ungebildeten Zeitalter leben. Sie schöpfen das, was sie niederschreiben, aus der ersten Quelle, und überlassen sich dem ersten mächtigen Eindruck, den die Sache auf sie machen,

welche

welche ihr Auge sieht und ihr Ohr hört. Ihre durch die eigentliche Gelehrsamkeit noch nicht ausgebildete Seele beschäftigt sich nicht mit entlehnten Bildern, nicht mit fremden Empfindungen, die man ihnen vorgesagt hat. Sie werden nicht durch den oft schädlichen Einfluß zurückgehalten, den grosse Muster, die uns vorgearbeitet haben, auf uns zu machen pflegen. Sie wandeln auf unbetretnen Pfaden; der Weg, den sie sich zeichnen, sey gerichtet, wohin er wolle, so ist er allemal neu. Diese wichtigen Vortheile, vereinigt mit feinen Sinnen, mit einer scharfen Beurtheilungskraft, und mit einer feurigen Imagination, geben den Dichtern aus frühen und ungebildeten Perioden der menschlichen Gesellschaft einen ausserordentlichen Vorzug.

Der zweyte **Grund** ist von den Sitten uncultivirter Zeiten hergenommen. Die Armuth und der Mangel an solchen Sachen, die blos dazu erfunden sind, das Leben angenehm und freudenvoll zu machen, sichert diese Zeiten gegen Geiz und Ueppigkeit, zwey Laster, denen **Longin** den Verfall des guten Geschmacks und den Mangel an grossen Schriftstellern vornemlich zuschreibt *). Die Sitten der Menschen, die in einen wenig gebildeten Zeitalter leben, sind ungekünstelt und aufrichtig. Man lebt alsdann natürlich, so wie es dem Geheiß derer Neigungen gemäß ist, die in jeder Brust wohnen. Man redet und handelt ohne Zwang, ohne Verstellung, und so wie es die Begriffe mit sich bringen, die man von Recht und Unrecht, vom Guten und Bösen hat. Kein Wun-

*) Longinus de sublimitate cap. 43. p. 254 der Ausgabe des Herrn Professor Morus.

Wunder also, daß das dichterische Genie, das mit Menschen umringt ist, die ihre Gesinnungen nicht hinter der Larve der Verstellung verbergen, desto mehr im Stande ist, alle menschliche Charactere mit den lebhaftesten Farben zu schildern. Ausserdem hat die Einfalt der Sitten auch auf die Sprache einen wohlthätigen Einfluß. Die Worte eines aufrichtigen und von dem Gift der Heucheley noch nicht angesteckten Volks haben immer ein desto grösseres Gewicht, je mehr sie das Gepräge der Wahrheit haben. Die Gedanken sind stark, edel, ungekünstelt, und in einer Sprache vorgetragen, die dem Gefühl eines ehrlichen Herzens und den aufwallenden Bewegungen einer ungeheuchelten Seele entspricht, und die von studirten Künsteleyen und gesuchten Zierrathen frey ist. Daher kömmt es, daß fast alle Völker ihre alten Dichter so gern lesen. Denn man fühlt die Kraft ihrer Worte und die Wahrheit ihrer Gedanken viel besser, als wenn die Sprache schon zu einer verschmizten Falschheit und feinen Schmeicheley ist abgerichtet worden.

Gegen den **dritten Grund** hätte ich fast Lust einen Einwurf zu machen. Denn mich dünkt, daß Ruhe und Zufriedenheit selten mit einem uncultivirten Leben vergesellschaftet sind. Ein Volk, das sich noch nicht gebildet hat, und in einer Art von Rohheit dahin lebt, hat immer noch wenig Gesetze, noch unvollkommne bürgerliche Einrichtungen, noch schwache gesellschaftliche Bande, noch kein recht gemeinschaftliches Interesse, das die Gemüther mit dem geschäftigen Eifer erfüllen könnte, das allgemeine Wohl fest zu gründen. Aus diesem Grunde sind alsdann

innerliche Zerrüttungen, Fehden und Gewaltthätigkeiten unvermeidlich. Und hiezu kommen in den ungebildeten Zeiten der menschlichen Gesellschaften, da die Völker noch klein und die Staaten noch sehr schwach sind, äusserliche Kriege in welchen die stärkere Nation über die schwächere herfällt, und sich durch ihre grössere Macht für berechtigt hält, andre aus ihrem Eigenthum zu vertreiben. Ist es etwa nicht bekannt genug, daß die Zeiten **Homers** so unruhvoll, so kriegerisch gewesen sind? Sieht man nicht aus **Ossians** Fingal, worinn sich alles auf das Unternehmen, Irrland von dem feindseligen Einfalle des Swaran zu befreyen, koncentrirt, daß auch den damaligen Zeiten grosse Verwirrungen und Gewaltthätigkeiten eigen gewesen sind? Aber eben diese blutigen Auftritte, dieses Geklirr der Waffen, diese zerstörenden Unordnungen, können dem Genie, das in solchen Zeiten hervortritt, einen erhabnern Flug und eine stärkere Begeisterung geben. Alsdann sieht es die grossen Wirkungen der Ehrbegierde, des Zorns, der Liebe zur Freyheit und der Verachtung des Todes, die desto grösser ist, je weniger noch die Seele durch Ueppigkeit verzärtelt ist, und je weniger Anhänglichkeit sie an das kleine Eigenthum hat, das man in solchen frühzeitigen und ungebildeten Perioden zu besitzen pflegt. Alsdann sieht es viele ausserordentliche und wundervolle Begebenheiten, die in solchen Zeiten, wo alles nach der Richtschnur der Gesetze geht, seltner seyn müssen*). Das Wunderbare dieser Begebenhei-

*) Quintilian, oder wer sonst der Verfasser des *Dialogi de caussis corruptæ eloquentiæ* seyn mag, sucht aus die-

heiten erhebt das dichterische Genie und erfüllt es mit grossen Ideen. Die verwirrtesten Zeiten haben daher mehrentheils die grösten Dichter gehabt. **Virgil** lebte mitten unter den traurigsten Unruhen, die den römischen Staat zerrütteten. **Dante** schrieb unter den schrecklichsten Verwüstungen, welche die wider einander entflammten Guelfen und Gibellinen in Italien anrichteten, sein Gedicht, das bey allen seinen Fehlern doch immer bewundernswürdig schön ist. **Milton** machte sich durch sein verlohrnes Paradieß unvergeßlich, zu einer Zeit, da die cromwellischen Unruhen England erschütterten, und ein gewisser Kunstrichter hat so gar behaupten wollen, daß **Milton** aus diesen verwirrten Händeln verschiedene Bilder und Charac-

diesem Grunde zu beweisen, daß in einem wohl eingerichteten Staate die Beredsamkeit sich nicht leicht zu einer vorzüglichen Grösse erheben könne. Hier sind seine Worte: Magna eloquentia sicut flamma, materia alitur, & motibus excitatur, & urendo clarescit. Eadem ratio in nostra quoque civitate antiquorum eloquentiam provexit. - - Quæ singula (procerum factiones, assidua senatus adversus plebem certamina, inimicitiæ, &c.) etsi distrahebant remp., exercebant tamen illorum temperorum eloquentiam, & magnis cumulare præmiis videbantur. Quia quanto quisque plus dicendo poterat, tanto facilius honores assequebatur, tanto magis in ipsis honoribus collegas suos anteibat, tanto plus apud principes gratiæ, plus auctoritatis apud patres, plus notitiæ ac nominis apud plebem parabat. - Nec mirum, cum etiam inviti ad populum producerentur; cum parum esset in senatu breviter censere, nisi qui ingenio & eloquentia sententiam suam tueretur. - Ita ad summa eloquentiæ præmia, magna etiam necessitas accedebat & commoda. cap. 36.

Charactere entlehnt, und sie unter Engel und Teufel vertheilt habe.

Der **vierte Grund**, der vorher angeführt worden ist, sagt, daß das dichterische Originalgenie sich in uncultivirten Perioden der menschlichen Gesellschaft auch deswegen weit mehr erheben könne, **weil man alsdann noch frey ist von dem Zwange der Regeln und von den Fesseln der Kritik.** Worte, aus denen gar nicht die Folge hergeleitet werden kann, daß die Kritik keinen Nutzen, keinen wohlthätigen Einfluß auf die schönen Wissenschaften und auf die Dichtkunst insbesondre habe. Denn das ist wohl unleugbar, daß die Kritik den Geschmack läutre, und ihm mehr Feinheit, mehr Richtigkeit gebe, um die Fehler und Schönheiten eines Werks treffender beurtheilen zu können. Aber eben so wahr ist es auch, daß das Bewuſtseyn der kritischen Regeln, nach welchen der Plan einer Geistesarbeit entworfen, durchgedacht und vollführt werden soll, dem Geist eine Art von Gewalt anthut, und ihn dadurch gleichsam fesselt; daß es ihm eine gewisse Schüchternheit und Besorgniß einflößt; ob auch die Regeln recht werden angewendet werden. Das Originalgenie, von dem wir hier reden, braucht diese Regeln am wenigsten. Nicht, als wenn es regellos und ohne Ordnung dächte, sondern weil es sich selbst ein Gesetz ist, und durch das feine Gefühl, durch die richtige Beurtheilungskraft, womit ihn die Natur begabt hat, in den Stand gesetzt wird, schön, richtig und der Natur gemäß zu denken. Und wenn es auch nicht alle Fehler vermeiden sollte, wie **Homer**, **Oßian**, **Milton** und **Shakespear** sie nicht ganz vermieden haben, so sind

Bayerische Staatsbibliothek München

selbst diese Mängel besser, als eine fehlerfreye und trokne Correction. Die beste Kritik und die sichersten Regeln, die erst aus den Werken der Originalschriftsteller haben gezogen werden müssen, können niemand zum Originalgenie und zum künftigen Homer machen, ja man hat vielmehr bemerkt, daß, wenn erst eine Kunst unter einem Volke eine wissenschaftliche Form bekommen hat, es alsdann nicht leicht Werke von einem ausserordentlichen und originellen Werthe in einer solchen Kunst gegeben habe. Ich will hievon einen vortreflichen Mann*) reden lassen: Bey keiner polirten Nation ist ein ausserordentliches Werk mehr erschienen, so bald man die Kritik studiert und die Regeln der Schreibart festgesetzt hat. Dieses hat man in Griechenland, Rom und Frankreich gesehen, nachdem **Aristoteles**, **Horaz** und **Boileau** ihre Dichtkunst geschrieben. In England hat man die Gesetze der Schaubühne niemals so gut verstanden, als jetzt. Aber was für gleichgültige Trauerspiele hat man nicht letztlich erscheinen sehen, die doch alle von Fehlern frey sind? So sehr übertrift unser Urtheil unsre Ausübung. Den eigentlichen richtigen Grund von dieser Erscheinung anzugeben, ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden, so wie alle Untersuchungen, welche die Geburten der Seele und die geheimen Ursachen betreffen, die einen Einfluß in dieselben haben, mit Schwierigkeiten verknüpft sind. **Vielleicht** werden die natürlichen Kräfte durch die furchtsame und vorsichtige Rücksicht auf die Vorschriften der Kunst eingeschränkt und geschwächt.

Viel-

*) Den Verfasser des Essay on the Writings and Genius of Pope im dritten Abschnitt.

Vielleicht hat sich der philosophische und systematische Geist, der jetzt so sehr im Schwange ist, von den Wissenschaften auf die schöne Gelehrsamkeit ausgebreitet, die Vernunft auf Kosten der Empfindung zu Rathe zu ziehen gelehrt, und dadurch verursacht, daß unsre Dichter mehr für den **Kopf**, als für das **Herz** schreiben. **Vielleicht** mögen auch die Schriftsteller, die den grossen Mustern folgen, aus welchen man die Regeln gezogen hat, sich aus Ehrgeiz bemühen, diese vortreflichen Muster zu übertreffen, so daß sie in den Gedanken sowohl, als im Ausdrucke gekünstelt und unnatürlich werden, indem sie neu und selbst Original seyn wollen.

Ich wundre mich, daß man bey Erforschung der Gründe, aus welchen die vorher aufgeworfne Frage von der frühzeitigen Vollkommenheit des dichterischen Originalgenies entschieden werden kann, einen Grund übersehen hat, der von Gewicht ist. Er ist von der **Sprache** hergenommen, die den noch uncultivirten Zeiten, in welchen sich die Dichtkunst schon in ihrer grösten Stärke zeigt, eigen ist. Man sollte vermuthen, daß diese Sprache nicht anders als dürftig und schwach seyn müste. Denn jede Sprache richtet sich so wie nach dem Genie und nach den Meinungen einer Nation, also auch nach den Bedürfnissen und Sitten derselben. Ein armes und in der ersten Wildheit lebendes Volk hat daher eine arme und wilde Sprache. Die Worte sind rauh, unabänderlich, einsylbig, stark, und den heftigsten Leidenschaften gemäß, die in der Seele eines wilden Volks, dessen Lebensart voller Gefahr ist, stärker aufbrausen, als bey einem Volke von gemilderten Sitten. Diese

Heftigkeit der Leidenschaften macht die Sprache in den Empfindungen, die sie ausdruckt, feurig; sie macht, daß sie voll kühner und verwegner Metaphern wird, weil Worte, die in den heftigsten Leidenschaften erfunden werden, dem Affect und der Begeisterung, wodurch sie veranlaßt worden sind, gemäß seyn müssen. Weil ausserdem die Sprachwerkzeuge eines wilden Volks noch wenig gebraucht sind, so ist der Accent rauh und tönend, die Worte haben noch keine Abänderungen, und ein Wort oder vielmehr **ein** Laut muß dienen, **viele** ähnliche Begriffe dadurch auszudrücken. So war die erste Sprache aller Nationen beschaffen, so lange sie in zerstreueten Hütten, einsam und wild lebten. — Wenn aber durch Erfahrung und angestellte Versuche die Kenntnisse vergrössert werden, wenn die mit Gefahr und Tod umringte Lebensart ruhiger wird, wenn die Sitten sich von ihrer anfänglichen Wildheit entfernen, wenn die Werkzeuge biegsamer werden; so erhebt sich die ganze Sprache zu einer grössern Vollkommenheit. Sie wird wörterreicher und geschmeidiger. Sie bekömmt mehr Wohlklang und wird zum Gesang geschickt. Nun spricht man, da man vorher nur tönte oder schrie. Sie ist immer noch eine Sprache des Affects, aber sie druckt nicht mehr wie sonst wilde Leidenschaften, sondern sanftere Empfindungen aus. Sie wird bilderreich, indem allgemeine und unkörperliche Begriffe mit Worten ausgedruckt werden, die von sinnlichen Sachen entlehnt sind. Sie mahlt, wenn sie kann, körperliche Gegenstände durch die Aehnlichkeit des Schalls. Sie ist noch frey in ihren Verbindungen und ungefesselt in ihren Perioden. Mit einem

Worte, sie ist eine starke, feurige und hinreissende Sprache, zwar noch nicht ganz polirt, noch kühn in ihren Wendungen, und noch nicht nach den Regeln der Kunst ausgearbeitet, aber eben daher desto machtvoller, natürlicher und der alten Einfalt der Sitten angemessener. Eine solche Sprache ist dem dichterischen Genie die günstigste, und die Geschichte sagt uns, daß jede Nation die grösten Meisterstücke der Poesie geliefert habe, da die Prose noch nicht von der Poesie getrennt und ausgebildet war *). So kann, so muß, die Sprache auch alsdann beschaffen seyn, wenn es eine Nation noch nicht weit in der Cultur gebracht hat. So war sie beschaffen, als **Homer** und **Oßian** lebten, und ihre unsterblichen Gedichte sind ein unwiderleglicher Beweis, daß das dichterische Genie sich auch in frühzeitigen und uncultivirten Perioden der menschlichen Gesellschaft zu einer so hohen Stuffe der Vollkommenheit empor schwingen könne, die spätern Dichtern unerreichbar bleibt, obgleich diese leztern mehr Genauigkeit und Correction haben, die Erzählungen künstlicher in einander verweben, und ein genaures Verhältniß der Theile zum Ganzen beobachten können.

*) Herders Fragmente Th. 1. S. 30 und 36.

Gedanken
über die Ruhmredigkeit des Cicero.

Ich weiß es nicht gewiß, ob es jemand schon versucht hat, den Verdacht der Ruhmredigkeit von dem **Cicero** abzulehnen; das aber weiß ich, daß es ihm nie an Tadlern gefehlt hat. Er hatte sie schon damals, da er noch lebte; und nach seinem Tode hat es noch mehr gegeben, die durch die Verachtung dieses grossen Mannes sich haben Ehre erwerben wollen. Sie haben aber grôstentheils das Schicksal derer gehabt, die das Verdienst grosser Månner niedertreten, und auf den Trůmmern desselben sich Ehrensäulen errichten wollen. Man hat ihren Tadel långst vergessen; aber **Cicero** wird noch immer bewundert, und sein Nahme glånzt noch in dem Tempel des Ruhms. **Asinius Gallus**, einer der åltesten Widersacher des **Cicero**, verschmåhete seine Beredsamkeit, und bildete sich ein, grosse Fehler an ihr entdeckt zu haben; aber wie lange hat man den **Asinius** schon der Vergessenheit ůbergeben, und wie wenig hat sein Andenken auch dadurch erhalten werden kőnnen, daß ihn der Kayser **Claudius** einer Widerlegung gewůrdiget hat*)? **Largius Licinius** schrieb ein ganzes Buch voller Vorwůrfe und Schmåhungen wider den **Cicero**, und gab ihm den Titel **Ciceromastix****), aber

*) Svetonius in vita claudii c. 41.

**) Aulus Gellius Noctium Atticar. lib. 17. c. 1.

aber wie viel sind wohl derer die seinen Namen noch kennen? **Hieronymus** träumte einen gehäßigen Traum gegen den **Cicero**, wenigstens gab er es vor, ihn gehabt zu haben, obgleich mehr in der Absicht, die Schriften dieses Mannes aus den Händen der Christen zu winden, als ihn selbst zu verkleinern *); aber wie lange hat nicht schon der Ruhm des **Cicero** über diesen Traum gesiegt? **Petrus Ramus**, **Erasmus**, **Scioppius**, **Budäus**, Männer von Einsicht und Verdienst, was haben sie mit allen ihren Tadel dem Ruhm des **Cicero** für einen Abbruch gethan? Sie haben ihn eben so wenig unterdrückt, als ihre Antipoden ihn vergrössert haben, ich meyne die sclavischen Nachahmer des **Cicero**, **Nizolius**, **Bembus**, **Sadoletus** und **Longolius**, die ihn bis zur Anbetung hochschätzten, und in ihm den einzigen Schiedsrichter der ganzen Latinität verehrten **).

Wäre es meine Absicht, ein Geschichtbuch von dem Lobe und Tadel zu schreiben, womit man den vortreflichen **Cicero** überhäuft hat; so würde es mir nicht an Stoff fehlen können, das zu erweitern, was ich jetzt mit zwey Worten berührt habe. Dieß ist aber nicht mein Vorhaben. Ich will von der Ruhmredigkeit des **Cicero** reden, und vielleicht bin ich so glücklich, die Beschuldigung dieses Lasters von ihm abzulehnen. Sollte ich hiezu fähig seyn, so würde ich weiter nichts gethan haben, als das, wozu mich Hochachtung und Dank auffordern. Hochachtung, die

*) Heumann in Diss. de somnio Hieronymi anticiceroniano.

**) Morhof de pura dictione latina. p. 142. Walch Historia critica linguæ latinæ. p. 726 seqq.

die ich für den edlen Römer empfinde, der ein grosser Staatsmann, ein denkender Philosoph, ein feuriger Redner, und ein lehrreicher Scribent zugleich war. Dank, den ich dem Manne schuldig bin, der mich schon so lange unterrichtet hat, und noch täglich unterrichtet.

Lasset uns zuförderst den Character des Ruhmredigen kennen lernen. Er nährt sich beständig mit süssen Träumen und schmeichelhaften Phantasien von sich selbst. Hat er einige Verdienste, so wächst ihm der Muth so hoch, daß er sich allenthalben mit einem brausenden Lobe ankündigt. Hat er sie aber nicht, (und gemeiniglich ist dieses das Schicksaal des Ruhmredigen), so glaubt er doch, sie zu haben, und ist frech genug, sich Vorzüge anzumasen, die er nicht besitzt. Sich selbst allgenugsam, bekümmert er sich um Niemand, und siehet von der schwindelnden Höhe, auf welche ihn seine schwärmende Einbildungskraft erhoben hat, mit Verachtung auf andere herab. Fremde Verdienste und Tugenden rühren ihn nicht, oder wenn ja sein aufgebläheter Geist einen Eindruck davon hat, so ist es Neid und heimlicher Verdruß, der ihn alsdenn quält, wenn er irgendwo Vorzüge erblikt, die er an sich nicht wahrnimmt. Er ist mehr als stolz. Denn der Stolze verachtet zwar auch andere in Vergleichung mit sich, und will allein gelobt, bewundert, angebetet seyn; aber nicht allezeit kündigt er wie ein Herold, mit einem lauten Geräusche die Verdienste an, die er von sich erträumet hat, nicht allezeit wird seine Lieblingsleidenschaft durch äusserliche Zeichen und Worte sichtbar. Sehet hingegen den Ruhmredigen an. Begnügt er sich wohl mit die-

sem

sem heimlichen Stolze, der wie ein Feind im Hinterhalt liegt und auf Beute lauert? Bricht nicht sein Affect mit Ungestüm hervor? Ist er nicht sein eigener Lobredner, und rühmt er sich nicht in dem Rausch der Selbstbewunderung vieler Vorzüge, die er entweder gar nicht hat, oder die er in einem geringen Grade besitzt, oder die gar kein Stoff des Lobes sind? Wie unbescheiden ist er auch nicht? Er fällt einem jeden mit seiner Prahlsucht zur Last. Er ergreift die geringste Gelegenheit, um von sich im Ton eines Panegyrs zu reden. Er streuet sich allenthalben Weyrauch, für ihn ein süsser Geruch.

Dies ist das Bild des Ruhmredigen; und nun vergleiche ich es mit dem Character des Cicero. Aber welch ein Abstand! welch eine Unähnlichkeit! Wo finde ich hier die regellose Selbstbewunderung, wegen kleiner oder erdichteter Vorzüge? Wo die neidische Verachtung fremder Verdienste? Wo die Unbescheidenheit und den Frevel im Selbstlobe?

Ich sehe den Einwurf vorher, den man hier machen wird. Man wird gewiß sagen: „Cicero hat „sich ja gelobt! Er hat sich ja öffentlich und zu „wiederhohlten malen als einen verdienstvollen Mann „gelobt!„ Es ist alles wahr; und dennoch beweiset es noch nicht, daß er ruhmredig gewesen sey. Ein Mann von wahren Verdiensten kann allezeit mit einer edlen Freymüthigkeit von sich sprechen; und oft ist es sogar für ihn Pflicht, sich selbst zu loben. Ich will die Fälle, in welchen das Selbstlob nicht allein verzeihlich, sondern auch pflichtmäßig ist, kürzlich

*) Plutarch περὶ τȣ ἑαυτὸν ἐπαινεῖν ἀνεπιφθόνως. Tom. II. edit, Xylandr. p. 539 seqq.

lich anführen; Plutarch *) hat sie mehr auseinander gesetzt. Es ist also Pflicht sich zu loben, **wenn man dadurch Gutes stiften kann.** Je grösser die Achtung ist, die ein verdienter Mann bey andern Menschen hat, desto mehr Gelegenheiten bieten sich ihm dar, nützlich zu werden. Ein übler Ruf hingegen, sollte er auch ungegründet seyn, hindert oft die besten Talente, und das liebenswürdigste Herz, sich um andere verdient zu machen. Was soll also der thun, dessen Geschicklichkeit und Tugend verfolgt und belästert wird? Er soll sich loben, und das Gute, was er wirklich hat, bekannt machen; jedoch ohne den Wohlstand zu beleidigen, ohne den Verdacht eines elenden Stolzes gegen sich zu erwecken, und ohne dem Ruhm anderer Abbruch zu thun. Wie schwer ist nicht diese Pflicht! und wie wahr ist nicht das, was Cowley, ein englischer Dichter, gesagt hat: „Es ist eine küzliche Sache, von sich selbst zu reden. „Wer es thüt, kann es nicht über das Herz bringen, etwas nachtheiliges von sich zu sagen, und „gleichwohl kann es das Ohr des Zuhörers nicht leiden, daß man viel Gutes von sich rühme.„

Es ist auch Pflicht sich zu loben, **wenn man einen verwegenen Großsprecher dadurch beschämen kann.** Der Prahlsüchtige wirft den Leuten Staub in die Augen, und stiehlt ihnen ihr Vertrauen ab. Er wuchert damit zum Nachtheil wahrer Verdienste, und hilft den Redlichen niedertreten, der bey aller Verachtung, die er erduldet, nicht weniger schäzbar bleibt, als der Diamant, den der Unwissende mit dem Fusse fortstößt. Soll nun der Mann, der sich seines Werths bewust ist, und dennoch

noch so niedergedrückt wird, soll er dem lügenhaften Großsprecher nachgeben? Oder soll er ihm die Larve abziehen, und seine Ehre gegen ihn retten? Ja, dieß ist er der Wahrheit und der guten Sache schuldig. Ohne Bedenken soll er den sich brüstenden Prahler beschämen, und eben das von ihm sagen, was Agesilaus von einem persischen Könige urtheilte, der Groß genannt seyn wollte: **Kann er auch wohl grösser seyn, als ich, da er nicht gerechter ist?**

Wenn es bey dem kleinen und unbedeutenden Unglück, von einem Großsprecher verachtet zu werden, schon Pflicht ist, die Wahrheit von sich zu sagen, und seinen eignen Werth nicht zu verschweigen; so muß der, der Verdienst hat, noch vielmehr hiezu verpflichtet seyn, **wenn ihn das Unglück** wie ein gewapneter Mann **überfällt**, oder **wenn Undank und Verläumdung der Lohn** seiner **Verdienste sind.** Leute die mitten unter den süssesten Liebkosungen des Glückes sich rühmen, erregen mehrentheils den Verdacht gegen sich, daß sie es aus Ruhmsucht thun. Aber der Mann von Verdienst, den die Last des Unglücks niederbeugt, wird für standhaft und heldenmüthig gehalten, wenn er anstatt in Thränen zu zerfliessen, mit einem freudigen Muthe von sich selbst redet. Warum soll er also die Vorzüge, die ihn adlen verhelen? Warum soll er sich durch sein Stillschweigen sich entweder den Schein der Zaghaftigkeit geben, oder wohl gar den Verdacht gegen sich erwecken, als habe er sich das Unglück, das ihn zu Boden werfen will, vorsetzlich zugezogen? Nein zur Rettung seiner Ehre muß er andere auf den Werth,

den

den er besitzt aufmerksam machen, nicht aber durch eine unzeitige Blödigkeit den Glanz seiner Tugenden, den die Wolken des Unglücks schon gehemmet haben, noch mehr verbergen.

Wie aber? Wenn ein Mann von wahren Verdiensten mit Undank belohnet, von dem Neide verläumdet, und solcher Fehler beschuldiget wird, deren er sich nicht bewust ist? O! dann soll er vornemlich von dem Gefühl seines Werthes durchdrungen werden, und laut sagen, wer er sey. Dann soll er zeigen, daß er Unrecht gethan haben würde, wenn er anders gehandelt hätte. Dann soll er darthun, wie weit er seine Feinde übertreffe, und wie viel ihnen noch fehle, die Verdienste zu erreichen, wodurch er sein Leben kenntbar, und für andere Menschen wohlthätig gemacht hat. Ich will hier ein paar Beyspiele zur Erläuterung anführen. Der ältere **Scipio Africanus** wurde von dem Tribun **Nävius** beschuldigt, daß er sich von dem Könige **Antiochus** habe bestechen lassen. Er hörte mit einem edlen Unwillen diese boshafte Beschuldigung, und das Bewustseyn seiner Verdienste belebte ihn mit einem solchen Muthe, daß er sagte: „Ich erinnere mich an einem Ta„ge, dergleichen der heutige ist, über den **Hannibal** „in Africa einen grossen Sieg erfochten zu haben. „Lasset uns also nicht undankbar gegen die Götter seyn. „Kommt mit mir dem Jupiter Dank zu sagen, und „lasset diesen Schurken stehen.„ Er gieng, und alles Volk folgte ihm nach*). Eben so rühmte sich **Perikles**, der gröste Redner, den Athen jemals gehabt hat. Er wurde von bösen Buben verläumdet, und ihre Ver-

*) Gellius Noct. Attic. l. 4. c. 18.

Verläumdungen empörten manche Athenienser gegen ihn. „Was zürnet ihr, sagte er, auf einen Mann, „der keinen unter euch an Wissenschaft, Erfahrung, „Beredsamkeit, Liebe zum Vaterlande und Verach„tung des Reichthums weichet?„ War das Ruhmredigkeit oder war es Grösse der Seele, die sich erhob, um den Neid niederzuschlagen? — Das merkwürdige Beyspiel des Apostels **Paulus** gehört vornemlich hieher. Er rühmte sich und prieß seine Verdienste, die er um die Ausbreitung des Evangelii hatte. Er rühmte sich aber in keiner andern Absicht als um die Prahlsucht seiner Feinde, der falschen Apostel, zu beschämen, und ihre niederträchtigen Kunstgriffe aufzudecken, womit sie sein Apostelamt niederschlagen wollten. Hätte er stille geschwiegen; so würde er dadurch sich und die beste Sache, die er hatte, bey vielen verdächtig gemacht haben. Er muste also ein Bekenntniß der Wahrheit von sich ablegen, und er konte es bey aller der Selbstverleugnung und Demuth thun, womit seine geheiligte Seele geadelt war.

Doch warum führe ich fremde Beyspiele zur Bestätigung meines Satzes an? **Cicero** selbst kann ja hier statt aller Beyspiele dienen. — Lasset uns also wieder zu diesem Manne zurückkehren, von dem ich meiner Absicht gemäß hier umständlicher reden muß. Er lobte sich öffentlich: Das habe ich schon eingeräumt. Dieses Selbstlob aber war bey ihm nicht Eitelkeit, nicht Ruhmsucht, sondern Pflicht, wozu ihn der Neid verband, der sich gegen seine glänzenden Verdienste empörte, und wie eine räuberische **Harbyce** sie mit seinem unreinen Geifer zu beflecken suchte. Und bedarf dieses auch wohl eines Bewei-

weises? Auf allen Seiten der Geschichte des **Cicero** finde ich einleuchtende Beweise des Verfolgungsgeistes, der gegen ihn wütete. Allenthalben sehe ich den verdienstvollsten Mann mit Feinden umringt, die heimtückisch auf sein Verderben lauren, und sich freuen, ihn stürzen zu können.

Ehe noch die grösseren Stürme über den **Cicero** losbrachen, machte ihm der Unsinn des **Catilina** viel zu schaffen. Dieser Verwegene wollte Consul werden, und buhlte destomehr um diese erhabene und fast königliche Würde,. um den fürchterlichen Plan, den er sich entworfen hatte, ausführen zu können. Aber sein Unternehmen schlug ihm fehl. Bestechung, Ränke, Drohungen, alles war umsonst. Der scharfsichtige **Cicero** entdeckte sein ungeheures Vorhaben, und von dem feurigsten Patriotismus erhitzt, vereitelte er alle seine Entwürfe. Was that **Catilina**? Er empörte sich wider den ganzen Staat, und drohete das Feuer, das man gegen ihn anzünden würde, nicht mit Wasser, sondern mit dem Blute der Bürger, und mit den Ruinen des Staats auszulöschen *). Auch **Cicero** sollte seiner Wuth nicht entgehen. Er wolte ihn ermorden. Der Tag, an welchen es geschehen sollte, war schon festgesetzt. Die Personen waren schon ausgesucht, und der Ort war verabredet. Aber ein glücklicher Zufall hinderte die Ausführung dieses schrecklichen Vorhabens. **Cicero** entwafnete seinen Feind; schlug ihn mit dem Donner seiner Beredsamkeit nieder; jagte ihn aus der Stadt, und befreyte sich vom Tode, und den Staat vom Untergange. Womit belohnte man aber diese

*) Dies sind seine eignen Worte, die **Cicero** in der Rede pro Muræna c. 25 anführt.

diese unsterbliche That des **Cicero**? In der ersten Hitze der Dankbarkeit überhäufte man ihn zwar mit Lobsprüchen und Ehrenbezeugungen. Das Volk jauchzte ihm seinen Beyfall entgegen. Man hielt ihn der Bürgercrone würdig. Man beehrte ihn mit dem prächtigen Namen eines **Vaters des Vaterlandes** *); mit einem Namen, den vor ihm kein einiger Römer gehabt hat **). Allein je feuriger dieser Dank im Anfang war, desto eher erkaltete er, so wie alle Affecten desto schneller verrauchen, je heftiger sie glühen. Der Neid, der grosse Verdienste nicht dulden kann, erwachte bald nachher, und zog ihm neue Ungewitter zu, die grösser waren, als die vorhergehenden. Man braucht in die Geschichte des **Cicero** nur einen Blick gethan zu haben, um die Feinde kennen zu lernen, die in grosser Anzahl wider ihn aufstanden, weil sie glaubten, daß der Glanz seiner Verdienste alle ihre Vorzüge verdunkele, wie vor den Strahlen der Sonne das Licht kleinerer Sterne verschwindet. Ich will jetzt nur einen nennen, der vielleicht der gefährlichste war, und an der Spitze vieler andern gegen ihn kämpfte. Es ist **Clodius**, der ungeheure Frevelthaten gegen ihn ausübte. Voller Neid und zugleich voller Grimm über den Muth, womit **Cicero** die Verschwörung des **Catilina** zerstreuet, und dessen Mitschuldige zum Tode verurtheilt hatte, wiegelte er alles gegen ihn auf, spottete seiner auf öffentlicher Strasse, ließ ihn mit Koth und Steinen werfen, schmiedete gefährliche Gesetze wider ihn, nöthigte ihn den traurigen Entschluß ab, ins Exi-

*) Cicero in Pisonem c. 3.

**) Plinius Histor. natural. l. 7. c. 30.

Exilium zu gehen, plünderte das vortrefliche Tusculanum, machte den Pallast, den er in der Stadt auf den palatinischen Berge hatte, zu einem Raube der Flammen, und suchte endlich noch seine Frau und Kinder auf, in der blutdürstigen Absicht, sie zu ermorden *).

Wie würde ich fertig werden, wenn ich alle Drangsale, unter welchen Cicero oft geseufzet hat, und alle Verläumdungen, die der Neid gegen ihn ausspie, erzählen wollte. Zwanzig Jahre hindurch war er das Ziel, nach welchem alle Bösewichter ihre Pfeile richteten **), bis er endlich unter den Verfolgungen des Antonius erlag. Die unglückliche Periode, in welcher er lebte, ward eine Veranlassung der harten Bedrückungen, die er erduldete. Rom war damals in der äussersten Verwirrung, und wurde von immerwährenden Bewegungen erschüttert. Eine Parthey verdrängte die andere; eine Unruhe folgte der andern. Bald standen Rebellen auf, die die römische Freyheit untergraben, und den Staat sich unterwürfig machen wollten. Bald widersetzten sich ihnen alle Patrioten, und retteten das edelste

Klein-

*) Cicero pro P. Sextio c. 11. 12. pro domo sua c. 23. 24. post reditum in Senat c. 7. post reditum ad Quirites c. 3 seqq. Diese Zeugnisse, die Cicero in seiner eignen Sache anführt, sind so wenig unzuverlässig, daß sie vielmehr allen Glauben verdienen. Denn würde er es wohl haben wagen dürfen, alles dieses in Gegenwart des Senats und des Volks zu sagen, wenn es unwahr gewesen wäre? Würde man ihm nicht ins Angesicht widersprochen haben? Würden nicht seine Feinde neue Ungewitter wider ihn erregt haben?

**) Cicero in Philippica XII. c. 10.

Kleinod der Römer, die Freyheit. **Cicero** war der Anführer, oder wenigstens der Rathgeber dieser letztern. Was Wunder also, daß die Feinde des Staats auch zugleich seine Feinde wurden! Was Wunder, daß sie ihn verläumdeten, boshafte Gerüchte von ihm ausstreueten, und sogar mörderische Anschläge gegen ihn faßten! Bey disen entsetzlichen Bedrückungen aber konnte **Cicero** ohnmöglich schweigen: er würde sonst dem Staat, seinen Freunden und sich selbst sehr viel vergeben haben. Er mußte also reden; und das konnte er nicht thun, ohne viel Gutes von sich zu sagen, und ohne seiner Verdienste Erwehnung zu thun. Das Lob welches er sich beylegt, ist daher kein Beweis seiner Eitelkeit, sondern vielmehr ein Beweis der traurigen Pflicht, die ihn zwang, seine Ehre gegen diejenigen zu retten, die sie ihm rauben wollten. Er gesteht es selbst, daß er genöthigt worden sey, wider seinen Willen rühmlich von sich zu reden*): und sollte es in einem solchen Falle nicht wenigstens verzeihlich seyn, sich selbst zu loben?

Beym **Cicero** ist das Selbstlob gewiß desto verzeihlicher, weil er nie die bevorstehenden Fähigkeiten seines Geistes, nie die ausserordentlichen Talente, die er als Redner besaß, nie seine ausgebreitete Gelehrsamkeit gerühmt hat. Er redet zwar davon; aber nie in dem hochgestimmten Tone eines Prahlers, sondern mit einer liebenswürdigen Bescheidenheit, und mit einer Art von Verläugnung, die ihm Ehre macht. Hätte er seine Talente und die grossen Einsichten seines Verstandes mit einem brausenden Lobe angekündigt; so würde, ich gestehe es, der Verdacht der

*) **Cicero** pro domo sua c. 35 36.

Ruhmredigkeit schwerer von ihm abgelehnt werden können. Denn das günstige Urtheil, welches wir von dem Umfang unserer eigenen Einsichten, und von den Gaben unsers Geistes fällen, scheint mehrentheils aus einem thörichten Stolze herzurühren: es ist mit einer Verachtung anderer verbunden, und weil sich niemand gerne will verachten lassen, so erregt es Unwillen. Wenn wir aber unsern Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so hört man uns williger an; weil nicht nur Verdienste seltener sind, als Fähigkeiten des Geistes, die ein jeder Mensch hat, oder doch zu haben sich einbildet, sondern weil sie auch den, der sie rühmt, auf einer vortheilhaften und für das Publicum wohlthätigen Seite vorstellen. **Cicero** wurde auch eben nicht gereizt, seine Talente und Gelehrsamkeit öffentlich zu preisen. Fast niemand machte es ihm streitig, daß er ein Mann von ausserordentlichen Einsichten und geschärften Verstande sey. Das Volk hörte ihn mit Beyfall, mit Bewunderung und oft mit Erstaunen. Er lenkte die Gemüther seiner Zuhörer wie Wasserbäche. Bald entflammte er sie zum Zorn; bald erweichte er sie zum Mitleiden. Darum fürchteten ihn so gar seine Feinde, und ihr Neid war ein heimlich Geständniß, daß sie ihn für einen Mann von grossen Talenten hielten. Wenn sie ihn angriffen, so griffen sie ihn nicht als Redner und Weltweisen an, sondern als einen Staatsmann der von der Liebe zum Vaterlande belebt, und von republicanischen Grundsätzen durchdrungen, nie in die Entwürfe der Feinde des Staats willigte, und mit einem edlen Zorn sich ihnen widersetzte. **Cicero** hatte also nicht Ursach, die Verdienste, die er als

Schriftsteller und Redner besaß, gegen seine Feinde zu vertheidigen. Hätte er aber ohne alle Ursach, ohne Veranlassung diese Apologie übernommen, so würde man nicht nur geglaubt haben, daß er in der Sprache eines Autors rede, den die Eigenliebe juckt, sondern selbst seine Freunde, würden gegen ihn aufgebracht worden seyn. Denn sie kannten an ihm einen Mann von ungewöhnlichen Einsichten, und von tiefer Gelehrsamkeit, die er durch seinen erstaunlichen Fleiß alle Tage vergrösserte. Von einem solchen Manne erwartet man aber, daß er mit Bescheidenheit von sich urtheile, und nie sein eigner Herold werde. Denn eine wahre Gelehrsamkeit demüthiget mehr, als daß sie stolz und aufgeblasen machen sollte.

Ich habe vielleicht schon genug gesagt, den Verdacht der Ruhmredigkeit von dem **Cicero** abzulehnen; ich will aber noch eine doppelte Anmerkung hinzufügen; und ich hoffe, sie nicht umsonst hieher zu setzen.

Die **erste** Anmerkung: Es ist besser, die Vorzüge, die man wirklich hat, und die Verdienste, die das Publicum ohnedem schon kennet, öffentlich zu gestehen, als sie mit einer übertriebenen Bescheidenheit und heuchlerischen Verstellung von sich abzulehnen*). Sollte dieser Satz ja einer Einschränkung fähig seyn, so ist er es gewiß alsdenn nicht, wenn Pflicht und Ehre es erfordern, daß man ein Zeug-

*) Quintilianus Instit. orat. lib. XI c. 1. p. 538 edit Gesner: „Et aperte tamen gloriari, nescio an sit magis tolerabile vel ipsa vitii huius simplicitate, quam illa iactatione perversa, si abundans opibus pauperem se, nobilis obscuram, & potens infirmum, & disertus imperitum plane & infantem vocet,

niß der Wahrheit von sich ablege. Wozu soll alsdenn die Verstellung, wozu die übermäßige Bescheidenheit dienen? Man soll sich ja in seiner wahren Gestalt zeigen, und das Gute, das man an sich wahrnimmt, in seinen Lichte darstellen, um den Nebel der Verläumdung zu zerstreuen. Soll man alsdann blöde seyn? Soll man sich schämen seine Verdienste geltend zu machen, zumal wenn es wahre Verdienste sind? Thäte man dieses, so würde man entweder bey den Uebelgesinnten verliehren, oder man würde den Unwillen der Redlichgesinnten erregen, die von dem Werth unsrer Vorzüge schon längst überzeugt sind. Weg also mit aller Verstellung, wenn man es seiner Ehre schuldig ist, das von sich zu sagen, was wahr ist. Die Blödigkeit wird alsdenn ein Fehler, und die Bescheidenheit eine Untugend. Zwar weiß ich wohl, daß man auch mit Bescheidenheit die Wahrheit von sich sagen könne; aber die Wahrheit muß nicht dabey leiden. Sie muß siegen, und ihr königliches Recht muß vornemlich gegen den Neid behauptet werden. Gerade so handelte **Cicero**. Vom Neide gedrückt und mit Verläumdung belastet, widersetzte er sich seinen Feinden, und wollte sich die Verdienste nicht rauben lassen, deren er sich bewußt war. Was würde er hier mit aller übertriebenen Bescheidenheit und Verleugnung ausgerichtet haben? Nichts, gar nichts! Es war also besser, daß er sich weniger verstellte, und mit desto grösserm Muthe denen die Stirn bot, die seine Ehre in den Staub treten wollten. Dieß ist der Muth, der bey dem **Cicero** so pflichtmäßig war, aber doch nie so sehr ausschweifte, daß er sich alles, oder auch mehr hätte beylegen

sollen,

sollen, als der Wahrheit gemäß war. Selbst das grosse Verdienst, daß er sich durch die Zerstreuung der catilinarischen Verschwörung erwarb, will er sich nicht allein zueignen. Er theilt es mit dem Senat, mit dem Glücke und mit dem Beystande der Götter *).

Die zweyte Anmerkung. Die hohen Begriffe von Ruhm und Ehre, mit welchen die Römer so mächtig durchdrungen waren, belebten auch den Cicero, und hatten einen Einfluß in das Verhalten, das man für Prahlsucht erklären will. So wie die Römer in sich einen unwiderstehlichen Trieb empfanden, von ihrem Zeitalter gepriesen, und von der Nachwelt bewundert zu werden: so wie eben dieser Trieb, der gleich einer Flamme in ihren Busen brannte, sie zu den ruhmvollesten Thaten erhitzte, und so manche Heldenseele hervorbrachte; so glühte auch Cicero von dieser Ruhmbegierde, und sie war nicht bey ihm allein, sondern bey allen grossen Römern das Element, worin sie athmeten. Daher entstand in ihm der geschäftige Eifer, sich durch edle Thaten hervorzuthun; daher der unschuldige Wunsch sich von seinen Zeitgenossen geehrt zu sehen; daher das Verlangen, seinen Namen und seine Verdienste auf die Nachkommenschaft fortzupflanzen; daher die Achtung für sich selbst und die Empfindung seiner Würdigkeit, die er in seinen Handlungen und Worten ausdrückte. Ist in diesem allen wohl etwas tadelnswürdiges? Und wenn auch allenfalls das Gefühl des eigenen Werthes bey ihm zu leb-

*) Quintilianus Instit. Orat. l. c. Et M. Tullius sæpe dicit de oppressa coniuratione Catilinæ, sed modo id virtuti Senatus, modo providentiæ Deorum immortalium assignat. S. auch die Rede des Cicero in Pisonem.

lebhaft gewesen wäre; verdient nicht diese Schwachheit bey einem Römer Nachsicht, der fast keine andere Unsterblichkeit kannte, als die, welche in dem immerwährenden Andenken der Nachwelt besteht*)?

Ich glaube durch diese Anmerkung mir den Weg zur Beantwortung desjenigen gebahnt zu haben, was man gemeiniglich als einen der stärksten Beweise von der Eitelkeit des Cicero anführt. Es ist der Brief an den Lucceius, darin er ihn bittet, seine merkwürdigen Begebenheiten in einer geschmückten und von den Regeln der Geschichte abweichenden Schreibart aufzuzeichnen, und sich dabey sogar an die Wahrheit nicht genau zu binden**). Hier will ich es zuförderst gestehen, was Cicero in diesem Briefe und an einem andern Orte***) offenherzig von sich sagt. Er hatte eine Begierde nach Ruhm, die nicht in einem blossen Gedanken bestand, sondern bisweilen ein Affect ward, der ihn anfeurete, sich Beyfall und Ehre zu erwerben, und Denkmale seiner Verdienste zu errichten In diesen Affect schrieb Cicero an den Lucceius, und zwar aus mehr als einer Ursach. Denn zuerst war Lucceius ein vortreflicher Scri=

*) Cicero sagt selbst *pro Milone* c. 35. Sed tamen ex omnibus præmiis virtutis, si esset habenda ratio præmiorum, amplissimum esse præmium gloriam; esse hanc unam, quæ brevitatem vitæ posteritatis memoria consolaretur.

**) Epist. ad diversos lib. 5. ep. 12.

***) Pro Archia Poëta c. XI. Atque ut id libentius faciatis de meo quodam amore gloriæ nimis acri fortasse, veruntamen honesto, vobis confitebor. *Epist. ad familiares* 9, 14. Sum enim avidior etiam quam satis est gloriæ.

Scribent, der alles, was er schrieb, mit Geschmack, mit Anmuth, mit Nachdenken schrieb. Dies war das Gepräge seiner Schriften, und der Character der Bücher von dem italiänischen Kriege und von den bürgerlichen Unruhen des **Marius**, die er eben damals zu Stande gebracht hatte*). War es also Wunder, daß sich **Cicero** einen so würdigen Mann zum Geschichtschreiber aussuchte, und von ihm allein gelobt zu werden wünschte, so wie **Alexander** nur allein von dem **Apelles** gemahlt, nur allein von dem **Lysippus** in Stein ausgehauen seyn wollte, weil beyde die grösten Meister in ihrer Kunst waren? Ich bemerke hiernächst, daß **Cicero** bey diesem Schreiben an den **Luccejus** eine lautere Absicht gehabt habe. Die Verläumdungen, wodurch seine unleugbaren Verdienste bisher waren entstellt worden, hatten bey ihm die Besorgniß rege gemacht, daß die Nachwelt ein falsches Urtheil von ihm fällen, oder ihm in der Reihe verdienstvoller Männer nicht die Stelle anweisen möchte, die ihm gebührte. Darum wünschte er, daß **Luccejus** die Nachwelt von seinen Thaten und von den harten Bedrückungen, die er erdulden mußte, belehren, und die Nachstellungen, den Meineid und die Verrätherenen seiner Feinde aufdecken möchte. **Luccejus** fand diese Bitte so billig, daß er die Geschichte des Cicero zu beschreiben anfieng**). Aber die Zeit, die alles verzehrt, hat auch diese Arbeit, und alle übrige Schriften dieses liebenswürdigen Scribenten verschlungen. **Cicero** bittet endlich den **Luccejus**, bey der Beschreibung seiner Ge-

*) **Cicero** ad diversos lib. 5. ep. 12.
) **Cicero ad Atticum lib. IV. epist. 6.

schichte sich nicht zu genau an die Wahrheit zu binden. Ist das sein Ernst gewesen, so ist es freylich nicht gut, und er würde besser gethan haben, wenn er so gebethen hätte, wie **Plinius** den **Tacitus** bat*). Aber wie oft sagt man nicht etwas in einem vertraulichen Briefe, das nicht allezeit in dem strengsten Sinn genommen werden darf? Fast wollte ich es beweisen, daß **Cicero** hier halb im Scherz geschrieben habe. Wenigstens kannte er den **Luccejus** als einen vortreflichen Geschichtschreiber, und wußte, daß es eine der wichtigsten Pflichten desselben sey, der Wahrheit getreu zu bleiben. Ueberdies sagt er selbst, daß er mit Bescheidenheit und Zurückhaltung würde schreiben müssen, wenn er von sich selbst ein Geschichtbuch aufsetzen sollte. Ist es also wohl glaublich, daß er den **Luccejus** im Ernst zu einem Fehler sollte haben verleiten wollen, von dessen Wichtigkeit er doch selbst überzeugt war?

Ich hatte mir noch vorgenommen, die ruhmwürdigen Eigenschaften des **Cicero** gegen das Laster der Ruhmredigkeit, dessen man ihn beschuldiget, zu halten, und die vortreflichen Lehren und erhabenen Sentiments, die ich in seinen Schriften finde, mit dem vereinigten Beweisen seiner Eitelkeit in Vergleichung zu stellen. Ich wollte hierauf die Summe ziehen, und das Resultat meiner Berechnung sollte, wie ich glaube, dieses seyn, daß **Cicero** unendlich mehr Tugenden als Fehler gehabt habe. Aber dieses Unternehmen

*) Plinius lib. 7. ep. 33. - - quamquam non exigo, ut excedas rei actæ modum. Nam nec historia debet egredi veritatem, & honeste factis veritas sufficit.

nehmen ist jetzt nach der Absicht dieser Blätter zu weitläuftig, und ausserdem hat es der Abt **Olivet** zum Theil schon ausgeführt. Ich wage es auch nicht, dem grösten Redner hier eine Lobrede zu halten. Es bedarf ihrer nicht, und ich bin am wenigsten fähig dazu. Es ist in aller Absicht schwer, ein Lobredner grosser Männer zu seyn, und vielleicht am schwersten bey dem **Cicero**. Ihn loben wollen, ist ein Unternehmen, dazu die ausserordentlichen Talente eines **Cicero** erfordert werden*).

*) Dies ist der Gedanke, den **Livius** in den Fragmenten, die man beym **Seneca** Svasor VI. findet, also ausgedruckt hat: Si quis virtutibus vitia pensarit, Cicero vir magnus, acer, memorabilis fuit, & in cuius laudes sequendas Cicerone laudatore opus fuerit.

Von der Belesenheit.

Die Belesenheit hat mit vielen nützlichen und unentbehrlichen Sachen das Schicksal gemein, daß sie oft gemißbraucht, übertrieben und verdrehet wird. Zufrieden mit einer schalen Kenntniß von einigen hundert Büchertiteln, glaubt mancher eine grosse Lectüre zu besitzen; dahingegen ein anderer entweder alle Bücher verschlingen will, oder sich alsdenn schon brüstet, und wohl gar gelehrt dünkt, wenn er mit allen gangbaren Journalen bekannt ist, oder alle Anecdotensammlungen, woran das im Geschmack ausartende Frankreich jetzt so fruchtbar ist, gelesen hat, oder alle Romanen vom tugendhaften bis zum schmutzigsten kennet. Es ist unglaublich, was bey der Belesenheit der Gelehrten für unverzeihliche Fehler begangen werden: Fehler, die desto grösser sind, je mehr sich der herrschende Geschmack des Jahrhunderts und oft auch der Character und die Neigungen eines jeden in die Lectüre zu mischen pflegen. Man frage sich selbst, man frage die Erfahrung, um von der Wahrheit dessen, was ich jetzt gesagt habe, überzeugt zu werden. Sollte es also wohl nicht der Mühe werth seyn, eine Sache, die an sich lobenswürdig ist, und dennoch so sehr gemißbraucht wird, genauer zu untersuchen? Sollte es nicht wenigstens um der Jugend willen nöthig seyn, sie von der Belesenheit zu unterrichten, deren Werth einige Jünglinge aus Nachläßigkeit verkennen, andere aber aus einem ei-

teln

teln Stolze übertreiben, und sich schon gelehrt dünken, wenn sie eine Anzahl von Bücher kennen? Welch ein Irrthum! Und gleichwohl liebkosen ihn manche angehende Gelehrte, jetzt vornemlich, da die zahllose Menge, und fast möchte ich sagen, die Sündfluth schlechter Journale und Wochenschriften (denn die guten nehme ich aus), nicht wenige verführt, das ächte Gold der wahren Gelehrsamkeit liegen zu lassen, um desto begieriger nach dem Flittergolde schlechter und flüchtiger Einsichten haschen zu können. Wie mancher hat nicht schon in dieser Sündfluth seinen Verstand ersäuft! Wie mancher, der sich durch diese Lectüre mit litterarischen Neuigkeiten, und mit allerhand Gedänkchen um einen wohlfeilen Preis zu bereichern glaubte, ist darüber von der reellen Wissenschaft abgekommen, die freylich theurer und mühsamer erlangt wird, aber auch einen desto höhern Gehalt und bleibendern Werth hat. Warlich! die Sache verdient von allen Patrioten erwogen zu werden, ehe sie weiter um sich greift und grössern Schaden anstiftet. Um ihr Einhalt zu thun, sollte man billig in allen Schulen denen Jünglingen, die dazu fähig sind, einen Unterricht, von der besten Art Bücher zu lesen, ertheilen. Man sollte ihnen die brauchbaren und lesenswürdigen Bücher nicht aus gewissen eigennützigen Absichten verschweigen, sondern die guten sowohl als schlechten Bücher mit einer klugen Wahl anzeigen, und den Schaden einer regellosen und schwärmenden Lectüre gründlich darthun. Wie vortheilhaft, wie lehrreich würde dieser Unterricht seyn, wenn er auch nur bisweilen ertheilt würde! Welch ein Licht könte der Jugend angezündet werden? Welch einen sichern Leitfaden

faden könnte man ihr auf die Art an die Hand geben, um demselben bey der Fortsetzung ihrer Studien zu folgen *)!

Es steht dahin, ob dieser wohlgemeinte und fromme Wunsch jemals in die Erfüllung gehen wird. Ich begnüge mich ihn hier gethan zu haben, und komme wieder auf die Sache, von welcher ich reden wollte. Es ist die Belesenheit. Was soll ich aber zuerst von ihr sagen? Etwann, daß sie nothwendig und dem Gelehrten unentbehrlich ist? Vielleicht hat ausser einigen wenigen Bücherfeinden noch niemand im Ernst daran gezweifelt. Und wenn es auch wahr wäre, daß Pythagoras seine Schüler nicht nach Büchern, sondern aus dem Gedächtniß unterrichtet habe **); wenn es auch wahr wäre, daß Socrates durch nichts habe bewogen werden können, ein Denkmahl seiner

*) Herr Basedow will in seiner Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer, über Schulstudien und deren Einfluß in die öffentliche Wohlfarth, (Hamburg 1768.) daß in allen Gymnasien ein Educator sey, der sich zugleich um die Lectüre der jungen Leute bekümmern soll. Ein fürtreflicher Vorschlag, dem ich, wie allen seinen grossen Bemühungen, den besten Fortgang wünsche.

**) Jamblichus redet hievon in vita Pythagoræ und sagt unter andern lib. 1. c. 32 von allen Pythagoräern, daß sie ihre Lehren nicht schriftlich aufgesetzt, sondern für ihre Nachfolger im Gedächtniß aufbehalten, und als göttliche Geheimnisse ihnen vorgetragen haben. Διατηρȣ̃ντες ἀγράφως εν μνημη τοις διαδοχοῖς ἅπερ μυςήρια Θεῶν μεταπαραδιδόντες.

seiner grossen Einsichten zu hinterlassen*), folgt denn daraus, daß diese Männer aus gar keinen Büchern haben Unterricht schöpfen wollen? sie, die zu einer Zeit lebten, da man schon die unsterblichen Werke des **Homer**, und die Schriften des **Hesiodus**, **Herodot** und mancher griechischen Geschichtschreiber hatte**), ja da die Egyptier, mit denen die Griechen damals in genauer Verbindung standen, schon eine ansehnliche Bibliothek zu **Memphis** hatten ***); Wenn es möglich wäre, daß jemand in einem so hohen Grade ein Scopticus seyn, und sogar die Nothwendigkeit der Belesenheit in Zweifel ziehen könnte; so würde ich ihm sagen, daß es eine unerlasliche Pflicht sey, die Einsichten derer, die vor uns gelebt und für uns gearbeitet, gedacht und geschrieben haben, mit Verstand und ohne Aberglauben zu nutzen; daß

*) Ich weiß es wohl, daß man dem Socrates, einige Schriften beygelegt hat, und daß Leo Allatrius sieben Briefe des Socrates im Jahr 1637 zu Paris herausgegeben und für ächt erklärt hat: ihm widersprechen aber Cicero de oratore l. 3. Diogenes Laertius de vitis philosophorum lib. 1. S. 16. Plutarchus de fortuna Alexandri und andere.

**) Voßius de historicis græcis lib. 1. c. 1. nennet diese Geschichtschreiber, und rechnet dahin den Theogenes, Aristeas, Hecatäus, Hellanicus.

***) Diese Bibliothek, die der König Osymanduas stiftete, ist die älteste, deren in der Geschichte Meldung geschiehet. Wenn also Strabo lib. VII. Geogr. sagt, daß Aristoteles, der lange nach dem Osymanduas lebte, der erste gewesen, der den egyptischen Königen βιβλιοθήκις σύνταξιν gelehrt habe, so ist das nur von der guten und vortheilhaften Einrichtung einer Bibliothek zu verstehen.

daß die Kürze des Lebens, die Weitläuftigkeit der Wissenschaft, und die Unmöglichkeit, alles selbst zu ergründen, uns auffordere, den Unterricht und die Entdeckungen weisheitsvoller Männer mit Dank anzunehmen, und daß es endlich Thorheit seyn würde, vor einem gebahnten Wege vorüber zu gehen, um sich selbst durch dicke und dornigte Gesträuche einen Weg zu öfnen, oder aus einer fliessenden Quelle nicht zu schöpfen, und so lange zu schmachten, bis man selbst eine Quelle entdeckt hat. Lauter Gründe, deren Gewicht man bey dem ersten Anblick empfindet. Freylich aber hat diese Nothwendigkeit ihre Grade. Nicht bey allen Gelehrten ist sie gleich groß und dringend. Der Geschichtskundige, der Alterthumsforscher, der, der die Kunst der Griechen und Römer aus den unschätzbaren Werken ihrer Bildhauer, Mahler und Steinschneider hervorsucht, braucht mehr Belesenheit, weil seine Kenntniß sich auf Begebenheiten gründet, die der Verstand nicht ausgrübeln, wohl aber ihre Absichten, Ursachen und Folgen erforschen, und ihre Schönheit beurtheilen kann. Der Redner braucht sie ebenfalls, und wenn es wahr ist, daß er die ausgebreitete Wissenschaft und grossen Einsichten besitzen muß, die Cicero und Quintilian von dem ächten Redner verlangen, der gründlich, nachdrucksvoll und schön redet; so braucht er sie vorzüglich *). Der Dichter, der Philosoph, der Naturforscher, der Sprachkundige, alle müssen Belesenheit haben,

*) Cicero verlangt von dem wahren Redner: est & scientia comprehendenda rerum plurimarum, sine qua verborum volubilitas inanis atque irridenda est:

haben, obgleich nicht auf einerley Art und zu einerley Absicht. Mit einem Worte, jemehr sich jemand mit Werken des Geschmacks, der Einbildungskraft, des Scharfsinns und des tiefen Nachdenkens beschäftigt, desto weniger ist ihm eine durch Lectüre erlangte Gelehrsamkeit unentbehrlich. Bey ihm muß das Genie das meiste thun, dieses mächtige Feuer, welches die Seele zu grossen Handlungen entzündet, diese göttliche Begeisterung, ohne welche nie jemand ein grosser Mann geworden ist. Durch dieses Lob des Genies entziehen wir der Gelehrsamkeit nichts, so wenig, wie Young sagt, das Gold etwas von seinem Werthe verliehrt, wenn wir sagen, daß der Diamant einen noch grössern Werth habe. Aber so wie eben dieser Diamant durch die Einfassung des Goldes einen erhöheten Glanz bekömmt; so erhebt sich auch das Genie und würkt mit verdoppelter Kraft, wenn es von der Gelehrsamkeit unterstützt wird.

Doch ich muß aufhören, von der Nothwendigkeit der Belesenheit zu reden, damit man mir nicht eben das sage, was man jenem antwortete, der mühsam und ängstlich beweisen wollte, daß das Feuer entzünde

est: - & omnes animorum motus penitus pernoscendi, quod omnis vis ratioque dicendi, in eorum, qui audiunt, mentibus aut sedandis aut excitandis expromenda est. Tenenda præterea est omnis antiquitus exemplorumque vis; neque legum aut iuris civilis scientia negligenda est. - Ac mea quidem sententia nemo poterit esse omni laude cumulatus orator, nisi erit omnium rerum magnarum atque artium scientiam consecutus. *de Oratore* lib. 1. c. 5 & 6. Eben dieses und noch mehr fordert Quintilian. *Institut. oratoriar.* lib. 1, c. 10.

zünde und das Wasser naß mache. **Wer hat**, sagte man ihm, **wer hat es denn jemals geläugnet?** Ueber den **Nutzen** der Belesenheit werde ich mich ebenfalls nicht weitläuftig erklären, um nachher von der Art und Weise, eine brauchbare Lectüre zu erlangen, von dem Mißbrauch der Belesenheit, und von dem Einfluß derselben in die Wiederherstellung der Wissenschaften etwas sagen zu können. Die Belesenheit führt zuförderst ein grosses und mannigfaltiges **Vergnügen** mit sich, und schon aus diesem Grunde möchte ich sie gern für nützlich halten. Zwar weiß ich wohl, daß nicht alle vergnügende und die Seele aufheiternde Beschäftigungen einen wahren Nutzen stiften: aber ein Vergnügen, in welches sich keine Sinnlichkeit mischt, ein Vergnügen, daß den Verstand zugleich aufklärt, und die Aussichten der Seele erweitert; sollte das nicht nützlich seyn? Wie angenehm ist es nicht, zu wissen, was für Entdeckungen in dem grossen Reiche der Gelehrsamkeit nach und nach gemacht worden sind? Zu wissen, wie und von wem die Wahrheit bald vertheidiget, bald bestritten, bald in tiefe Verachtung herabgesetzt, bald zum grösten Glanz erhöhet worden? Zu wissen, was für Schicksale das menschliche Geschlecht von je her gehabt, und wie sich ein Volk von dem andern durch Religion, Sitten, Gebräuche und Fähigkeiten des Geistes unterschieden habe? Alle diese und noch vielmehr ergötzende Kenntnisse giebt die Belesenheit, zu welcher ich, wie man leicht sieht, mehr rechne, als eine blosse Bekanntschaft mit den Namen der Verfasser und mit den Titeln ihrer Bücher.

Nicht

Nicht aber das Vergnügen allein, sondern auch der mit diesem Vergnügen unzertrennlich verbundene **Unterricht** macht die Belesenheit schätzbar. Sie ist in Ansehung des Geistes eben das, was die Speise dem Leibe ist. Sie giebt dem Verstande Nahrung. Sie bereichert ihn mit neuen Einsichten; sie befreyet von Vorurtheilen und Irrthümern; sie sättiget die Wißbegierde; sie befördert das eigne Nachdenken; sie erweckt in der Seele zufällige Gedanken und Beobachtungen, so wie der Stahl den in dem Kiesel schlummernden Saamen des Feuers erweckt. Ihr belesenen Männer, die ihr aus den ergiebigen Quellen, welche die Belesenheit euch eröfnete, Nahrung für euren Geist geschöpft habt, euch frage ich, ob ich von dem Unterrichte, den die Belesenheit giebt, zu viel gesagt habe. Euch lasse ich von dem Werth einer Sache urtheilen, deren wohlthätigen Einfluß ihr bey euren Betrachtungen und Geschäften täglich erfahret.

Indem ich des **Einflusses in die Verwaltung der Geschäfte** Erwehnung thue, so nenne ich einen Nutzen der Belesenheit, der von grosser Bedeutung ist. Gewisse Geschäfte sind von der Art, daß sie nicht verrichtet werden können, ohne sich der Einsichten gelehrter Männer zu bedienen. Will man zu diesen Geschäfen auch manche von denen Arbeiten rechnen, die der Gelehrte in der Stille unternimmt, um sich gewisse Studien bekannter zu machen, und seinen Einsichten mehr Festigkeit, mehr Licht, mehr Ausbreitung zu geben: so habe ich nichts dagegen einzuwenden, und ich glaube, daß er es durch Hülfe der Belesenheit zu einer grössern Vollkommenheit bringen werde. Ich rede aber vornemlich von öffentli-

chen Geschäften, wozu der Gelehrte durch Amt und Pflicht gerufen wird. Er soll z. E. die Geschichte der Völker, der Wissenschaften, oder der Natur vortragen, er soll die Alterthümer erklären, Sprachen lehren, die Schrift auslegen, und mit einem Worte, Wahrheit und Tugend ausbreiten. Wird er wohl diesen Pflichten ohne Belesenheit ein Genüge leisten können? Wird er wohl auf der Laufbahn, die ihm sein Amt anweist, sichere Schritte thun, und sie mit Ruhm durchlaufen können, wenn er nicht aus den Schriften derer, die eben diese Bahn betreten haben, Unterricht und Weisheit geschöpft hat? Wird er nicht oft straucheln, und anstatt der Wahrheit, Irrthümer und Muthmassungen vortragen? Ich glaube es, und die Erfahrung redet für mich.

Es giebt aber auch eine andere Art von Geschäften, die, wenn sie auch nicht unmittelbar zu den Verrichtungen des Amts gehören, dennoch dem Gelehrten als Gelehrten oft aufgetragen werden. Man verlangt z. E. von ihm, daß er Rathschläge ertheilen, einen Plan entwerfen, Zweifel auflösen, oder Untersuchungen anstellen soll. Um alles dieses mit Ruhm und Anstand thun zu können, muß er freylich einen geläuterten Verstand, und eine geschärfte Beurtheilungskraft besitzen; und oft wird er mit diesen Fähigkeiten allein sehr viel ausrichten können, gesetzt auch, daß es ihm an Belesenheit fehle. Wird aber auch wohl sein Verstand alles durchschauen können? Wird er wohl seinem eignen Urtheile allezeit trauen dürfen? Wird nicht vielmehr seine Urtheilskraft gestärket werden, wenn er die Einsichten und Erfahrungen anderer Gelehrten nutzt, und sich durch sie

belehren läßt? Ich übergehe die Beyspiele, mit denen ich dieses alles erläutern könnte. Sie sind bekannt genug, und sie würden mich in eine Weitläuftigkeit verwickeln, die ich bey einer so einleuchtenden Sache mit Fleiß vermeide. Eben darum sage ich nichts von dem Nutzen, den die Belesenheit im gesellschaftlichen Umgange hat, nichts von den Vortheilen, die sie dem Gelehrten stiftet, wenn er von dem lärmenden Getümmel der Welt entfernt, sich mit den stillen Musen beschäftiget und der Wahrheit nachforscht.

Indessen sey es mir erlaubt, hier einen Blick in die **Geschichte der Belesenheit** zu thun. Wo ich hinsehe, da finde ich Beweise von ihrem wohlthätigen Einflusse, und von der Achtung, worin sie von jeher gestanden hat. Selbst die Künstler des Alterthums lasen die Dichter und Weltweisen ihrer Nation mit grossem Fleisse, um durch jene ihre Einbildungskraft zu bereichern, um durch diese in den Regeln der Kunst unterrichtet zu werden, oder die menschliche Seele kennen zu lernen, deren Leidenschaften sie in ihren Gemälden und Bildsäulen vorstellen wollten. Sie nahmen sogar aus ihren Dichtern sehr häufig den Stof zu ihren unsterblichen Kunstwerken, und **Homer**, der von jeher die Quelle des guten Geschmacks gewesen ist, war auch für sie ein Lehrer, der sie mit hohen Gedanken beseelte, und den erhabenen Flug ihres Genies unterhielt. **Phidias, Polignotus, Nicearchus, Timonachus** und viele andere, deren Namen **Pausanias** *) und **Plinius** **) anführen, schöpften aus dieser reichen Quelle die ersten

*) Descript. Græciæ l. X. c. 25.

**) Histor. Natur. lib. 35.

Ideen zu ihren Meisterstücken, und drückten das mit ihrem schöpferischen Pinsel und Grabstichel aus, was der Dichter mit Worten gesagt hatte. Daß doch auch unsere Künstler diesem Beyspiel folgen, und den reichen und unerschöpflichen Stof zu ihren Gemälden brauchen möchten, der ihnen von neuern Kunstrichtern ist gezeigt worden. Der Graf **Caylus** hat ihnen die poetischen Gemälde **Homers** und **Virgils** zur Nachahmung angepriesen *). Ein Ungenannter hat ihnen aus **Ovids Verwandlungen**, aus dem **Pausanias** und verschiedenen Geschichtschreibern des Alterthums viel Materialien zur Malerey und Bildhauerkunst gesammlet **). Und Herr **Jacobi** muntert unsre Mahler auf, die Gemälde zu nutzen, die ihnen **Tasso, Milton, Klopstock** und unsere besten Dichter darbiethen ***). Es ist unleugbar, daß unsere Artisten durch diese Bekanntschaft mit den Dichtern des Alterthums und der neuern Zeiten ihren Geschmack immer mehr ausbilden, ihre Einbildungskraft erhitzen, und ihren Geist mit fruchtbaren Ideen bereichern würden.

Was soll ich von den Weltweisen, Geschichtschreibern und Rednern des Alterthums sagen? Eine erstaunliche Belesenheit leuchtet aus einigen ihrer Schriften hervor: eine Belesenheit, mit der sie zwar wenig Parade machten, und die sie nicht in seitenlangen Allegaten zeigten, die sie aber mit grosser Beurtheilungskraft

*) Tableaux tirés de l'Illiade, de l'Odyssée d'Homère & de l'Eneide de Virgile, Paris 1757.

**) Nouveaux sujets de Peinture & Sculpture. Paris 1755.

***) J. G. Jacobi Diss. de lectione poetarum recentionem pictoribus commendanda. Halle 1766.

kraft und genauer Prüfung anwendeten. Man lese die Schriften des **Aristoteles**, **Plutarch**, **Cicero**, **Plinius**, (ich nenne mit Fleiß nur einige,) so wird man über die Menge von Schriften, die diese unvergeßlichen Männer gebraucht haben, in Verwunderung gesetzt werden. Wie wäre es auch möglich gewesen, sich über so viele Gegenstände aus der Weltweisheit, Naturlehre, Geschichte und Kritik mit einer solchen Gründlichkeit auszubreiten, wenn sie nicht die Einsichten anderer Männer genutzt hätten. Ich behaupte hiemit nicht, daß die Belesenheit allein sie in den Stand gesetzt habe, gründlich zu denken; ich sage nur, daß ihr grosses Genie und ihr scharfdenkender Geist, durch die Belesenheit eine gewisse Nahrung, einen schnellern Wachsthum der Erkenntniß bekommen habe, wodurch er fähig gemacht wurde, eine grössere Menge von Wahrheiten zu umfassen, und sie in einem hellern Lichte einzusehen. Wer das leugnen will, der muß nicht wissen, daß eine Uebung aller Fähigkeiten der Seele, und folglich auch des Gedächtnisses, welches durch die Belesenheit bereichert wird, zur Bildung des Genies erfordert werde. Ich sage es also noch einmal, daß jene verdienstvolle Scribenten des Alterthums eine grosse Belesenheit gehabt haben, und daß sie sie nicht haben entbehren können, weil sie ohne dieselbe nicht im Stande gewesen seyn würden, so viel zu leisten; so wenig **Bayle**, **Grotius**, **Salmasius**, **Voßius**, **Morhof**, **Fabricius** und andere fähig gewesen seyn würden, ohne grosse Belesenheit die Bücher zu verfertigen, wodurch sie sich ein bleibendes Andenken gestiftet haben.

Scheint es aber nicht, als wenn ich der Belesenheit zu viel einräume, und wohl gar glaube, daß gelehrt seyn und belesen seyn, einerley bedeute? Das sey ferne! Ich weiß es mehr als zu gut, daß zwischen der Kenntniß vieler Bücher, und zwischen der gründlichen Kenntniß der Wissenschaften und Künste ein grosser Unterschied sey. Ich weiß es auch, daß selbst die critische Belesenheit zwar die Gelehrsamkeit erweitere, und aus derselben entspringe, aber nicht die ganze Gelehrsamkeit ausmache. Ich weiß es, daß man auch ohne Belesenheit in solchen Werken des menschlichen Verstandes vortreflich werden könne, worin es auf Geschmack, Urtheilskraft, Scharfsinn und auf eine natürliche Anlage der Seele ankömmt *). Ich weiß es endlich, daß mancher den Mangel einer reellen Gelehrsamkeit durch eine Art von Lectüre zu verbergen suche, um mit diesem Blendwerke wenigstens diejenige zu täuschen, die nicht scharfsehend genug sind, bis in das Innere zu dringen. Wie könnte ich mich also, so weit verirren, und der Belesenheit den hohen Rang einräumen, den sie bey aller ihrer Vortreflichkeit und Nutzen nicht verdient.

Und nun komme ich auf eine Sache, die ich hier nicht unberührt lassen darf, nemlich auf die **Mittel** zu einer vortheilhaften und nutzbaren Belesenheit zu gelangen. Kann ich hier gleich nicht viel neues sagen,

*) Hier gilt das, was Cicero sagt: Ego multos homines excellendi animo ac virtute fuisse, & sine doctrina, naturæ ipsius habitu prope divino, per se ipsos & moderatos & graves extitisse fateor; etiam illud adiungo, sæpius ad laudem atque virtutem naturam sine doctrina, quam sine natura valuisse doctrinam. *Pro Archia Poëta* c. 7.

gen, so hoffe ich doch manches zu sagen, das für die Jugend unterrichtend seyn kann, und für diese schreibe ich vornemlich. Leset also, ihr Jünglinge, **leset mit Aufmerksamkeit.** Euer Geist, der noch unstät und flüchtig ist, rauschet zwar gern mit schnellen Blicken über ernsthafte Gegenstände dahin; aber dämpfet diese jugendliche Hitze durch kluges Nachdenken. Prüfet, untersuchet, erforschet alles, so viel euch möglich ist. Hütet euch, etwas blos deswegen für wahr zu halten, weil es ein grosser Mann gesagt hat. Auch der gröste Mann kann irren; auch den **Homer** hat der Schlaf bisweilen überrascht: auch in der gefälligen Schreibart mancher Scribenten sind Irrthümer in Menge vorgetragen worden. Ich kann nicht umhin, hier die Anecdote anzuführen, die ich von dem Abt **Fraguier** gefunden habe*). Er pflegte, wenn er im **Homer** las, die schönsten Stellen mit Bleystift zu unterstreichen. Er las ihn zum zweytenmale, und wunderte sich Schönheiten zu entdecken, die er das erstemal unbemerkt gelassen hatte. Er las ihn zum dritten und viertenmale, und seine Verwunderung war immer grösser, da er sahe, daß er die prachtvollesten Stellen übersehen, oder doch nicht empfunden hatte. Er bezeichnete auch diese, und endlich war das Buch vom Anfang bis zum Ende fast ganz unterstrichen. So etwas, sagte er, muß einem begegnet seyn, wenn man von dem Fürsten der Poeten gehörig urtheilen will. Möchtet ihr doch, ihr Jünglinge, mit eben dieser forschenden Betrachtung und angehefteten Aufmerksamkeit die Schriften vornem-

*) Anecdoten zur Geschichte berühmter Gelehrten Th. 2. S. 322.

lich lesen, die euch zur Nahrung eures Geistes und zur Bildung eures Geschmacks angepriesen und erklärt werden. Ich meine die Schriften der Alten, deren Schönheit oft tief verborgen sind, so wie Gold und Silber in den Eingeweiden der Erde tief vergraben liegen. Forschet diesen Schönheiten nach; werdet von ihnen durchdrungen; suchet alles was ihr leset, erst zu verstehn und denn zu fühlen.

Indem ich aber dieses sage, so verlange ich auch, daß man **ohne Aberglauben lesen soll.** Ich habe diesen Umstand schon vorher im Vorbeygehen berührt; ich muß ihn aber noch einmal bemerken, zumal da der Aberglaube in der Gelehrsamkeit eben so gut statt findet, als bey der Religion. Wo ist wohl ein Gelehrter, der nicht seine Studien, seine Schreibart, seine Methode und die Bücher die nach seinem Geschmack sind, preisen und mit Lobsprüchen erheben sollte? Alles dieses rührt von den übertriebenen und gar zu hohen Begriffen her, die man sich von dem, womit man sich am liebsten beschäftiget, so gern macht, und eben darum ist es Aberglaube. Daß dieser Aberglaube, oder diese ausschweifenden und gigantischen Vorstellungen von dem Werth gewisser Sachen, sich sogar der Gelehrten bemächtigen, wundert mich nicht. Hat doch jeder Mensch, jeder Stand in der menschlichen Gesellschaft, jedes Volk, von dem klugen Deutschen bis zum dümmsten Iroquesen und Neger seine Vorurtheile, die es abergläubig anbetet. Warum soll also der Gelehrte hievon schlechterdings ausgenommen seyn, der auch bey den grösten Einsichten ein Mensch bleibt, und der, wenn er seinen Verstand noch so sehr geläutert hat, ihn doch nicht so sehr puri-

rificiren kann, daß er von allen Zusätzen des Wahns und der Eigenliebe befreyet werden sollte. Man verzeihe es also dem Gelehrten, wenn ihn bisweilen ein gewisser gelehrter Aberglaube anwandelt; aber das vergebe man ihm nicht, wenn er blindlings nachbetet, und weiter nichts als ein Echo derer ist, von deren Gelehrsamkeit er so hohe Begriffe hat, daß er sie beynahe für untrüglich hält. Zwar ein Gelehrter wird dieses nicht leicht thun; nicht leicht wird er sich dem Urtheile anderer schlechterdings unterwerfen, und ein dictatorisches Ansehen über sich erkennen, welches die gelehrte Welt eben so wenig leiden kann, so wenig **Rom** es dulden konnte. Ich rede nicht von denen Gelehrten, die nur deswegen so heissen, weil sie eine Matrikel haben, und die in der Classe der sclavischen Nachahmer gehören, die **Horatius** servum pecus nennt. Der selbstdenkende Gelehrte aber fesselt sich nicht an die Urtheile und Meinungen anderer; und wenn er ihnen ja folgt, so thut er es nicht aus einem blinden Aberglauben, nicht aus einem verblendeten Vorurtheile des Ansehens. Erst prüft er die Zuverläßigkeit seines Führers, und dann folgt er ihm. Nie begiebt er sich seines Rechts, selbst zu urtheilen. Er ist ein Eclecticus im guten Sinne, und thut das, was **Horatius** von sich sagt*:

Nullius addictus iurare in verba magistri
Et mihi res, non me rebus submittere conor.

Freylich aber muß bey dieser Gesinnung ein Fehler vermieden werden, der in der gelehrten Welt viel Unheil angerichtet hat. Ich meine den Widerspre-

*) Epist. lib. 1. v. 14. 18.

chungsgeist, der alles tadelt, und oft da Irrthümer findet, wo keine sind. Es sey Stolz und Verachtung anderer, oder es sey Neid, oder ein gewisser Privathaß, der diesen Geist entzündet, so ist er allemal hassenswürdig, und zu nichts so geschickt, als heimlichen Groll und öffentliche Kriege unter den Gelehrten zu erregen. War es nicht dieser Widersprechungsgeist, der die Salmase, die Scioppe, die Burmanne reizte, ihre Gegner mit archilochischer Wuth anzufallen? War er es nicht, der manchen verdienstvollen Mann feindselig angetastet, und schwarzen Geifer gegen ihn ausgespieen hat? Doch genug hievon!

Ich bemerke in Ansehung der Belesenheit ferner, daß man **nicht alle Bücher auf einerley Art** lesen müsse. Der gelehrte **Baco** sagt: es giebt Bücher, die man nur leicht berühren darf; es giebt Bücher, die man gleichsam verschlingen und flüchtig lesen muß; es giebt endlich Bücher, aber sehr wenige, die man wiederkäuen und ganz verdauen muß. Das ist, einige Bücher braucht man nur zum Theil anzusehen; andere muß man zwar lesen, aber nicht zu viel Zeit darauf verwenden; einige endlich muß man mit angestrengtem Fleisse und mit Aufmerksamkeit lesen. Doch es kömmt hierbey auf das Maaß der **Einsichten**, die der Leser besitzt, auf den **Endzweck**, den er sich bey seiner Lectüre vorsetzt, und auf seinen **Geschmack** an. Wer mit einem aufgeklärten Verstande und mit ausgebreiteten Einsichten liest, der wird die Werke eines **Sulzer, Mendelsohn, Zimmermann, Iselin**, die mit tiefem Nachdenken geschrieben, und mit dem ächten Gepräge der Weisheit bezeichnet sind, lesen: er wird bey denen mit römischer

Urbanität und mit dem Geist des alten Latinus durchdrungenen Schriften des **Gesner, Ernesti** und **Kloz** ein übergrosses Vergnügen empfinden. Ein Leser von geringern Einsichten wird bey allen diesen Werken unempfindlich seyn und frieren: ihm gefallen dagegen vielleicht die matten und nervenlosen Schriften schlechterer Scribenten. Wer in der Absicht liest, sich zu belustigen, wird bey **Rabeners** und **Loskows** Satyren lachen, bey **Zachariä, Dusch** und **Thümmel** komischen Gedichten seine Stirn entfalten, beym **Weisse, Wieland, Gleim** und **Uz** von Freude überschüttet werden, bey **Yoricks** und **Klimms** Reisebeschreibungen sich aufheitern, und beym **Grandison** und **Agathon** mit Freuden manche Thräne fliessen lassen. Wer in der Absicht liest, sich zu unterrichten und seine Einsichten in das Gebiet der Künste und Wissenschaften zu erweitern, der wird mit forschender Begierde in **Winkelmann, Caylus, Leßing, Home** und **Riedel** lesen, und nicht müde werden, sie zu lesen. Wer endlich bey der Lectüre Geschmack hat, den werden nur die Schriften ergötzen, deren Verfasser mit einem männlichen Geiste gedacht, mit tief eindringenden Blicken die Wahrheit entdeckt, oder ihren Vortrag mit attischen Salze gewürzt haben. Der geschmacklose Leser hingegen wird gereimten Unsinn statt guter Verse bewundern, und hirnlosen Bombast der wahren Pracht, falsche Schminke der ächten Schönheit, gedrechselte Wortspiele und schlüpfrige Zweydeutigkeiten dem feinen Witze vorziehen. Arme Menschen, die so von allem Gefühl des Schönen entblößt sind! bedauren muß man sie, daß die Natur so stiefmütterlich an ihnen gehandelt hat. Aber bekla-

beklagen muß man es auch, daß eben diese unter der zahllosen Menge der Leser einen grossen Haufen ausmachen, und daß der Schriftsteller, der vorzüglich gut ist, nur ein kleines Publicum hat.

Dürfte ich noch eine von denen Regeln hinzufügen, die man, um zu einer vortheilhaften Belesenheit zu gelangen, beobachten muß: so würde es diese seyn, daß die Lectüre **nicht weitläuftig, unordentlich** und **schwärmend** seyn müsse. Ich habe mich aber nicht nur schon zu einer andern Zeit über diese Art zu lesen und zu studieren erklärt*), sondern die Sache redet auch selbst. Was kann dem seine Lectüre nutzen, der von einem Buche zum andern forthüpft; alles mit einem flüchtigen Blicke ansieht, und nichts seinem Verstande einprägt? Was kann sie dem nutzen, der noch unerfahren in den Anfangsgründen der Geographie, das grösse geographische Wörterbuch des **Martiniere** Blatt für Blatt durchliest? Was kann sie dem nutzen, der, um die römischen Alterthümer kennen zu lernen, beym Thesaurus des **Grävius** anfangen und bey **Cellarii** kleinen Abriß aufhören wollte? Man kann nichts anders von einer gar zu weitläuftigen und dabey regellosen Lectüre sagen, als was **Seneca** von einer gar zu zahlreichen Bibliothek sägt **). Sie überladet den Verstand, anstatt ihn zu unterrichten. Sie verwirrt, anstatt den Geist aufzuklären.

Hier

*) In der Abhandlung de ingeniis desultoriis.

**) Seneca de tranquill. animi. Cap. IX. Quo mihi innumerabiles libros & bibliothecas, quarum dominus vix tota vita sua indices perlegit? Onerat discentem turba, non instruit; multoque satius est, paucis te auctoribus tradere, quam errare per multos.

Hier biethet sich mir Gelegenheit dar, von dem zufälligen Schaden und überhaupt von dem Mißbrauche der Belesenheit zu reden. Um mich destomehr einzuschränken, will ich mir nur eine Art von Lesern vorstellen, und zwar die, die in der Absicht lesen, um aus andern Büchern Unterricht zu schöpfen, und von diesem Unterrichte einen öffentlichen Gebrauch zu machen. Was werden diese von ihrer Lectüre, wenn sie abergläubig, unordentlich und schwärmend ist, für Schaden haben? Wird nicht die übertriebene Vorstellung von den ausserordentlichen und beynahe untrüglichen Einsichten anderer sie als ein Gespenst von dem Gebrauch ihres eigenen Nachdenkens abschrecken? ihrer Beurtheilungskraft Fesseln anlegen, und ihren Verstand bis zum Zwang erniedrigen, indem sie sich den Verstand anderer als einen Riesen vorstellen? Wird nicht, wenn die Lectüre schwärmend ist, der Geschmack ausarten und seine Festigkeit verliehren? Wird nicht die Schreibart verwildern, und sich ungleich werden? Alles dieses betrift den Schaden, den eine regellose und übelverdauete Belesenheit stiftet. Der **Mißbrauch** derselben ist nicht geringer. Wie mancher ist dadurch verleitet worden, ein **Plagiarius** zu werden, und gelehrte Dieberenyen zu begehen, die nirgends so sehr Mode sind, und nirgends weniger bestraft werden, als in der gelehrten Welt? Wie mancher ist dadurch zum Stolz verleitet worden, der die Mitgift kleiner Geister ist, und der bey der Belesenheit, die nicht durch eigene gründliche Einsichten unterstützt wird, desto eher zu besorgen ist, weil man durch die Belesenheit ohne Mühe zu vielen Einsichten gelangen kann, und weil die Vortheile, die am wenigsten kosten,

sten, sehr oft diejenigen sind, mit denen man sich am liebsten brüstet.

Ich habe noch etwas von dem Einflusse der Belesenheit in die Wiederherstellung der Wissenschaften zu sagen. Diese Betrachtung aber, die einer eignen Abhandlung würdig wäre, darf ich jetzt nur mit zweyen Worten berühren. Ehe also die Wissenschaften wieder hergestellt wurden, hatte Finsterniß den menschlichen Verstand bedeckt, und Barbarey alles überschwemmet. Nur hie und da sahe man denkende Köpfe und Genies, die sich vielleicht in ihrer Stärke gezeigt, und auch andere erweckt haben würden, wenn es nicht an Unterricht, an Erziehung und Aufmunterung gefehlt hätte. Endlich geschahe es durch den Zusammenfluß einiger günstigen Umstände, daß der vorher schlummernde Verstand der Menschen erwachte, und sich von den Fesseln der Barbarey, die ihm der Aberglaube vornemlich angelegt hatte, losriß. In dem Augenblicke da dieses geschahe, befand sich der menschliche Geist in einer Art von Kindheit. Er war voller Begierde, sich mit neuen Begriffen zu bereichern; und gleichwohl, weil die Kräfte desselben seit Jahrhunderten ungeübt geblieben waren, gleichwohl war er nicht fähig genug, hohe Begriffe zu fassen. Was war natürlicher, und dem damaligen Zustande des menschlichen Geistes gemäßer, als daß man zuerst das Gedächtniß anbauete, das sich am leichtesten befriedigen läst, und dessen Kenntnisse am schnellesten gehäuft werden können? Man beschäftigte sich also zuerst mit der Cultur der Sprachen und der Geschichte. Es standen im vierzehnten und funfzehnden Jahrhundert **Chrysoloras**, **Gaza**, **Laskaris**,

karis, Marullus, Philelphus, Petrarcha, Boccacius, Valla, Reuchlinus, und eine grosse Menge belesener Männer auf, die, ob sie gleich von ihren Nachkommen in vieler Absicht übertroffen worden, dennoch das Verdienst haben, die griechische und römische Litteratur aus der Vergessenheit hervorgezogen, und die Quellen eröfnet zu haben, aus welchen man Weisheit schöpfen kann. Sie lasen, übersetzten und erklärten die unsterblichen Schriften der Alten. Sie lasen sie aber anfänglich mehr mit einer ausschweifenden und fast anbetenden Bewunderung, als mit kluger Wahl, mit Geschmack, mit Empfindung der darin ausgebreiteten Schönheiten und mit gründlicher Einsicht in die Wahrheit, Stärke und Reichthum ihrer Gedanken. Sie lehreten zwar, was die **Alten** gedacht, aber nicht **wie** sie gedacht. Sie sammleten, wie einer unsrer besten Schriftsteller in einer ähnlichen Absicht sagt, mit einem gelehrten Geize; sie vergassen aber, sich in den Stand zu setzen, etwas zu verdienen, weil sie vom Raube leben konnten, oder sich zum **Selbstverdienen** zu schwach fühlten. Indessen war ihr Fleiß lobenswürdig, und der Unterricht, den sie ertheilten, sehr nützlich. Sie machten die Menschen aufmerksam auf die unschätzbaren Denkmale, die sich der menschliche Geist in den Schriften der erleuchteten Griechen und Römer errichtet hatte. Diese Schriften, ohne welche sich der menschliche Verstand entweder gar nicht, oder wenigstens viel später aus der Barbarey heraus gewunden haben würde, in welche er tief versunken war, diese Schriften zeigten nicht nur in den vollkommensten Mustern, wie man schön und gründlich denken müsse,

son-

sondern erweckten auch eine allgemeine Bewunderung, und durch die Bewunderung, den allen Menschen eigenen Trieb zur Nachahmung. So entstanden nach und nach noch gelehrtere Männer und bessere Schriftsteller. So war die Kenntniß der Alten für uns das, was das Studium der Natur für die Alten gewesen war. Folgt nicht hieraus, daß die Belesenheit einen Einfluß in die Reformation der Wissenschaften gehabt habe? Und wenn dieses wahr ist: verdient es nicht wenigstens den Namen des Undanks, daß man über die Verdienste dieser Männer, die den **Homer**, den **Virgil** und **Cicero** gleichsam aus ihrer Asche aufweckten, heut zu Tage mit Gleichgültigkeit hinwegsieht? Ihre Belesenheit war zwar nicht ohne Fehler; aber diese Fehler waren ihnen zu verzeihen. Die durch den unverdroßnen Fleiß dieser Männer unterrichteten Nachkommen verbesserten sie, und je weiser sie bey ihrer Belesenheit handelten, je mehr sie sich mit dem Geist der Alten bekannt machten, desto grösser ward das Wachsthum der Gelehrsamkeit.

Von dem
Einfluß der Kreuzzüge auf die Beförderung der Künste und Wissenschaften.

Noch nie ist der Mensch so zweifelsüchtig gewesen, daß er das Verderben, das der Krieg um sich her ausbreitet, geleugnet haben sollte. Jedes Land, in welchem Kriege geführt worden sind, hat das Elend und die unzähligen Unglücksfälle erfahren, die diesen Störer der menschlichen Glückseligkeit umringen. Er hat blühende Länder in traurige Einöden verwandelt, mächtige Nationen entnervt, Thronen umgestürzt, die stolzen Denkmäler menschlicher Kunst niedergerissen, und allenthalben seine verderbenvollen Pfade mit Blut bezeichnet. Was brauche ich es also erst zu beweisen, daß der Krieg nie anders erscheine, als in dem furchtbaren Gefolge verwüstender Uebel? Das verdient aber vielleicht eher bemerkt zu werden, daß der Krieg bey allem Elende, womit er ganze Länder als mit einer Fluth überschwemmet, dennoch auch sehr wohlthätig seyn könne. Den Beweis dieser Behauptung, die parodox genug zu seyn scheint, werden mir viele meiner Leser schenken; indessen bin ich es mir selbst schuldig, mich deutlicher zu erklären.

Wenn ich also den Krieg wohlthätig nenne; so thue ich es in der Absicht, weil er oft eine Gelegen-

heit oder auch ein Mittel zu den glücklichsten Begebenheiten, die auf ihn folgen, werden kann, und weil er zufälligerweise einige Nationen eben so empor zu heben fähig ist, als er andere herunter setzt. Dieß gilt vornemlich von der Cultur des Geistes, und von der Ausbreitung menschlicher Kenntnisse, die auch der blutigste Krieg bisweilen befördern kann. Mit unzählichen und unwiderleglichen Beweisen hat die Geschichte diese Bemerkung schon längst wahr gemacht. Wie wurden von den **Griechen** die in dem Schoosse ihres glücklichen Landes erzogenen und bis zur beneidenswürdigsten Vollkommenheit ausgebildeten Künste ausgebreitet? Dadurch, daß sie die im Kriege überwältigten Provinzen mit griechischen Colonien besetzten*). Wenn fieng das bis dahin rauhe und von aller Gelehrsamkeit entblößte **Rom** an, sich mit den Schätzen der Litteratur zu bereichern? Zur Zeit der punischen Kriege**). Wenn erwachte unter den Römern die Liebe zu den Werken der Kunst? Zu der Zeit, da sie den Schauplatz ihrer Kriege nach Griechenland und Asien versetzten. Wenn blüheten die Künste in **Sicilien** am meisten? Unter der unruhigen Regierung des blutdürstigen **Agathocles**, zu dessen Zeiten ausserordentlich schöne Münzen geprägt wurden***), und unter der mit manchen kriegerischen Auftritten durchflochtenen Regierung des Königs **Hiero II**, der vom **Archimedes** das bis zum Erstau-

*) Lambertus Bos in Diss. de eruditione Græcorum per colonias eorum propagata. Franecker 1704.

**) Horatius lib. 2. epist. 1. v. 15. Ovidius Fastor. lib. 3. v. 101.

***) Winkelmann Geschichte der Kunst, S. 371.

Erstaunen grosse Schiff von zwanzig Reihen Ruder auf jeder Seite verfertigen lies, auf welchen Gärten, Wasserleitungen, Bäder und Tempel befindlich waren, und in dessen einem Zimmer der mit musivischer Arbeit ausgelegte Fußboden den Inhalt der ganzen Iliade vorstellte*). Wenn brach endlich nach einer langen Nacht der Unwissenheit die Morgenröthe der Gelehrsamkeit im Occident wieder an? Als die Türken Constantinopel eroberten, und durch ihre schnaubende Mordsucht die griechischen Gelehrten nöthigten, nach **Italien** zu flüchten. Beweise genug, von dem Nutzen, den Kriege stiften können! Und wenn uns auch die Geschichte hievon keinen Unterricht ertheilte; so würden wir es aus andern Gründen leicht begreifen können. Der Krieg, wenn er noch dazu langwierig ist, kan den Character einer ganzen Nation ändern. Entweder bildet sich die besiegte Nation nach dem siegenden Volke, oder dieses nimmt die Sitten und Denkungsart des Volks an, das es unterjocht hat. Ausserdem macht eine Nation, die im Genusse einer langen Ruhe lebt, und unter sich keine grosse Begebenheiten, keine Staatsveränderungen sieht, gleichsam einen Stillstand: sie versinkt in eine schläfrige Unthätigkeit, und es geht ihr, wie den alten **Galliern**, die, so lange sie sich mit Kriegen beschäftigten, tapfer, arbeitsam und glücklich waren, so bald sie aber einer langen Ruhe genossen, träge und muthlos wurden**).

*) Athenäus Deopnosophist. lib. 5. p. m. 206 seq.

**) Tacitus *in vita Agricolæ* c. XI. Nam Gallos quoque in bellis floruisse accepimus. Mox segnitia cum otio

Ueberhaupt thut man dem Kriege Unrecht, wenn man seinen Einfluß auf die Künste und Wissenschaften gar zu fürchterlich und nachtheilig vorstellt. Selbst die bekannte Wanderung derer Völker, die im fünften Jahrhundert aus ihrem wüsten Vaterlande hervorbrachen, und Italien überschwemmeten, ist sie wohl allein die Ursach, weswegen damals die Musen aus Italien wichen, und der Eifer, sich durch Werke der Kunst hervorzuthun, erkaltete? Lange vor den Ueberschwemmungen dieser Barbaren sahe man an den Säulen, Triumphbogen, Gemälde und Münzen der Römer, Merkzeichen der sterbenden Kunst. Und als man dem Kayser **Constantin** dem Grossen, der doch über hundert Jahre vor dem Einbruch der nordischen Völker in Italien lebte, einen Triumphbogen zu **Rom** errichten wollte, so fehlte es an geschickten Bildhauern so sehr, daß man sogar den Thriumphbogen **Trajans** oder **Atonins** des **Frommen** plünderte, und die daran befindlichen Zierrathen und parthischen Siegszeichen, auf eine unschickliche Art, mit **Constantins** Triumphbogen verband **). Indessen wurde freylich die Kunst und Litteratur durch die Wanderung der Völker völlig getödtet und unter den Ruinen der römischen Monarchie begraben.

Wenn

otio intrauit, amissa virtute pariter ac libertate. Auch das, was unmittelbar vor diesen Worten von den alten Briten gesagt wird, quos longa pax nondum emollierat, kann zur Bestätigung meiner Meinung dienen.

**) Eusebius Histor. eccl. l. 9. c. 9; ejd. vita Constantini c. 4. und aus demselben Fleury in der Kirchengeschichte Th. 2. S. 258, wo auch die auf Constantins Thriumphbogen gesetzte Inscription steht.

Wenn es, wie ich erwiesen zu haben glaube, wahr ist, daß der Krieg ganzen Nationen zur Cultur ihres Geistes vortheilhaft werden kann; wie wahr wird es denn auch nicht seyn müssen, daß er in eben dieser Absicht auch einzeln Personen wohlthätig seyn könne? Wer weiß es nicht, daß er die **Thucydides**, die **Xenophons**, die **Polybe** gebildet hat? Wer weiß es nicht, daß **Rom** mitten unter den verwüstenden Kriegen seine grösten Redner gehabt hat? und daß **Virgil**, **Horaz** und alle die grossen Männer, die die Regierung **Augusts** glänzend und unvergeßlich gemacht haben, nicht erst nach der Schlacht bey **Actium**, da der Schutzgott **Roms** die Zwietracht mit einem Streich zu Boden schlug, sondern in den trübseligsten Zeiten des Staats gebildet worden sind *)? Ist es endlich nicht bekannt genug, daß wir dem Kriege **Gleims** unsterbliche **Kriegslieder**, **Weissens** unschätzbare **Amazonenlieder**, manche hinreissende **Ramlerische** Ode, und einen grossen Theil der Werke der fürtreflichen **Karschin** zu verdanken haben? O fast möchte man es wünschen, daß oft Krieg wäre, weil alsdenn das Genie reichen Stoff findet, zu grossen Werken entzündet zu werden.

 Doch

*) **Virgilius** beschreibt diese unglücklichen Zeiten Georgic. lib. 1. v. 506 u. f.

Quippe ubi fas versum atque nefas; tot bella per orbem,
Tam multæ scelerum facies, non ullus aratro
Dignus honor, squallent abductis arua colonis
Et curvæ rigidum falces constantur in ensem.
Hinc movet Euphrates, illinc Germania bellum;
Vicinæ, ruptis inter se legibus, urbes
Arma ferunt; sævit toto Mars impius orbe.

Doch nein! der Krieg ist in anderer Absicht gar zu menschenfeindlich und verderblich.

Nulla salus bello, pacem poscimus omnes.

Ich habe meine Leser lange genug mit Betrachtungen aufgehalten, die ich niederschrieb, weil sie sich mit dem Thema, wovon ich handeln will, gut zu vertragen schienen. Nun ohne weitere Vorrede zur Sache! Ich will also versuchen, ob ich beweisen kann, daß die **Kreuzzüge** auf die Künste und Wissenschaften einen wohlthätigen Einfluß gehabt haben. Wie? die verwüstenden Kreuzzüge? und dennoch Beförderer der Künste? Wir wollen es sehen, ohne jedoch die Kreuzzüge zu vertheidigen, die auf eine schlechte Art angefangen, und mit Unüberlegtheit ausgeführet wurden. Vor allen Dingen glaube ich, hier sagen zu müssen, von was für Kreuzzügen ich rede: denn es hat vielerley derselben gegeben. Kreuzzüge wider die Waldenser, Kreuzzüge wider die Maurer in Africa, Kreuzzüge wider Kayser und Könige, die sich dem päbstlichen Stolze nicht unterwerfen wollten, Kreuzzüge der Päbste wider einander, und wer kann sie alle nennen? Diese unnützen Kreuzzüge, mit denen man vor einigen Jahrhunderten als mit einen Pophans spielte, und die fast alle spottwürdig waren. Ich rede nur von denen Kreuzzügen, die seit dem Ausgange des **eilften** Jahrhunderts bis gegen die Mitte des **dreyzehnten** in der Absicht unternommen wurden, die **Saracenen** oder Türken aus dem Besitz des heiligen Grabes und des ganzen gelobten Landes zu setzen. Die Geschichte dieser blutigen Kriege mag ich hier nicht erst erzählen. Sie ist bekannt genug,

nug, und die Absicht, welche die Päbste dabey hatten, kennt auch ein jeder, ob sie gleich noch nicht ganz erwiesen ist. Man giebt nemlich vor, daß die Päbste damals schon, da sie die ganze christliche Welt zu den Kreuzzügen aufzumuntern anfiengen, vornemlich die Absicht gehabt hätten, ihre Macht auszubreiten und ihre Reichthümer zu vergrössern. Wie konnten sie aber diese Vortheile vorher sehen? Eigennützig genug waren wohl die damaligen Päbste, um ihnen eine solche Absicht zutrauen zu können; waren sie aber auch wohl klug und listig genug? Ich denke immer, man stellt sich die Päbste, die in jenen Zeiten die Kirche beherrschten, klüger vor, als sie waren; so wie man durch die sehr partheyischen Zeugnisse mancher damaligen Scribenten verleitet, ihnen oft häßlichere Charactere beygelegt, als sie wirklich hatten. Leugnen kann man es indessen nicht, daß die Kreuzzüge, an denen der Aberglaube anfänglich den grösten Antheil hatte, den Päbsten zufälligerweise sehr vortheilhaft geworden sind. Doch alles dieses gehört nicht zu meiner jetzigen Absicht. Wie viel ist auch ohnedem schon vom Maimburg, Bongars, Schöpflin und andern, die Fabricius anführt*), über die Geschichte der Kreuzzüge und ihren Einfluß auf die Macht der Päbste geschrieben worden?

Noch aber hat, so viel ich weiß, niemand die Frage untersucht: **ob und in wie fern die Kreuzzüge den Künsten und Wissenschaften vortheilhaft gewesen sind?** Zwar besinne ich mich irgendwo gelesen zu haben, daß eine gewisse gelehrte Gesellschaft diese Untersuchung als eine Preisfrage aufgegeben

*) Fabricius in luce saluti Evangelii.

ben hat; es ist mir aber ganz unbekannt, ob ein einziger Gelehrter sich mit der Beantwortung dieser Frage beschäftigt hat. Freuen wollte ich mich, wenn es geschehen wäre, auch alsdann noch freuen, wenn ich mich übertroffen sähe.

Nicht ohne Ursach habe ich gesagt, daß die Kreuzzüge auch den **Künsten** beförderlich gewesen sind. Dieß will ich zuerst beweisen, und ich will versuchen, ob ich es sowohl von den **mechanischen**, als auch von den **schönen** Künsten darthun kan. Wenn es hiebey blos auf Raisonnement ankäme; so würde man sagen können, daß die Bedürfnisse, die man bey Führung der Kriege wider die Ungläubigen im Orient zu überwinden hatte, eine Veranlassung zur Erfindung oder doch zur Ausbreitung mancher mechanischen Künste gegeben haben. Denn eben diese Künste sind Kinder des Mangels und der Nothdurft. Der Mensch, mit vielen Bedürfnissen umringt, die sein Leben beschwerlich und lastbar machen, hat sich mit keinen Künsten eher beschäftigt, als mit diesen, und sie sind schon aus diesem Grunde die ältesten, obgleich nicht die edelsten. Wenn nun bey Unternehmung der Kreuzzüge viele Bedürfnisse zu befriedigen, viele Nothwendigkeiten zu bekämpfen gewesen wären, (und daran fehlte es gewiß nicht); würde es dann nicht wahrscheinlich seyn, daß die Kreuzzüge manche mechanische Kunst befördert haben? Doch ich empfinde es, daß dieser Grund nichts entscheidet; er beweiset höchstens die **Möglichkeit** der Sache, und diese aus tief hervorgesuchten Gründen darthun zu wollen, ist, wo nichts schlimmers, doch wenigstens sehr überflüßig.

Lasset uns also lieber den Einfluß zeigen, den die Kreuzzüge zuförderst auf einige mechanische Künste wirklich gehabt haben. Diesen vortheilhaften Einfluß erfuhren vornemlich die mit der Handlung in Verbindung stehenden Künste: denn die Handlung und das Gewerbe wurde durch die Kreuzzüge sehr ausgebreitet. Die Schiffahrt bekam damals in **Frankreich**, **Italien**, **Sicilien** und in andern Ländern einen starken Zuwachs. Man versuchte es bey dem ersten Kreuzzuge, der im Jahr 1096 seinen Anfang nahm. Die Heere, welche wider die Türken fechten sollten, durch **Deutschland** und **Ungarn** nach **Constantinopel** und von da weiter zu führen. Bald aber sahe man es ein, daß dieser Weg zu langweilig und beschwerlich war. Die Völker wurden ermüdet, und der daraus erwachsende Unwille, vereinigt mit der ausserordentlich schlechten Zucht, die unter ihnen herrschte, war die Ursach der entsetzlichsten Ausschweifungen. Um diesen Uebel vorzubeugen, faßte man den vernünftigen Entschluß, die Kreuzritter einzuschiffen, und sie zur See nach den morgenländischen Gegenden zu bringen. Die Menge vornehmer französischer Herren, die über See gehen wollten, um gefährliche Abentheuer zu suchen, und das Gefolge, dessen sie benöthigt waren, weckte die Könige von **Frankreich** aus der Schlafsucht, worin sie bisher in Ansehung des Seewesens gelegen hatten. Zu **Marseille**, und an den Küsten zu **Languedoc** und **Provence** wurden auf ihren Befehl viele Schiffe erbauet. Am geschäftigsten bewiesen sich hierbey die italiänischen Staaten, **Venedig**, **Genua**, **Pisa** und **Florenz**. Die Macht, zu welcher

sie sich schon erhoben hatten, wurde vergrössert, und die blühende Handlung, die sie damals schon trieben, breitete sich noch mehr aus. Die Schiffahrt auf dem mittelländischen Meere, die seit vielen Jahrhunderten in den Händen der Griechen und Araber gewesen war, ward den Italiänern vornemlich zu Theil. Manche Eroberungen, welche die Kreuzritter machten, gab ihren Handel, dem die glückliche Lage Italiens ohne dem schon sehr günstig war, desto mehr Freyheit. Der Weg nach Griechenland, Syrien und Egypten, woher viele Früchte und andere künstlich verarbeitete Sachen genommen werden konnten, ward immer gebahnter. Man machte sich mit den in diesen Ländern befindlichen Fabriken und Künsten bekannt, und brachte sie als die beste Beute nach Italien. Dieß geschahe unter andern um das Jahr 1149. Der König von Sicilien, Rogerius, bekriegte damals den griechischen Kayser, Manuel Comnenus. Zu diesem Kriege entzündete ihn die Rache, die er einer doppelten Beleidigung wegen ausüben wollte. Die erste war, daß Comnenus seine Gesandten zu Constantinopel hatte gefänglich einziehen lassen. Die andere bestand darinn, daß Comnenus denen Kreuzrittern, die durch einen Theil seiner Staaten ihren Durchzug nahmen, mit der unverantwortlichsten List und Bosheit begegnet war, so daß er sie in engen Pässen angreifen, die Zufuhr an Lebensmitteln beschwerlich machen, geringhaltige Münzen unter sie austheilen, und, wie man sagt, so gar Kalk unter das Mehl biswilen mischen ließ. Diese Beleidigungen wollte Rogerius nicht ungeahn=

ahndet lassen. Der Krieg brach aus. Eine starke Flotte lief unter den Befehlen des sicilianischen Admirals, **Gregorius** von **Antiochien**, gegen die Insel **Corfu** aus, und eroberte sie. Der Krieg zog sich hierauf nach Griechenland. **Corinth**, **Athen**, **Theben** und andere Städte wurden eingenommen; und diese Eroberungen machte sich **Rogerius** auch in der Absicht zu nutze, daß er die Seidenfabriken, die in **Griechenland** waren, mit sich zurücknahm. Auf diese Art wurde die Kunst, die Seide zu verarbeiten, zuerst in **Sicilien** und **Italien** eingeführt *). Beweiset dies nicht, daß die Kreuzzüge der Beförderung der **mechanischen** Künste vortheilhaft gewesen sind? Eben so vortheilhaft ist zu einer andern Zeit die Eroberung von **Amerika** und die von daher geholten Schätze den **Spaniern**, **Portugiesen**, **Holländern** und andern Nationen gewesen. Eben so vortheilhaft war den **Mayländern** der Zeitpunct, da sie noch unter der Bothmäßigkeit der Spanier standen, weil damals das aus Westindien gebrachte Gold Gelegenheit zu vielen Gold- und Silberstikereyen gab. Eben so vortheilhaft war endlich die Verjagung der **Hugenotten** aus Frankreich denen **Manufacturen** und Fabriken, die seit der Zeit in **Deutschland** und andern Ländern angelegt worden sind, dahingegen **Frankreich** vor der Aufhebung des Edicts von **Nantes** durch eben diese

Manu-

*) Otto Frisingensis de gestis Friderici I. lib. l. c. 33. Robertus de Monte in continuatione Chronici Sigeberti Gemblacensis ad an. 1145. aus welchem Bower in der Historie der Päbste Th. 7. S. 216. etwas mitgetheilt hat.

Manufacturen unermeßliche Summen aus fremden Ländern zog, und sie sich gleichsam zinsbar gemacht hatten. Wie überzeugend sind nicht alle diese Beyspiele!

Jemehr die Kreuzzüge zur Ausbreitung der Handlung Gelegenheit gaben, desto mehr mußten sie den Wachsthum der Künste befördern. Eine blühende Handlung gebiert Ueberfluß, und Ueberfluß erzeugt die Künste. Ich kenne zwar einen Schriftsteller *), der dieses leugnen will. Er behauptet, daß der große Anwachs der Handlung dem Aufnehmen der Künste hinderlich sey. Er meint, daß da, wo die Handlung blühe, vornemlich nur auf Geld und Reichthümer gesehen werde, und daß die Künste bey dieser Gesinnung eben deswegen verachtet würden, weil sie nicht der geradeste Weg zum Reichthume wären. Hierdurch sucht er sein Urtheil von dem Zustande der Künste in England zu bestätigen; ein Urtheil, das wenigstens viel billiger ist, als das, welches der partheyische le Blanc davon gefällt hat **). Hätte der angeführte Schriftsteller gesagt, daß der herrschende Geist der Handlung bisweilen den Geist der Stärke und Tapferkeit unterdrücke; so würde ich ihm beypflichten. Denn **reiche Völker**, sagt Balzac beym Helvetius ***) **werden durch das Einreden der Vernunft, die immer auf das Nützliche sieht, regieret, und nicht**

*) Rouquet of the present State of the Arts in England, London. 1755.

**) Le Blanc in den Briefen über die Engländer.

***) Helvetins Discurs über den Geist des Menschen, S. 415.

nicht nach einer sittlichen Anlage, die beständig das Ehrbare und Rühmliche zur Absicht hat. Ohnmöglich aber kann das, was er sagt, von den Künsten und am wenigsten von den mechanischen Künsten gelten, die vielmehr mit der Handlung so genau verbunden sind, daß sie einen Zweig derselben ausmachen. Ich berufe mich statt aller andern Gegengründe, auf die Geschichte, die es unwiderleglich beweißt, daß die Völker, die sich früh auf die Handlung gelegt haben, es denen, die es nicht thaten, an Künsten und Wissenschaften weit zuvorgethan haben.

Auch auf die Beförderung der **schönen Künste** hatten die Kreuzzüge einen wohlthätigen Einfluß. Unter diesen nenne ich zuerst die **Malerkunst**. Sie hatte sich zu der Zeit, da sich im Occident über die ganze Litteratur eine schläfrige Unthätigkeit verbreitet hatte, mit andern Künsten im Orient erhalten, von daher die durch die Barbarey der Türken, verscheuten Musen nach den Abendländern flüchteten, und im funfzehnten Jahrhunderte die grosse Wiederherstellung der Wissenschaften veranlaßten. In den morgenländischen Gegenden, war die Malerey nicht ganz von ihrer ehmaligen Grösse herabgesunken. Der Schutz der griechischen Kayser, der Geschmack, den man an schönen Gemälden fand, die Freygebigkeit, mit welcher man Kirchen und Palläste ausschmücken ließ, alles dieses beförderte diese Kunst, und gab den Künstlern Gelegenheit ihre Talente in grossen Werken zu zeigen. Der Kayser **Justinianus** legte hievon einen rühmlichen Beweis ab, als er viele Kirchen, und sonderlich die Sophien-

Sophienkirche zu Constantinopel mit ausserordentlicher Pracht bauen und verzieren ließ *). Zwar war das ein unglücklicher Zeitpunct für die Malerey im Orient, da der Kayser Leo III. durch die Muselmänner verleitet, im achten Jahrhunderte die Bilderstürmerey anfieng, und die Gemälde in den Kirchen verbrennen, oder an den Wänden auskratzen, und mit Kalk überziehen ließ. Diese Unruhen endigten sich aber im neunten Jahrhundert, und es thaten sich auch nach der Zeit Maler von nicht geringen Einsichten im Orient und in Griechenland hervor. Merkwürdig ist es, daß, so wie das alte Rom die vortreflichsten Künstler aus Griechenland kommen, und von ihnen die prächtigsten Werke der Kunst verfertigen ließ, eben so auch das neue Rom und ganz Italien griechische Künstler zu Hülfe rief, um durch sie wieder mit Werken der Kunst bereichert und zur Erkenntniß derselben unterrichtet zu werden. Das thaten, ausser manchen Päbsten, unter andern die Söhne des venetianischen Dogen, Angelo Particiato, die im eilften Jahrhunderte Baumeister und Maler aus Griechenland beriefen, um die Marcuskirche noch prächtiger aufbauen und mit Gemälden ausschmücken zu lassen, worunter sich vornemlich einige Gemälde von musivischer Arbeit ausnahmen **). Das thaten die Venetianer noch häufiger, als sie zur Zeit der Kreuzzüge mit griechischen

*) Er bediente sich dazu der berühmtesten Künstler, zu denen vornemlich Anthemius von Thralles und Isidorus von Miletus gehören.

**) Essai sur le peinture en mosaïque, p. 79.

chischen Künstlern bekannt geworden waren, und an Jaspis, Porphyr und Marmor, woran Griechenland sehr reich war *), einen so grossen Vorrath gesammlet hatten, daß sie durch diesen Reichthum und durch die Geschicklichkeit der Künstler aufgemuntert, ihn zur Ausschmückung ihrer Kirchen und Palläste, und zur Anlegung vieler musivischen Gemälde anwendeten. Das that auch der zur Zeit der **Kreuzzüge** und zum Theil auch durch die Kreuzzüge mächtig gewordene **florentinische** Staat. Er beschäftigte den Fleiß geschickter, obgleich von den grossen Mustern des Alterthums sehr unterschiedener Maler, die aus Griechenland kamen, mit Verfertigung kunstvoller Werke, und ließ durch sie viele Genies bilden, die sich zu dieser unschätzbaren Kunst erhitzt fühlten. Einige dieser fähigen Köpfe waren, **Johann Cimabue, Andreas Taffi, Gaddo Gaddi, Giotto** und andre. **Cimabue** ward gleichsam der Vater der neuern Malerey. Die damals sehr üblichen musivischen Gemälde (en mosaïque) und die Kunst, auf nassem Grunde zu malen, bekam durch ihn ein neues Ansehen, so daß selbst der König von **Neapolis Carl II.** sich zu ihm nach **Florenz** begab, und seine Werke bewunderte **).

Taffi

*) **Blasii Caryophili** Opusculum de antiquis marmoribus Traiecti ad Rhenum, 1743. Es wird in dieser Schrift S. 3. u. f. vor dem hymettischen, penthelischen, thenarischen, corinthischen, parischen, carystischen und andern Arten des Marmors gehandelt.

) **Watelet rühmt diesen Künstler in seinem fürtreflichen Gedichte L'art de peindre im 2ten Gesang V. 15.

Ich

Taffi gieng nach Venedig, um von dem griechischen Maler Apollonius, den die Republic Venedig hatte kommen lassen, noch mehr gebildet zu werden, und kam mit vielen Einsichten bereichert nach Florenz zurück, wo er Arbeiten verfertigte, die Beyfall und Bewunderung verdienten. — Was ist nun aber das Resultat von alle dem, was ich bisher gesagt habe? Nicht wahr dieses, daß die Kreuzzüge eine Gelegenheit geworden sind, mit den Talenten und Werken der griechischen Maler immer bekannter zu werden? Und daß die Schätze die manche italiänische Staaten und sonderlich die Päbste wärend dieser Züge sammleten, eine Reizung gewesen sind, die Werke der Malerey zu vervielfältigen, und öffentlichen Gebäuden durch sie ein prachtvolles Ansehen zu geben? Diese Betrachtung erhält dadurch ein noch stärkeres Gewicht, wenn man den Aberglauben der damaligen Zeiten erwegt, der die Leute

Ich kann mich nicht enthalten seine Worte anzuführen, die zugleich zu Erläuterung dessen dienen, was ich gesagt habe.

— — — . Ce fut la Grèce encore,
Qui des arts obscurcis nous ramena l'aurore.
Cimabué, dit on, de quelques Grècs errans
Reçut, comme un dépot, les beaux arts expirans,
Mais quel étoit alors d'une Flammo immortelle,
Ce rayon presque éteint, cette foible étincelle!
Les enfans égarés d'Apelle et de Zeuxis
N'avoient plus rien du sang, dont ils etoient sortis.
L'art de peindre rèduit au talent mécanique,
De former quelques traits dans une Mosaïque,
Etoit un foible plant, qui devoit reçevoir
Une heureuse culture, en changeant de terroir.

Leute zu dem für die Künste nicht schädlichen Enthusiasmus trieb, mit einer fast verschwenderischen Freygebigkeit, die man noch dazu für verdienstlich hielt, gottesdienstliche Gebäude ausschmücken zu lassen.

Aus eben diesen Gründen läßt sich erweisen, daß damals auch die **Baukunst** einen glücklichen Fortgang gehabt habe. Die zur Zeit der **Kreuzzüge** gemachten Eroberungen verschaften den Italiänern viele Säulen und Marmor, womit sie ihre Kirchen verschönern konnten. Ausser den geschickten Baumeistern und Bildhauern, **Buono**, **Bonanno**, **Plebero**, die sich zu **Venedig** und **Pisa** aufhielten, ließ der Herzog **Sebastian Zani** Künstler aus Constantinopel kommen, und der griechische **Architect**, **Busquetto da Dalichio** that sich sonderlich durch seine Einsichten hervor. In der That sind im eilften und zwölften Jahrhundert, da man, von einem gewissen Schwindelgeist ergriffen, die Kreuzzüge am hitzigsten unternahm, einige der besten Kirchen in Italien erbauet worden, zu deren Ausschmückung man die von den Saracenen und Türken gemachte Beute anwendete *). Freylich war die damalige Baukunst nicht die beste. Es herrschte in derselben ein **gothischer** Geschmack. Aber eben dieser Geschmack war nicht so schlecht, als man gemeiniglich glaubt. Schon das beweiset den Werth desselben, daß man die Schiffe der Kirchen, die zum Theil

*) Beyspiele hievon findet man in Volkmanns lesenswürdigen historischcritischen Nachrichten von Italien Th. 1. S. 573.

Theil sehr breit waren, mit vieler Kunst bedeckte, und die ungeheuren Dome so hoch wölbte, daß man sie ohne Schaudern kaum ansehen konnte. Dies ist ein Umstand, der der damaligen Baukunst sogar einen Vorzug vor den meisten heydnischen Tempeln giebt, die zwar mit allem, was die Architectur prächtiges hat, ausgeschmückt waren, aber selten einen grossen Umfang und eine grosse Erhöhung hatten.

Hätte ich weder Lust, noch Vermögen, von dem Einfluß der Kreuzzüge mehr zu sagen; so würde ich mich leicht mit dem Förmelchen entschuldigen können, daß sich noch sehr viel davon sagen liesse, wenn die Zeit es nur erlauben wollte. Man kann doch auf diese Art gar zu hübsch seine Unwissenheit oder Unlust verbergen, und mit der wichtigen Mine eines Mannes, der noch viel zu sagen hat, ob er gleich nichts mehr zu sagen weiß, von seinen Lesern Abschied nehmen. Wozu solte mir aber diese unnütze Ausflucht dienen? Würde ich nicht wenigstens von einigen Kennern den Vorwurf befürchten müssen, etwas vergessen zu haben, das doch zu der Sache, womit ich mich jezt beschäftige, vorzüglich gehört? — Ganz recht! und ohne Zweifel ist dieses der Einfluß, den die Kreuzzüge auf die Dichtkunst gehabt haben. Hievon will ich also noch reden.

Die meisten Kreuzzüge wurden zu der Zeit unternommen, da Deutschland von schwäbischen Kaysern beherrscht wurde. Wie glücklich aber war nicht dieser Zeitpunct für die Litteratur, für deren Beförderung diese würdigen Kayser mit ruhmvollen Eifer sorgten? Wie glänzend machten nicht diese Periode

die

die fürtreflichen **Minnesinger** *), Dichter, die sich durch die Zärtlichkeit der Empfindungen, durch den Reiz des Ausdrucks, durch die Feinheit der Sitten und durch die süsse Melodie des Sylbenmasses so sehr auszeichneten? Ohnstreitig muß es seine Ursachen haben, warum eben damals diese liebenswürdigen Dichter aufgestanden sind, die in der Geschichte der deutschen Dichtkunst eine bemerkenswerthe Epoche machen. Man kann hievon mehr als einen Grund anführen. Der erste, der bedeutender ist, als vielleicht manche glauben, ist ein physicalischer Grund **). Das **Clima**, das überhaupt auf die Bildung des Geistes einen unleugbaren Einfluß hat, war damals in **Deutschland** viel reiner und angenehmer. Die Moräste und sumpfigten Gegenden waren bey der sich ausbreitenden Anbauung grossentheils ausgetrocknet worden, und es entstiegen also der Erde sanftere Dünste, die der Luft eine feinere Temperatur mittheilten. Die Wälder waren zum Theil ausgerottet, und die Sonne konnte folglich mit ihren erwärmenden Stralen desto tiefer in den Erdboden dringen. Man sahe nun mehr fruchtbare Wiesen und blühende Felder. Reizendere Aussichten öfneten sich dem Auge und bereicherten die Ein-

L 2 bil-

*) Dieser Name bedeutet eigentlich Dichter, die von der Liebe und von zärtlichen Empfindungen gesungen haben. Denn **Minne** heißt in der Sprache der schwäbischen Dichter Liebe, und diese ist der Innhalt der meisten Lieder, die wir denen süssen **Minnesingern** zu verdanken haben.

**) Neue critische Briefe über verschiedene Sachen Seite 72.

bildungskraft mit entzückenden Bildern. Sollte sich nicht hieraus begreifen lassen, warum damals in Deutschland so manches glückliche Genie erzeugt worden ist?

Doch dieser Grund allein macht die Sache noch nicht aus. Auch der mächtige Schutz, den die schwäbischen Kayser den Künsten angedeyen liessen, trug zur Beförderung der damaligen Dichtkunst sehr viel bey. Diese fürtreflichen Regenten fühlten nicht nur den Werth und die bezaubernden Reize der Poesie, sondern liessen sie auch oft ihre Lieblingsbeschäftigung seyn. Die Grossen des deutschen Reichs, unter denen sich Herzoge, Fürsten und Grafen befanden, folgten dem ruhmwürdigen Beyspiele dieser Kayser. Sie nahmen Dichter an ihre Höfe, und machten selbst glückliche Versuche in der Dichtkunst. Kein Wunder also, daß die fähigen Köpfe, (woran es vielleicht zu keiner Zeit gefehlt hat, wenn sie nur nicht so oft durch Mangel der Aufmunterung und durch viele erniedrigende Umstände wären zurückgehalten worden) sehr angefeuert wurden, Proben ihrer Talente abzulegen, und sich in der Dichtkunst hervor zu thun, deren hingesunkene Ehre mächtige Beschützer damals wieder empor huben, ohnerachtet die Päbste schnell waren, den Bannstral auf diejenigen niederzublitzen, die Verstand und Muth genug hatten, anders zu denken, als der Aberglaube verlangte. Die Anzahl der Dichter, die sich im schwäbischen Zeitpuncte berühmt gemacht haben, ist sehr groß. Man zählt über hundert und vierzig, unter denen viele waren, die sich durch den hohen Rang, den ihnen ihre Geburt gab, vor andern aus-

zeich-

zeichneten. Um desto mehr ist es zu beklagen, daß uns von den Lebensumständen, von dem Charakter und von den meisten Gedichten dieser liebenswürdigen Dichter sehr wenig bekannt ist. Nicht einmal das Verdienst hat ein Schriftsteller sich um sie zu erwerben gesucht, das doch **Jean de Notre Dame** oder **Nostradamus** um die zu eben der Zeit berühmten provenzalischen Dichter hat *), und das durch **Crescimbeni** **) und **Bastero** ***) sehr vergrössert worden ist. Was uns **Bodmer** von den Dichtern des schwäbischen Zeitalters gesagt hat, ist sehr wenig und dennoch unterhaltend *). Herr **Lange** hat neulich einige Lieder der **Minnesinger** aus ihrer uns unbekannt gewordenen Sprache in unsere heutige Sprache übersetzt, und dadurch den Wunsch erregt, diese Uebersetzung von ihm vollendet zu sehen **).

Ich muß mir hier eine Art von Gewalt anthun, um nicht weitläuftiger zu werden. Denn ich habe noch etwas zu sagen, das mir wenigstens wichtig ist,

L 3 weil

*) Nostradamus in den Lebensbeschreibungen der provenzal. Dichter, welche 1575 zu Lyon in französischer Sprache ans Licht getreten sind.

**) Crescimbeni Istoria della volgar Poësia; ebendesselben Commentari intorno alla sua Istoria della volgar Poësia, Venedig 1730.

***) La Crusca provenzale di *Antonio Bastero*. Rom 1724.

*) Proben der alten schwäbischen Poesie, Zürich 1748. Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkt, 140 Dichter enthaltend, durch Ruedger Manessen, Zürich, 1758 zween Theile in 4.

**) Langens Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe Th. 2. S. 237 u. f.

weil es ganz zu meiner Sache gehört. Es besteht darinn, daß die Kreuzzüge zur Beförderung und Cultur der damaligen Poesie viel beygetragen haben. Wie das zugegangen sey, läßt sich leicht begreifen. Ausgemacht ist es zuförderst, daß sich unter der fast zahllosen Menge von Menschen, die damals nach dem Orient strömten, die vornehmsten Standespersonen aus Frankreich und insbesondere aus der Provenze befunden haben. Diese letztern hatten zu der Zeit unter sich die provenzalischen Dichter, die größtentheils von dem vornehmsten Adel und von hohen Würden waren. Man nennte sie auch Trobadores oder Troubadeurs und Jongleurs; und die Dichtkunst, der sie sich widmeten, hieß gaya ciencia, eine belustigende Wissenschaft. Auch in Languedoc, Barcellona, Valencia und in andern Ländern traten viele dieser unterhaltenden Dichter hervor; in der Provence blüheten sie vornemlich. Die fünf Berengarii, die von 1100 bis 1245 Herren der Provence waren, beförderten diesen Flor, und unter ihnen ward die sogenannte Corte de Amor berühmt, die eine Art von Tribunal war, das aus wizigen Köpfen bestand, und von welchen die Streitfragen, die die Dichter in ihren Tenzones oder sinnreichen Fragen über die Liebe aufgeworfen hatten, entschieden wurden *). Die Anmuth, welche diese vortreflichen Dichter ihren Arbeiten zu geben wußten, und der ausgebreitete Beyfall, den sie sich dadurch erworben hatten, bewog die französischen Könige und Herren, die der Aberglaube nach

*) Velazquez Geschichte der spanischen Dichtkunst, vom Herrn Prof. Dieze übersetzt S. 60.

nach Palästina trieb, viele von diesen Dichtern mit sich zu nehmen, um an ihnen aufmunternde Gesellschafter und zugleich Lobredner ihrer Thaten zu haben. Die deutschen Fürsten, die, von einem gleichen Aberglauben ergriffen, an den Kreuzzügen Theil nahmen, folgten diesen Beyspielen und hatten unter ihrem Gefolge Dichter, die mit den **provenzalischen** Dichtern in Bekanntschaft kamen, und von ihnen noch mehr gebildet wurden. Diese Bekanntschaft ward desto grösser, je öfter **Kreuzzüge** unternommen wurden, und jemehr die Dichtkunst von den schwäbischen Kaysern geschätzt und belohnt wurde. Wer daher die Poesie dieses Zeitalters genau untersucht, der findet, daß sie mit der provenzalischen Dichtkunst eine grosse Uebereinstimmung hat, und durch dieselbe noch feiner und zärtlicher gemacht worden ist. Zum Theil kann man diese Uebereinstimmung schon daraus beweisen, daß die **Minnesinger** eben die Dichtungsarten, eben die Gattungen von Gesinnungen und Liedern unter sich gehabt haben, die den **provenzalischen** Dichtern sehr gewöhnlich wären. Die Gedichte dieser letztern bestanden größtentheils in **Serventesios**, die eine Art von Satyre waren, **Canzones, Villanescas, Ballate**, die beym Tanze gesungen wurden, **Romanzen** *), Sonnetten und an-

*) Mit diesem Worte verband man ehedem nicht nur eben den Begrif, den man ihm noch jetzt beylegt, da man Erdichtungen verliebter Begebenheiten darunter versteht, an denen auch die provenzalischen Dichter reich waren; sondern man benennete auch so alle die in der romanischen Sprache geschriebne Bücher. Diese Sprache aber war die ehemalige pro-

andern kleinen Liedern. Eben solche Gattungen von Gedichten aber trift man auch bey den Minnesingern an. Selbst die dramatischen Wettstreite waren unter ihnen üblich. Man findet in der Maneßischen Sammlung Beyspiele solcher Wettstreite, worinn die besten schwäbischen Dichter einander mit theologisthen, physicalischen und romantischen Aufgaben auffordern *). Gegen diese Uebereinstimmung, die sich nur auf das Aeusserliche der Dichtkunst erstreckt, könnte man vielleicht einen Einwurf machen. Fast alle Völker, könnte man sagen, die unter sich Dichter gehabt haben; sind mit diesen Dichtungsarten bekannt gewesen; sie haben in ihren Gedichten bald gescherzt, bald gespottet, bald gelobt, bald unterrichtet, bald erhabnere, bald kleinere Gegenstände besungen. Dieser Einwurf hat freylich einiges Gewicht. Wie aber? wenn man beweisen könnte, daß die schwäbische Poesie mit der provenzalischen auch in wesentlichen Stücken eine genaue Uebereinstimmung habe? und daß bey beyden einerley Denkungsart, einerley Zärtlichkeit, einerley Sehnsucht der Liebe, einerley süsse Klagen, ja sogar eine grosse Aehnlichkeit des Ausdrucks gefunden werde? **).

Was

provenzalische, die deswegen so genannt wird, weil sie aus den Trümmern der lateinischen Sprache, oder aus der lingua rustica romana entstanden war. Wenn sie die provenzalische Sprache genannt wird, so muß man ja nicht glauben, daß sie nur in der Provence sey geredet worden. Sie war auch in Languedoc und andern Ländern die herrschende Sprache.

*) s. Bodmers Vorbericht zu den Proben der alten schwäbischen Poesie. S. 19.

**) Beyspiele hievon geben die Verfasser der neuen critischen Briefe S. 96. u. f.

Was soll man dazu sagen? oder wie soll man das erklären? Auf keine andere Art, als daß die schwäbischen Dichter von den provenzalischen, deren Poesie ganz unleugbar älter ist, und bis in das eilfte Jahrhundert hinauf steigt, viel gelernt haben, und gleichsam von dem Geiste derselben beseelt worden sind. An Gelegenheit, von den Provenzalen unterrichtet und gebildet zu werden, würde es zwar nicht gefehlt haben, wenn auch nie Kreuzzüge geführt worden wären, weil die **Provence** damals mit **Deutschland** in einer genauern Verbindung stand, als jetzt. Indessen haben die Kreuzzüge eine neue und sehr vortheilhafte Gelegenheit zur Ausbildung und Verfeinerung der schwäbischen Poesie dargeboten. Sowohl das gemeinschaftliche Anliegen, in welchem man wider die Ungläubigen im Orient zu Felde zog, als auch vornemlich der Wetteifer, der durch den nähern Umgang mit den provenzalischen Dichtern entzündet wurde, konnte viel dazu beytragen, dieser Poesie mehr Vollkommenheit zu geben. Daß aber viele Dichter den Kreuzzügen beygewohnt haben, das folgt nicht allein daraus, daß viele von denen deutschen Fürsten und Herren, die damals mit der abergläubigen Menge nach Palästina eilten, selbst Minnesinger sind *), sondern es wird auch durch die Beyspiele **Reinmars** des **Alten**, **Walthers von der Vogelweide**, des **Tanhusers** und anderer erwiesen, in deren Liedern keine undeutliche Spuren hievon gefunden werden **). Ohn-

*) Einige derselben werden in den Proben der alten schwäbischen Poesie genannt.

**) Ebendaselbst S. 151. und Vorbericht S. 31 und 34.

streitig mußte der Einfluß der Kreuzzüge auf die damalige Dichtkunst vergrössert werden, jemehr sinnreiche Köpfe mit nach dem Orient giengen, und da Dichter kennen lernten, deren Feuer sie erhitzte und derer Muster sie bildete. Zum Theil erhellt dieser Einfluß auch daraus, daß bald nachher, als die Kreuzzüge aufgehört hatten, die schwäbische Dichtkunst ihrer besten Zierden beraubt ward, und allmälich verlohren gieng. Mit gutem Bedachte sage ich nur zum Theil. Denn ich weiß es, daß noch viele andere Ursachen den Verfall dieser reizvollen Poesie beschleunigt haben. Der schwäbische Stamm, aus welchem so viele würdige Kayser und Musenfreunde entsprossen waren, erlosch; die Provence bekam Grafen aus einem andern Geschlechte; die Tourniere, an denen auch die Dichter einen Antheil hatten, hörten auf; Deutschland war zur Zeit des sogenannten Interregni voll innerlicher Unruhen; die Liebe zur Dichtkunst erkaltete; alles dieses beförderte den Verfall eines Studiums, das vorher einen ziemlich hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatte.

Jemehr ich dem Einfluß der Kreuzzüge auf die Gelehrsamkeit nachdenke, desto mehr werde ich überzeugt, daß er nicht gering gewesen sey. Ich will hier noch die Geographie nennen, (von der Philosophie und Mathematik läßt es sich ebenfalls erweisen). Es ist mir aus folgenden Gründen sehr begreiflich, daß auch sie von den Kreuzzügen Vortheile gehabt habe. Zuförderst habe ich schon gezeigt, daß diese Züge den Wachsthum der Handlung sehr befördert haben. Wie genau ist aber nicht die Handlung und die Bekanntschaft, in welche man dadurch

mit

mit fremden Nationen kommen muß, mit der Kenntniß der natürlichen und politischen Verfassung derer Länder verbunden, nach welchen die Handlung geführt wird? Hiernächst macht es jeder Krieg nothwendig, die Beschaffenheit derer Länder, die der Schauplatz des Krieges sind, kennen zu lernen. Die Sicherheit der Armeen, die Sorge für ihren Rückzug, die Begierde, glückliche Unternehmungen ausführen zu können, die sonst aus Unwissenheit der Lage der Oerter leicht fehlschlagen, endlich der längere Aufenthalt in dem Lande, wo der Krieg geführet wird, muß nothwendig der **Geographie** beförderlich seyn *). Wenn dieses aber von allen Kriegen gilt, warum sollte es nicht auch von den **Kreuzzügen** gelten? Und **drittens**, wider wen wurden denn die Kreuzzüge unternommen? Wider die Saracenen. Blühete aber nicht damals die Litteratur unter den Saracenen? war nicht zu **Bagdad** eine berühmte Academie, die im zwölften Jahrhunderte so blühend war, daß sich die Anzahl derer, die daselbst lehrten und lernten, auf sechstausend belief **)? Waren nicht verschiedene Califen aus der **abaßidischen** Familie grosse Beförderer der Gelehrsamkeit? und ließ nicht **Al Mansor** von vielen Gelehrten, die

*) Schon in den ältesten Zeiten ließ der ägyptische Beherrscher Sesostris von denen Ländern, die er durchzogen hatte, Charten aufnehmen, und aus Ehrgeitz Abschriften derselben bis nach Scythien verbreiten, um auch auf diese Art seinen Namen in die entferntesten Länder zu bringen. Goguet vom Ursprung der Gesetze und Künste. Th. 2. S. 227.

) **Brucker Histor. Crit. Philos. Tom. III. p. 44.

die er durch die ansehnlichsten Belohnungen aufmunterte, und unter denen sich auch Christen befanden, die Schriften der Griechen, die zur Philosophie und Mathematik gehörten, in die arabische Sprache übersetzen? Sollte denn dieses alles zur Zeit der Kreuzzüge auf die abendländischen Christen keinen Einfluß gehabt haben? Ja, dieser Einfluß ist unleugbar, und der Kayser Friedrich II, der selbst einen Kreuzzug unternahm, beweiset es dadurch, daß er die Schriften verschiedener Araber in die lateinische Sprache übersetzen lies.

Wahrscheinlich ist es mir auch, daß durch die Kreuzzüge das Studium des Alterthums befördert worden ist, ob wir gleich in denen um diese Zeit geschriebenen Büchern wenig Spuren davon finden. Wenn ich mir aber vorstelle, daß eine Menge von Menschen, unter denen gewiß nicht lauter Dummköpfe gewesen sind, damals Griechenland und Asien haben kennen lernen, und die ehrwürdigen Denkmäler der Kunst, die in diesen Ländern damals häufiger und vollständiger gefunden werden mußten, als jetzt, gesehen haben; so muß man sie entweder für ganz einfältig, oder für eben so fühllos halten, als die steinernen und marmornen Denkmäler, die sie zu sehen Gelegenheit hatten, wenn man annehmen will, daß dieser bezaubernde und Ehrfurcht einflössende Anblick keinen Eindruck auf sie gemacht habe. Was ich vorher von der Beförderung der Baukunst durch die Kreuzzüge gesagt habe, beweiset die Macht dieses Eindrucks.

Abriß einer Geschichte des menschlichen Verstandes.

Ich pflege mich oft mit meinen Gedanken in die dunklen Zeiten des grauen Alterthums zu versetzen, da man mit den Wissenschaften noch unbekannt, und an Künsten ganz dürftig und arm war. Ich sehe hier das menschliche Geschlecht in seiner ersten Kindheit, schwach an Erkenntniß, unvermögend sich selbst zu helfen, und entblößt von den besten Mitteln, seine Wohlfahrt zu befördern. Ich forsche nach Gelehrsamkeit; aber ich sehe alles um mich öde und mit der Nacht der Unwissenheit bedeckt. Ich suche das Licht der Weisheit; aber ich finde es einem schwachen Funken ähnlich, der unter der Asche glimmt, und erst aufzuleben anfängt. Wie traurig, denke ich bey mir selbst, wie kläglich würde das Schicksal der Menschen seyn, wenn sie nie zu einer männlichern Stärke gelangt wären, nie ihren Verstand mit grössern Einsichten bereichert, und nie die Künste erfunden hätten, die doch so unentbehrlich sind, das Leben angenehm zu machen, und die Beschwerlichkeiten desselben zu zerstreuen! — Ich entferne mich von dieser Betrachtung, und versetze mich wieder in die Zeiten, in welchen ich lebe. Wie hell

hell, wie aufgeklärt finde ich hier alles! Wie strahlt hier die Weisheit in vollem Glanze! Wie erblicke ich das ganze Feld der Gelehrsamkeit so schön bearbeitet, so reizend! Wie finde ich jezt da ein **Tempe**, ein **Elysium**, wo vormals Einöde und Wüstenen war!

Ganz natürlich entstehen alsdann bey mir die Fragen: Wie ist es zugegangen, daß die Menschen nach und nach so ausgebreitete Einsichten erlangt haben? Was hat sie veranlaßt, die Schätze der Weisheit zu suchen? Durch was für Mittel sind sie in den Stand gesetzt worden, ihren Verstand zu schärfen, und sich den Weg zu so vielen Erfindungen zu bahnen? Diese Fragen kann ich mir nicht beantworten, ohne in die Geschichte des menschlichen Verstandes hineinzugehen. Ich durchlaufe also den grossen Zeitraum, den das menschliche Geschlecht schon durchlebt hat. Ich betrachte es von seinem ersten Ursprung an, und stelle mir die Mängel und Unvollkommenheiten vor, mit denen es anfänglich behaftet gewesen seyn muß, weil es ohnmöglich auf einmal so reich an Erkenntniß hat seyn können, als es jezt ist. Ich erwege die gesellschaftlichen Verbindungen, die nach und nach unter den Menschen entstanden sind. Ich untersuche die sittlichen und natürlichen Ursachen, die der Cultur des menschlichen Geistes beförderlich gewesen sind. Alles dieses giebt mir hinlänglichen Stoff, meine Fragen aufzulösen, und die Gründe zu erforschen, wodurch die Menschen bewogen und geschickt gemacht worden sind, in die Geheimnisse der Natur und Kunst zu dringen, und den Umfang ihrer Kenntnisse zu erweitern.

Durch

Durch das, was ich bisher gesagt habe, glaube ich meine Leser zu dem **Begrif** vorbereitet zu haben, den ich mit **der Geschichte des menschlichen Verstandes** verbinde. Man hat den Namen dieser Geschichte oft gebraucht und noch öfter gemisbraucht. Kein Buch unter denen, die davon geschrieben worden sind, verdient ihn mit wenigerm Rechte, als das, welches der **Marquis d'Argens** unter dem unten angeführten Titel herausgegeben hat *). Allenfalls mag dies Buch, das der Verfasser die Frucht eines **sechs und dreyßigjährigen** Fleisses nennt, dazu sehr nützlich seyn, die Lebensbeschreibungen, Meinungen, Schriften und Werke vieler Theologen, Rechtsgelehrten, Philosophen, Dichter, Maler u. s. w. daraus kennen zu lernen, und viele, mit weitläuftigen Excursionen und paradoxen Sätzen vermischte Nachrichten daraus zu schöpfen, so, daß das ganze Buch, bey denen, die wenig Bücher haben, die Stelle einer kleinen Bibliothek vertreten kann. Aber eine eigentliche Geschichte des menschlichen Verstandes kann es ohnmöglich seyn, ich mag diese Geschichte in einem Sinne nehmen, in welchem ich will. Der Begrif, den man hievon festsetzen kann, ist zwiefach. **Entweder** ist das eine Geschichte des menschlichen Verstandes, wenn man allen Wirkungen und Geburten des mensch-

*) Histoire de l'esprit humain, ou Memoires secrets et universels de la Republique des lettres par M. Jean Bapt. de Boyer *Marquis d'Argens*. Das ganze Werk besteht aus vierzehen Theilen in groß 12, die von 1766 bis 1769 zu Berlin herausgekommen sind.

menschlichen Geistes, allen Erfindungen, Künsten und Wissenschaften nachforscht, und untersucht, wenn und wie sie entstanden sind, was für einen Gang sie genommen, was für Schicksale sie erlitten, und durch was für Hindernisse sie sich haben durcharbeiten müssen, ehe sie die ihnen bestimmte Stuffe der Vollkommenheit erreicht haben. Oder man versteht unter der Geschichte des menschlichen Verstandes den **Inbegrif aller Ursachen und Veranlassungen, die die Ausbildung des menschlichen Verstandes befördert haben**, und aus welchen sich der Ursprung, der Fortgang und das verschiedne Schicksal der Gelehrsamkeit unter verschiedenen Nationen erklären läßt. Der erste von diesen Begriffen ist nicht der, den ich hier annehme. Das, was nach demselben geleistet werden soll, ist ein Theil und vielleicht der wichtigste Theil der Litterairhistorie, der bis jezt noch wie ein vernachläßigtes und schlechtbebautes Feld daliegt, und den ich so zu bearbeiten wünschte, als ich neulich zu versprechen gewagt habe *).

Ich setze vielmehr den zulezt angeführten Begrif hier fest, und nähere mich dem Gesichspunkt, aus welchem **Iselin, Ferguson, Zambaldi** und Herr **Flögel** die Geschichte des menschlichen Verstandes betrachtet haben. **Iselin** hat in seinem lehrreichen Buche **) nicht nur mit philosophischer Abstraction gezeigt, wie sich der menschliche Geist habe entwickeln **können**, sondern auch, wie er sich nach und nach wirk-

*) In meinem Versuch einer pragmatischen Litterairhistorie, Halle 1770.

**) Isaak Iselin Geschichte der Menschheit, erster und zweyter Band, Zürch 1768.

wirklich entwickelt habe. Mit einem in das grosse Gebiet der Geschichte weit aussehendem Geiste unterrichtet er seine Leser von den verschiednen Gestalten, die das menschliche Geschlecht von je her gehabt hat, und führt sie, wie durch ein reizendes Gefilde, zu der Vollkommenheit hin, die es allmählich erlangt hat. Er betrachtet den Stand der Natur, den Stand der Wildheit, den gesitteten Stand, und die Fortgänge desselben, bey den orientalischen Völkern, bey den Griechen und Römern, und bey den heutigen europäischen Nationen. Lauter unterhaltende Betrachtungen! die ich, um meine Wißbegierde noch mehr zu befriedigen, durch einen Commentar vom Iselin selbst, oder von **Wieland** in ein noch helleres Licht gesetzt zu sehen wünschte.

Ferguson hat in seinem Buche *) weniger Methode beobachtet, und weniger Belesenheit und Geschichte gezeigt, oder zeigen wollen. Gut wäre es, wenn er es gethan hätte. Denn der Philosoph, wenn er auch einen noch so eindringenden Scharfsinn hat, und mit noch so erobernden Blicken alles durchschauet, muß bey diesen Untersuchungen immer auf die Geschichte, als auf das Certificat seiner Betrachtungen, zurücksehen, und sich dadurch überzeugen, ob alles so **geschehen** sey, wie er es sich **gedacht** hat. Das hat **Ferguson** bey allen seinem philosophi-

*) Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft von Adam Ferguson, Professor der Sittenlehre auf der Universität zu Edimburg, aus dem Englischen übersetzt, Leipzig 1768.

phischen Tiefsinn nicht genug gethan. Er handelt in sechs Hauptabschnitten von den Hauptcharakteren der menschlichen Natur, von der Geschichte roher Nationen, von der Geschichte der Staatskunst und andrer Künste, von den Folgen, die aus der Aufnahme bürgerlicher und handelnder Künste entstehen, von der Abnahme der Nationen, und von der Verderbniß und politischen Sclaverey: alles sehr gelehrt, aber nicht mit so vielen Factis aus der Geschichte bestätigt, als nöthig war.

Zambaldi hat sich mit weniger Kräften in eben diese Laufbahn gewagt *). Der ganze erste Band seiner Schrift enthält eine mittelmäßige psychologische Betrachtung des Menschen, und das, was er im zweeten Bande sagt, sticht gegen **Iselin** und **Ferguson** ab, wie eine kostbare Mahlzeit gegen eine wäßriche Suppe.

Die fürtrefliche Schrift des Herrn **Flögel** erfreut und unterrichtet mich, so oft ich sie lese **). Ich kann voraussetzen, daß meine Leser dieses zwar kleine, aber sehr reichhaltige Buch kennen werden. Herr **Flögel**, von dem ich, weil er einer meiner würdigsten Freunde ist, nicht mehr sage, als was meine Ueberzeugung mir zu sagen befiehlt, hat schon längst den Wunsch in mir rege gemacht, auch über die von ihm nicht berührten Ursachen, die den menschlichen Ver=

*) Saggi per servire alla storia dell' uomodel Signor Paolo Zambaldi, Venedig 1768, zween Bände in 8.

**) Geschichte des menschlichen Verstandes, Breslau 1765.

Verstand entwickeln und vollkommen machen, ein eben so schönes Licht verbreitet zu sehen.

Soll ich noch einige Schriftsteller anführen, die hieher gehören, so nenne ich den **Helvetius**, **Huart** und **Dübos**. Ich nenne sie aber nur; denn es ist bekannt, nach was für Grundsätzen sie die Kräfte des menschlichen Verstandes, und ihre Ausbildung zu erklären gesucht haben. **Helvetius**, dessen Schrift *), bey aller ihrer Nutzbarkeit, doch das Schicksal gehabt hat, in Frankreich verboten und verbrannt zu werden, leitet alles aus **moralischen** Ursachen her. Wer die Sache blos aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, dem muß dabey eben so viel unerklärbar bleiben, als wenn man mit dem **Huart** **) bey den **natürlichen** Ursachen stehen bleibt. **Dübos** verbindet beyderley Ursachen mit einander; aber er räumt den letztern zu viel ein, und behauptet sogar, daß die Künste in denen Ländern, wo ihnen das Clima von Natur günstig ist, von selbst aufwachsen würden, wenn man sie auch nicht dahin verpflanzte, und daß die Mahlerey und Poesie niemals weiter gegen Norden gekommen, als bis unter die Polhöhe von **Holland**, ja daß man selbst in diesem Lande niemals etwas beßres, als frostige Mahlereyen gesehn habe ***). Wer sieht nicht die Unwahrheit dieser Behauptung ein!

 Ich

*) Discurs über den Geist des Menschen, aus dem Französischen übersetzt, Leipzig und Liegnitz 1760.

**) Johann Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften, aus dem Spanischen übersetzt, von G. E. Leßing 1752.

***) Dubos kritische Betrachtungen über die Poesie und Mahlerey Th. 2. S. 140 und 143.

Ich komme nach dieser kleinen Ausschweifung wieder auf den Weg zurück, von dem ich mich mit Fleiß entfernt habe, um die Männer kennen zu lernen, die diesen Weg zu bahnen, und die Dornen, mit denen er durchflochten ist, hinwegzuschaffen angefangen haben. Ich folge ihnen nach, und ich fürchte nicht ohne Grund, einen so weit hinaus laufenden und noch immer mühsamen Weg nicht vollenden zu können, das heißt, **nicht alle** Ursachen anführen zu können, die zu der nach und nach geschehenen Ausbildung des menschlichen Geistes etwas beygetragen haben. Denn in der That diese Ursachen sind nicht nur unzählich, sondern auch ihr Einfluß bisweilen so unmerklich, und in die Wirkungen andrer Ursachen so verwebt, daß es oft unmöglich ist, den Grad und die Beschaffenheit des Effects, den sie thun, genau zu bestimmen.

Man kann alle diese **Ursachen** unter zwo Hauptclassen bringen: die, welche nicht hierunter begriffen sind, setze ich in die Classe der **Veranlassungen** und **Gelegenheiten**, die man bey der Untersuchung der Cultur des menschlichen Verstandes, von den eigentlichen Ursachen unterscheiden muß; und die nicht von dem Nachsinnen, nicht von den Fähigkeiten des Verstandes, oft auch nicht von der Wahl des Menschen abhangen, sondern von zufälligen und unerwarteten Umständen, die bald auf diese bald auf jene Art einen grössern oder geringern Einfluß auf die Ausbildung des menschlichen Geistes gehabt haben.

Zur **ersten** Classe der Ursachen gehören die **physischen** oder **natürlichen**, zur **andern** aber die

moralischen. Unter jenen versteht man die, die theils von der Natur des Menschen hergenommen sind, theils auf die Bildung des Verstandes wirken können, wenn man sich den Menschen im Stande der Natur, ausser der gesellschaftlichen Verbindung, denkt. Die moralischen Ursachen aber sind solche, die theils von dem, was an dem Menschen moralisch ist, theils von dem gesitteten oder gesellschaftlichen Stande, worin er lebt, hergenommen sind. Dubos*) verbindet mit den moralischen Ursachen einen ganz andern Begriff, der mir nicht genug zu sagen scheint, ob ihn gleich ein neurer Schriftsteller für hinlänglich hält **). „Ich nenne, sagt Dubos, diejenigen Ursachen moralisch, welche etwas zur Aufnahme der Künste beytragen, ohne eigentlich den Künstlern mehr natürliche Geschicklichkeit zu ertheilen, oder mit andern Worten, ohne eine Veränderung in der Natur hervorzubringen; solche, die den Künstlern blos Gelegenheit geben, ihr Genie auszubilden, weil sie ihnen die Arbeit leichter machen, und sie durch Nacheiferung und Belohnung zum Studiren und Fleiße aufmuntern.„ Von denen moralischen Ursachen, die die Kräfte des Geistes in Bewegung setzen, die Ehrbegierde anflammen, und dadurch zur Beförderung der

*) Dubos Betrachtungen über die Poesie und Malerey Th. 2. S. 123.

**) Castilhon Considerations sur les causes physiques & morales de la diversite du genie, des moeurs &c. pag. 62. „Les causes morales, a dit un Auteur très „estimé, sont celles, qui sans donner aux hommes „plus d'esprit, qu'ils n'en ont, leurs offrent seulement les moyens de perfectionner leur genie. Cette definition me paroit satisfaisante.„

der Cultur Veranlassung geben, lasse ich diese Erklärung gelten. Sollte aber z. E. die Erziehung, die auch in diese Classe gehört, und auf die ganze Bildung des Verstandes einen so mächtigen Einfluß hat, sollte sie dem Menschen nicht mehr Geschicklichkeit ertheilen, und nur eine blosse Gelegenheit seyn, das Genie anzubauen? Doch ich mag kein Polemicus seyn. Es habe von uns Recht, wer da wolle; wenn nur die anzuführenden Ursachen wahr sind, und die Art ihres Einflusses auf den menschlichen Geist richtig erwiesen wird.

Ehe ich sie nenne, muß ich einige Anmerkungen machen, die zur Beurtheilung des Ganzen nöthig sind.

1. Die **natürlichen** Ursachen von der Bildung des menschlichen Verstandes, sind von grösserm Gewicht, als die **moralischen**: denn sie betreffen die dem Menschen von Natur gegebene Anlage und die Geschicklichkeit, gewisse Gegenstände der Erkenntniß richtig einzusehen und mit Empfindung zu beurtheilen. Nehmt einem Volke diese Anlage; was wird alsdann Unterricht, Belohnung und aufmunternde Beyspiele helfen? Eben so wenig, als wenn ein von der Natur verwahrloster, einfältiger Mensch den besten Unterricht genießt. Nie wird aus diesem Holz ein Mercur geschnizt.

2. Die **natürlichen** Ursachen thun einen desto stärkern Effect, je genauer sie mit den **moralischen** verbunden werden. Wenn ein Volk ausser dem glücklichen Himmelsstrich, unter welchem es wohnt, und ausser den fähigen Köpfen, die unter demselben hervortreten, auch eine weise Staatsverfassung, gute

Erziehungsanstalten, wohlgeordnete Sitten und grosse Belohnungen hat; so wird es zwar nicht mehr Genies bekommen, als ihm die Natur geben will, aber es wird in der Cultur es viel weiter bringen, und in dem Reiche der Gelehrsamkeit viel grössere Eroberungen machen. Griechenland ist hievon ein redendes Beyspiel. Wie roh war es noch zu **Homers** Zeiten! wie reich aber an Künsten und Wissenschaften, als **Alexander** herrschte, den die mit Lobsprüchen freygebige Nachwelt den **Grossen** genannt hat! Und diese ausgebreiteten Einsichten waren ganz unstreitig auch moralischen Ursachen zuzuschreiben.

3. Viele Ursachen des menschlichen Verstandes haben eine gegenseitige Beziehung auf einander; oft wirkt eine auf die andre zurück. So wirken die Sitten und Meinungen auf die Sprache, und die Sprache wieder auf die Sitten. So wirken Gesetze und Erziehung auf den Geschmack eines Volks, und der Geschmack wieder auf die Gesetze und Erziehung. So wirkt der Staat auf die Beförderung gewisser Erfindungen und Künste; und diese wirken zurück auf den Staat und dessen Beglückung. So wirkt endlich das Clima auf die Staatsverfassung, und diese wieder auf die Veränderung des Clima.

4. Nie ist eine Ursach allein hinreichend gewesen, dem menschlichen Verstande genug Bildung zu geben, sondern es haben sich allezeit und bey allen cultivirten Nationen mehrere mit einander vereinigt. Selbst das Clima, dessen Einfluß auf den Verstand von alten und neuen Schriftstellern so hoch getrieben wird, daß man, wenn sie Recht hätten, glauben müste, daß

gewisse Ausdünstungen der Erde, oder eine gewisse Beschaffenheit der Luft schon hinreichend sey, grosse Genies zu bilden, selbst das Clima erfordert viele Nebenumstände, die die Wirkung desselben recht merkbar machen und vergrössern. Wie liesse es sich sonst begreifen, daß ein und eben dasselbe Clima zu einer Zeit an den fähigsten Köpfen fruchtbar und ergiebig ist, zu einer andern Zeit aber ganz unfruchtbar zu seyn scheint?

5. Diejenigen Ursachen, die von der Befriedigung der Bedürfnisse des Lebens hergenommen sind, haben die Menschen von den ältesten Zeiten her geschäftig gemacht, auf manche Erfindungen zu denken. Je dringender jene Bedürfnisse waren, je grösser der Mangel und die Unbequemlichkeiten waren, die das menschliche Geschlecht in den ersten Zeiten seines Daseyns drückten; desto mehr muste die Aufmerksamkeit gereizt und der nachforschende Fleiß auf das gerichtet werden, wodurch das Leben gegen drohende Gefahren gesichert, und bequemer gemacht werden konnte. Daraus entstanden nach der Verschiedenheit der Bedürfnisse viele mechanische Künste, die folglich die ältesten Entdeckungen des menschlichen Verstandes sind, und desto früher ihre Vollkommenheit erreicht haben, je unentbehrlicher sie von je her den Menschen gewesen sind.

6. Es hat in der Geschichte des menschlichen Verstandes Perioden gegeben, in welchen eben die Ursachen und Antriebe zur Cultur, die zu andern Zeiten von erstaunlicher Wirkung waren, aufgehört haben, den nachdenkenden Fleiß und Scharfsinn der Menschen zu beschäftigen. Mehrentheils sind ausgear=

geartete und von dem Gifte der Laster angesteckte Sitten, hingesunkene Freyheit und Aberglaube Schuld daran. Daher ist es gekommen, daß die Antriebe, die sonst die Griechen beseelten, sich durch Werke des Geistes hervorzuthun, schon längst ihre Wirksamkeit verlohren, oder vielmehr ganz aufgehört haben. Auf eine ähnliche Art läßt sich begreifen, warum ein und eben dieselbe Ursach bey einem Volke grosse Wirkung gethan, bey dem andern aber wenig oder gar nichts ausgerichtet hat. Jede Ursach erfordert nemlich gewisse Umstände, von denen die Grösse oder Schwäche ihres Effects abhängt.

7. In der Geschichte des menschlichen Verstandes müssen nicht allein die Ursachen angeführt werden, durch welche die Ausbreitung der Einsichten und der ganzen Cultur unter verschiednen Nationen ist befördert worden, sondern auch die, welche die beneidenswürdigsten Einsichten eines Volks in schändliche Einfalt, und den geschäftigsten Eifer desselben in lethargische Schläfrigkeit verwandelt haben. Diese traurige Catastrophe haben alle berühmte Völker des Alterthums erfahren; und alle Völker, die jetzt sind, und künftig seyn werden, müssen sie erfahren. Ohnstreitig muß diese Ab- und Zunahme, diese Ebbe und Fluth der Gelehrsamkeit ihre Ursachen haben, die man nicht übergehen kann, ohne eine grosse Lücke zu lassen.

8. Man muß sich bey der Untersuchung des Ursprungs und Fortgangs der Gelehrsamkeit unter den Menschen ja nicht vorstellen, als sey das menschliche Geschlecht bey seinem Entstehen von den besten Fähig-

keiten der Seele entblößt gewesen, und als habe es in einem thierischen Zustande gelebt, wobey es nichts als eine bloße Empfindung des Gegenwärtigen gehabt habe, und in einer dummen Gleichgültigkeit und trägen Zufriedenheit dahingegangen sey. Es ist nicht einmal möglich, daß es einen solchen die Menschheit entwürdigenden Zustand sollte gegeben haben. Rousseau, von dem man es gewohnt ist, die seltsamsten Hypothesen mit der hinreissendsten Beredsamkeit vorgestellt zu sehen, hält diesen Zustand für beneidenswürdig, in welchem, seiner Meinung nach, der Mensch auf allen Vieren gekrochen, und seine Speise unter einer Eiche, seinen Trank am nächsten Bache gefunden hat *). Er meint, in diesem Zustande die wahre Bestimmung des Menschen zu finden, und hält alles, was ihn zu höhern Einsichten bringen kann, für Werkzeuge des Elendes, und für ein unseliges Mittel, ihn in ein Labyrinth von tausenderley Ungemach zu verwickeln. Hat denn aber der Mensch nicht von je her einen Trieb zur Vollkommenheit gehabt? und ist nicht dieser Trieb, wie Rousseau selbst gesteht, das unterscheidende Kennzeichen der menschlichen Natur? **) Wie ist es also

*) in der Schrift sur l'origine et les fondemens de l'inegalité parmi les hommes, Amsterdam 1755.

**) Il y a une autre qualité très spécifique, qui les distinque, (l'homme et l'animal) et sur laquelle il ne peut y avoir de contestation, c'est la faculté de se perfectionner; faculté qui, à l'aide des circonstances, développe successivement toutes les autres, et réside parmi nous tant dans l'espèce, que dans l'individu etc. *pag.* 32 und 33 der angeführten Ausgabe.

also möglich, zu behaupten, daß das menschliche Geschlecht ursprünglich dumm und einfältig gewesen sey, und sich nicht um das bekümmert habe, was die Aussichten der Seele erweitern, und dem Leben Bequemlichkeit und Anmuth verschaffen kann?

9. Je cultivirter eine Nation ist, desto zusammengesetzter sind die Ursachen ihrer Ausbildung, und desto schwerer ist es, den Einfluß einer jeden zu bestimmen. Je weniger aber ein Volk sich durch Cultur noch ausgezeichnet hat, desto einfacher sind die Ursachen seiner Entwickelung, und desto genauer läßt sich die Wirkung einer jeden entdecken. Um also die Ursachen der Bildung des menschlichen Verstandes in ihrer Simplicität kennen zu lernen, muß man entweder in die Zeiten des grauen Alterthums zurückgehen, oder sich Völker vorstellen, die noch jezt roh und wild sind, und die, weil sie nicht viel Bedürfnisse haben, oder sie wenigstens nicht kennen, weniger angespornt werden, viele Entdeckungen zu machen, und sich bessere Kenntnisse zu verschaffen. Ich rede von der Cultur einer ganzen Nation oder eines grossen Theils derselben, nicht von einzlen Genies, die auch unter ungebildeten Völkern, wie ein unerwartetes Phänomenon, erscheinen können, weil die Natur selbst sie bildet, ohne von andern mitwirkenden Ursachen viel Beystand zu verlangen.

Genug von diesen vorläufigen Anmerkungen. Ich fange nun an, die Ursachen der nach und nach geschehnen Ausbildung des menschlichen Verstandes zu erklären. Die Fruchtbarkeit dieser Untersuchung und der Reichthum an Beyspielen, die die Geschichte

dar=

darbietet, wird es mir fast schwer machen, mich kurz zu fassen. Ich werde aber nie vergessen, daß ich nur einen Abriß zeichnen will, und nach dieser Absicht bitte ich meine Leser, mich zu beurtheilen.

I. Von den natürlichen Ursachen der Cultur des menschlichen Verstandes.

Ich betrachte hier den Menschen, wie er von Natur beschaffen ist, und mit denen Beyhülfen, die ihm die Natur selbst zu seiner Bildung dargereicht hat, ohne sie erst von der gesellschaftlichen Verbindung und von der Moralität zu erwarten. Wenn es wahr ist, daß die Natur des Menschen von je her unveränderlich geblieben ist, so ist es so gut, als versetzte ich mich in die allerersten Zeiten des menschlichen Geschlechts; um von da aus zu übersehen, wie sich die Kenntnisse nach und nach vervielfältigt haben, gleich einem Baume, der desto mehr Zweige treibt, je älter er wird.

1. Das erste, was hiebey erwogen zu werden verdient, ist das **Erkenntnißvermögen** des Menschen, das ihm auch alsdann noch eingeräumt werden muß, wenn man gleich eine niedrige Stuffe der ersten Menschheit annehmen wollte. Dies Vermögen ist gleichsam die Wurzel, aus welcher der ganze Stamm menschlicher Kenntnisse hervorgewachsen ist. Ohne dasselbe wäre es ganz unmöglich gewesen, in die Geheimnisse der Natur einzudringen und Wahrheiten zu erforschen, die die Beförderung der menschlichen Glückseligkeit zum Endzweck haben. Lasset uns eine noch so grosse Verschiedenheit der

Stuf=

Stuffen dieses Vermögens annehmen, so muß es doch jeder Mensch von je her bald in geringerm, bald in grösserm Maasse besessen haben. Von je her hat es also Menschen gegeben, die nicht nur haben **empfinden**, sondern auch mit nachforschender Aufmerksamkeit und Prüfung das Empfundne **beurtheilen** und einen ihren Absichten und Bedürfnissen gemässen Gebrauch davon machen können. Die **sinnlichen Empfindungen**, die durch die Sinne der Seele eingeprägt werden, sind eine ergiebige Quelle unzähliger Ideen, und der erste Stoff aller übrigen Erkenntniß. Der Mensch sieht mit aufwärts gerichtetem Antlitz den mit Sternen übersäeten Himmel; er sieht die Erde mit Millionen verschiedner Geschöpfe angefüllt; er empfindet das Vergnügen, das die Natur auf tausendfache Art in seine Seele gießt. Je angenehmer diese Empfindungen sind, desto mehr erhöhen sie die Wirksamkeit der Seele; so wie hingegen unangenehme Empfindungen den Lauf ihrer Thätigkeit hemmen. Was ist also natürlicher, als daß alle Gegenstände der Lust, und zum Theil auch der Unlust, welche die Seele empfindet, zunächst die **Aufmerksamkeit** und das **Nachdenken** erwecken. Diese Fähigkeiten des Geistes kann jeder Mensch anwenden, wenn er nur will. Er wendet sie an. Nun bekömmt seine Kenntniß mehr Licht. Er betrachtet das, was seine Sinne ihm darstellen, genauer; er schärft gleichsam seine Sinne, um so wohl von dem Ganzen, als von den Theilen derer Dinge, die ihm wichtig scheinen, richtigere Vorstellungen zu erlangen, und er freuet sich, wenn er sie erlangt hat. Denn er hat eine **Wißbegierde,**

die

die ihn unabläßig reizt, für seinen Geist neuen Unterhalt, neue Nahrung zu suchen. Durch sie aufgemuntert forscht er den Ursachen derer Begebenheiten nach, die er in dem Reiche der Natur wahrnimmt; er geht noch weiter, und sucht sich die verborgnen Gründe der Wahrheit aufzuschliessen, um seine Erkenntniß fest und gewiß zu machen. Jeder Zuwachs seiner Einsichten, jeder Fortgang in seinen Unternehmungen ist ihm schmeichelhaft, ohne ihn doch jemals so sehr zu befriedigen, daß er nicht immer neue Lust in sich fühlen sollte, weiter fortzugehen. Dieser unersättliche Trieb erhält alle übrige Kräfte der Seele in einer beständigen Geschäftigkeit. Der **Verstand**, der durch das Empfindungsvermögen befruchtet, und durch die Aufmerksamkeit, und durch das Nachdenken zubereitet worden ist, deutliche Vorstellungen zu haben, zeigt sich nun in seinen Wirkungen, bald als einen **schönen Verstand**, der die Gegenstände seiner Betrachtungen mit ausgebreiteter Deutlichkeit ansieht und eine Menge deutlicher Begriffe davon hat, bald als einen **tiefsinnigen Verstand**, der in das, was er erkennt, tiefer eindringt, und durch die Stärke oder durch den höhern Grad der Deutlichkeit sich unterscheidet. Hiemit vereinigt sich der **Witz** und **Scharfsinn**; jener, der die Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten der Gegenstände unsrer Erkenntniß und der Vorstellungen, die wir von ihnen haben, entdeckt; dieser, der die Verschiedenheiten und Unähnlichkeiten der Dinge nachforscht. Ohne diese beyden Fähigkeiten der Seele würde sich die menschliche Erkenntniß ohnmöglich zu einer merklichen Grösse erheben können. Ohne sie würden nie die Ver-

hält-

hältnisse der Dinge entdeckt, nie allgemeine Begriffe, nie richtige Urtheile gemacht, nie gewußt haben, was Ordnung, Vollkommenheit und Wahrheit sey; ja ohne sie würde die ganze Gelehrsamkeit ein unförmliches und unentwickeltes Chaos geblieben seyn. Sehet da ihren ausserordentlich grossen Einfluß auf die Ausbreitung der menschlichen Einsichten! Nicht minder wichtig ist der Einfluß des **Dichtungsvermögens** und der **Einbildungskraft**, die selbst das **Begehrungsvermögen** und die Leidenschaften, von denen ich nachher reden werde, mit einem regen Feuer belebt. Alle Fähigkeiten, die ich bisher genannt habe, sind der menschlichen Seele zu allen Zeiten eigenthümlich gewesen; und wenn es blos darauf ankäme, die **Möglichkeit** der Cultur des menschlichen Verstandes zu erweisen, so würde sie hieraus schon genugsam erhellen. Die Mischung dieser Fähigkeiten hat auch von je her eine unglaubliche Verschiedenheit gehabt, und ist zu dem grossen Endzweck, die Mannigfaltigkeit und den Werth der menschlichen Kenntnisse zu befördern, eben so unentbehrlich gewesen, als die verschiedne Mischung des Begehrungsvermögens, woraus die **Charactere** und Gemüthsarten der Menschen entstehen. Es hat also immer Menschen gegeben, die bald mehr Gedächtniß als Beurtheilungskraft, bald mehr Witz und Scharfsinn als Gedächtniß, bald mehr Einbildungskraft als Witz, bald mehr Nachdenken und wahren Gebrauch des Verstandes als Einbildungskraft u. s. w. gehabt haben. Eine weisheitsvolle Anordnung! Warum sollte man nicht also auch den Fall annehmen können, daß es von je her einige Menschen

schen gegeben habe, deren Erkenntnißkräfte eine solche Mischung gehabt, und in einem solchen Verhältniß gestanden, daß alle Gattungen derselben dahin haben übereinstimmen müssen, einer Fähigkeit eine merkliche Grösse zu geben, und dadurch den Menschen zu gewissen Verrichtungen vorzüglich geschickt zu machen. Ist dieses wahr, (und ich sehe nicht ab, wie man es läugnen will), so muß es auch von je her **Genies** gegeben haben, die nach der Verschiedenheit ihrer Bestimmung bald diese, bald jene Gegenstände mit glücklichem Erfolg zu bearbeiten angefangen haben. Und da die **Erfindungskraft** das Hauptingredienz des Genies ist; so wird es auch nie an Menschen gefehlt haben, die im Stande gewesen, neue Erfindungen zu machen, und das zu entdecken, was vorher noch niemand bemerkt und gedacht hatte. Zwar hat es in den ältesten Zeiten, da noch die wichtigsten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen waren, manche Erfindungen gegeben, die sehr leicht waren und auch ohne Genie gemacht werden konnten (denn überhaupt ist nicht eine jede Erfindung ein Kennzeichen des Genies); es hat auch damals viele kleine Erfindungen gegeben: sie sind aber vielleicht nur für uns klein, die wir in cultivirtern Zeiten leben, und sie können bey aller ihrer Unwichtigkeit doch der menschlichen Gesellschaft vortheilhafter gewesen seyn, als die tiefsinnigsten algebraischen Entdeckungen. Die Erfindungen hingegen, die viele Beobachtungen, viel Zeit und eine langwierige Kenntniß der Welt erfordern, um ihre Vollkommenheit zu erreichen, können nicht in den frühesten Zeiten des menschlichen Geschlechts statt gefun-

den haben, wenn man auch annehmen wollte, daß es damals schon die fähigsten Köpfe gegeben habe. Auch der besten Fähigkeiten Entwicklung und Gebrauch hängt oft von gewissen äusserlichen und zufälligen Umständen ab, die nicht in unsrer Gewalt stehn.

2. Der menschliche Geist hat aber nicht allein in sich selbst eine fast unerschöpfliche Quelle derer Einsichten, die ihm entweder Vergnügen schaffen, oder Nutzen stiften; sondern auch der **Körper**, der mit der Seele in der engsten Verbindung steht, kann die Kenntnisse des Verstandes bald sehr vergrössern, bald hemmen. Ohnerachtet die wahre Beschaffenheit dieser Verbindung noch mit manchen Dunkelheiten umhüllet ist, so ist doch das unstreitig, daß der Körper es sey, durch dessen Empfindungswerkzeuge der Seele die äusserlichen Gegenstände bekannt gemacht werden, und durch welchen die Seele hinwiederum ihre Wirksamkeit in vielen Fällen an den Tag legt. Es ist unstreitig, daß dem Verlangen der Seele allemal gewisse Bewegungen des Körpers entsprechen, und daß die Vorstellungen der Seele desto lebhafter oder desto schwächer sind, je stärker oder je schwächer die vorhergehenden Empfindungen des Körpers sind. Es ist unstreitig, daß die Seele nach Maasgebung des Körpers, den sie bewohnt, entweder niedrige und matte Vorstellungen habe, oder zum Gefühl des Schönen geschickter sey. Je glücklicher oder unglücklicher also die Organisation des Körpers ist, je gespannter oder schlaffer die Nerven desselben sind, je gesundere oder verdorbnere Säfte er hat, je gewönlicher oder ausserordentlicher der Zu-

N stand

stand des Körpers ist, desto stärker oder schwächer ist die Thätigkeit der Seele, desto mehr oder weniger ist sie zu grossen Verrichtungen aufgelegt. Man kann hinzufügen, daß auch die Uebung des Körpers in die Munterkeit der Seele und in die Beförderung ihrer Wirksamkeit einen grossen Einfluß habe, und daß das Temperament der Seele vornemlich durch die natürliche Beschaffenheit des Körpers bestimmt werde. Unter allen diesen von mir angeführten Sätzen ist auch nicht ein einiger, den nicht die Erfahrung aller Zeiten bestätigt haben sollte. Woher kömmt es, daß die Morgenländer eine so feurige Einbildungskraft haben, und in ihren Handlungen so viel Lebhaftigkeit, bey ihren Reden so viel Affect blicken lassen? Sie haben ein heisses und durch ihre Adern schnell strömendes Blut; ihr Körper ist nicht fleischig, und ihre Nerven sehr geschmeidig. Woher kömmt es, daß die, welche ein cholerisches Temperament haben, gemeiniglich schnell denken und zu denen Studien am meisten aufgelegt sind, die eine starke Einbildungskraft erfordern? Weil ihre Nerven zart und stark gespannt sind. Woher kömmt es, daß manche Menschen im Affect oder in gewissen Krankheiten so schön und nachdrucksvoll reden, als hätten sie von den Regeln der Beredsamkeit und Dichtkunst viel Kenntniß, die sie doch nicht haben? Das macht der ausserordentliche Zustand, worinn sich ihr Körper befindet, und durch welchen ihre Einbildungskraft in einem hohen Grade entzündet wird. Woher kömmt es, daß ein Volk, so bald es sich der Ueppigkeit und Schwelgerey ergiebt, in Ansehung der Cultur seines Geistes schläfrig und un=

unthätig wird? weil Ueppigkeit und Schwelgerey nicht nur den Geist zerstreuen, und die edlern Neigungen der Seele ersticken, sondern auch die Säfte des Körpers verderben, nach deren gesunden oder kranken Beschaffenheit sich die Wirksamkeit und der Charakter des Geistes richtet. Woher kommt es, daß ein Mahler bey dem besten Genie doch immer mittelmäßig bleibt, wenn nicht seine Hand leicht genug ist, feine Pinselzüge zu machen, und sein Auge scharf genug, die Richtigkeit des Ebenmaases und des Verhältnisses der Theile gegen einander richtig zu empfinden? Weil der Mechanismus und die natürliche Geschicklichkeit des Körpers zur Unterstützung des Genies viel beyträgt. Alles dieses beweist den Einfluß des Körpers auf die Fähigkeiten und auf die Geschäftigkeit des Geistes; ein Einfluß, der, so unleugbar er ist, doch nicht zu weit getrieben werden muß.

3. Eben so unleugbar ist es, daß auch das **Clima** sehr viel dazu beytrage, die Bildung des menschlichen Geistes befördern oder aufhalten zu helfen. Man rechnet zum Clima die natürliche Beschaffenheit des Erdreichs, die Winde, die Luft, die kalt oder warm, leicht oder schwer seyn kann, und die Nahrungsmittel, die die Erde unter einem gewissen Himmelsstrich erzeugt, und deren sich die Einwohner eines Landes zu ihrem Unterhalt bedienen. Aus dieser Erklärung läßt sich schon einigermaßen der Einfluß des Clima auf die Neigungen und Sitten der Völker begreifen, der so unwidersprechlich gewiß ist, daß ich mich mehr darüber wundre, daß einige Gelehrte diesen Einfluß ganz geleugnet haben, als daß er von

andern ist übertrieben worden. **Helvetius** gehört vornemlich in die Classe derer, die den mächtigen Wirkungen des Clima widersprochen haben. Er, der die Cultur des menschlichen Geistes blos von moralischen Ursachen, und vornemlich von der Einrichtung der Regierung und von dem Grundsatze des Vortheils und Eigennutzes herleitet, will von den Wirkungen des Clima nichts wissen, obgleich die Erfahrung ihm, als einem Arzte, leicht hätte das Gegentheil sagen können *). Desto mehr schweifen **Montesquieu** und **Dubos** auf der andern Seite aus. Jener geht so weit, daß er sogar den Unterschied der Religionen aus der Verschiedenheit des Clima zu erklären sucht. Dieser wagt es, die Kräfte des menschlichen Verstandes nach der Polhöhe zu bestimmen, und zu behaupten, daß gewisse Winde solche Jahrhunderte herbeywehen, die der Litteratur entweder günstig oder nachtheilig sind **). Lasset uns zwischen beyden Abwegen die Mittelstraße wählen, ohne dem Einfluß des Clima zu viel oder zu wenig einzuräumen.

Mit Zuverläßigkeit können wir **zuvörderst** behaupten, daß das Clima, so, wie auf die Pflanzen, auf die Metalle, und auf alle thierische Körper, also auch auf den menschlichen Körper die größten Wirkungen äußere. Jedes Land bringt gewisse Gattungen von Pflanzen und Gewächsen hervor. Die

Säfte

*) **Helvetius** Discurs über den Geist des Menschen, S. 198 u. f. der deutschen Uebersetzung.

) **Dubos Betrachtungen über die Poesie und Mahlerey, Th. 2. S. 140.

Säfte des für sie bestimmten Erdbodens, die Temperatur der Luft, die Beschaffenheit der Winde, die ihnen angemeßne Kälte oder Wärme, alles ist ihrem Wachsthum beförderlich. So bald man sie in einen fremden Erdboden pflanzt, und unter einem fremden Himmelsstrich erziehen will, so bald erreichen sie nicht ihre Vollkommenheit; sie verlieren etwas von ihrer Schönheit und Grösse; sie ersterben wohl gar. Man hat Reben von denen Weinstöcken, die in **Champagne** einen fürtreflichen Wein geben, in die Gegenden des **Rheins** verpflanzt, und sie sind ausgeartet. Man hat indianische Gewächse und verschiedne Bäume, an denen Italien fruchtbar ist, in das kältere deutsche Clima gebracht; aber sie haben sehr viel verloren, und ihre Früchte, die von heißeren Sonnenstrahlen gekocht werden müssen, haben nicht ihre völlige Reife erlangt. Von den Körpern der Thiere unterrichtet uns die Erfahrung eben so sehr, daß der Einfluß des Clima auf sie überaus groß sey. Warum haben die aus **England** nach **Deutschland** gebrachten Schaafe nach einigen Zeugungen nicht ihre Grösse und die Feinheit ihrer Wolle behalten? Warum hat man die Pferde, die damals, als **Amerika** entdeckt wurde, aus **Spanien** dorthin gebracht wurden, weil man in Amerika keine hatte, in manchen Gegenden mit der Zeit viel kleiner und schwächer werden sehen? Warum giebt es in Deutschland keine Elephanten und Löwen, wie in Afrika? Man kann dieses nicht völlig erklären, ohne den Einfluß des Clima zu Hülfe zu nehmen.

Was soll ich endlich von den Wirkungen des Himmelsstrichs und der Landesbeschaffenheit auf die

Farbe, Bildung und Statur des menschlichen Körpers sagen? Die Erfahrung giebt auch hievon unwiderlegliche Beweise. In Ländern, die eine gleichere und gemäßigtere Witterung genießen, sind schöne Bildungen viel häufiger, als in Ländern, wo der Himmel sehr veränderlich, und die Luft sehr rauh oder dick ist. Daher findet man in Italien, und sonderlich in **Neapolis**, viele vortrefliche Gesichtsbildungen; und in **Griechenland** sind nicht nur von je her reizende Gestalten häufig gewesen, sondern man findet sie auch noch jetzt sehr oft, obgleich seit vielen Jahrhunderten fremde Nationen sich daselbst in Menge niedergelassen, und mit dem griechischen Geblüt vermischt haben. Die Einwohner von **Abyßinien** oder Mohrenland, die unter der Linie in dem heißesten Himmelsstrich wohnen, unterscheiden sich nicht nur durch die schwarze Farbe ihres Gesichts, sondern auch durch gefletschte Nasen und dicke Oberlippen. Und was will man dazu sagen, daß die Abkömmlinge derer Colonisten, welche die Portugiesen vor dreyhundert Jahren auf der abendländischen Küste von Afrika niedersetzten, schon lange die Farbe der Mohren angenommen haben, ob sie sich gleich noch **Weisse** zu nennen pflegen? *) Was dazu, daß die Mohren in kalten Ländern ihre natürliche Farbe allmählich verlieren, wenn sie sich gleich mit Personen von ihrer Nation verheirathen? Was dazu, daß die **Macedonier**, die sich in Aegypten und **Syrien** niederliessen, von ihren Vorfahren fast ganz ausarteten? Und daß die von den **Galliern**, die in **Asien** Fuß faßten, abgestammten gallischen Grie-

*) Dübos loc. cit. Th. 2. S. 237.

Griechen mit der Zeit in die asiatische Weichlichkeit verfielen und unkriegerisch wurden? Ich mag nicht mehr Beyspiele anführen, die vielleicht auch überflüßig seyn würden, weil die Wahrheit, daß das Clima auf den menschlichen Körper wirke, kaum eines Widerspruchs fähig ist.

Das Clima hat **zum andern** auch auf die Denkungsart, Sitten und Neigungen der Völker den mächtigsten Einfluß. Diese Neigungen sind von unendlicher Verschiedenheit; viel verschiedner als die Bildungen des Gesichts sind. Jedes Volk hat, so wie jeder Mensch, seinen eignen Charakter. Woher kömmt aber diese bis zum Erstaunen grosse Mannigfaltigkeit der Sitten, der Leidenschaften, der Grundsätze, wornach man denkt und handelt? Es giebt moralische Ursachen, die hiezu sehr viel beytragen; aber das Clima wirkt auch hauptsächlich hiebey. Denn die Luft, welche ein Volk athmet, und die Nahrungsmittel, welche es genießt, theilen den Säften und Nerven des Körpers und dem Blute eine mildere oder rohere, eine langsamere oder geschwindere Verfassung mit, die auf die Organe den größten Einfluß hat, und diese Organe müssen nothwendig auf die Vorstellungsart der Seele, und durch diese auch auf die Triebe und Neigungen wirken. Ein Land also, das eine reine und dünne Luft hat, muß mehr fähige Köpfe haben, als das, wo die Luft dick und mit vielen Ausdünstungen der Erde und Nebel beschwert ist *). Ein Land, in welchem die

*) Cicero *de natura deorum*, lib. 2. cap. 16. Etenim licet videre acutiora ingenia et ad intelligendum aptio-

Natur viele Reize ausgebreitet, und gleichsam das Füllhorn ihres Seegens ausgegossen hat; ein Land, wo die Macht der Hitze die Nerven schlaff, und den Körper unthätig macht, muß ganz andre Einwohner haben, als ein kaltes und rohes Land, dem die Natur fast alles versagt hat, und dessen Einwohner sich genöthigt sehen, harte Arbeiten, und wohl gar manche Gefahren zu übernehmen, um sich Nahrung zu verschaffen und ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Von diesen Ländern muß dasjenige, in Ansehung seiner Einwohner, ebenfalls sehr unterschieden seyn, das eine gemäßigte Luft hat, und wo auf der einen Seite das Gute, was die wohlthätige Natur darreicht, die Empfindungen der Einwohner erhöhet, auf der andern Seite aber das, was die Natur entzogen hat, den Fleiß geschäftig macht und die Fähigkeiten schärft. Die Geschichte ist voll von Beyspielen, die die Wahrheit dieser allgemeinen Sätze bestätigen. **Boeotien** war fast beständig mit einem umwölkten Himmel und mit groben Ausdünstungen bedeckt; daher hatte es zwar starke, aber in Ansehung des Geistes sehr ungeschickte und plumpe Einwohner, ob es gleich nur durch den Berg Cithäron von dem geistvollen Athen geschieden war *).

Athen

aptiora eorum, qui terras incolant eas, in quibus aër sit purus ac tenuis, quam illorum, qui utantur crasso coelo atque concreto.

*) Cornel. Nepos in *Alcib.* cap. XI. Omnes Boeotii magis firmitati corporis, quam ingenii acumini inseruiunt. Cicero *de fato*: Athenis tenue coelum, ex quo acutiores etiam putantur Attici; crassum Thebis, itaque pingues Thebani et valentes. Theben lag aber in Boeotien.

Athen hingegen lag unter einem lachenden Himmel, und athmete eine reine und gesunde Luft; daher waren dessen Einwohner gröstentheils von lebhaften und durchdringenden Verstande, und ihr Geschmack war, wie Cicero selbst sagt, so geläutert und so richtig, daß man ihnen nichts vorlegen durfte, als was natürlich und schön war *). Lasset uns hiemit andere Länder vergleichen, die entweder unter einem sehr heissen oder sehr kalten Himmelsstrich liegen. Im heißen Süden findet man Trägheit und Schwäche des Körpers, weil die grosse Sonnenhitze die Nerven schlaff macht; man findet daselbst zaghafte und zu Arbeiten, die eine lang anhaltende Anstrengung erfordern, unfähige Seelen, weil wegen der Erschlaffung des Körpers auch die Kräfte der Seele schwächer seyn müssen; man findet daselbst unthätige und zu neuen Entdeckungen wenig aufgelegte Einwohner weil die Natur die südlichen Länder schon mit so vielen freywilligen Wohlthaten überhäuft hat, daß wenig Mühe und Arbeit, das Leben bequem und angenehm zu machen, übrig bleibt; man findet daselbst die feurigste Einbildungskraft, die der Grund der bilderreichen Sprache und des oft übertriebnen Flugs der Gedanken bey den südlichen Völkern ist; man findet endlich daselbst die heftigsten und ungestümsten Affecten, die aus dem zärtlichsten Bau der Organe; aus der schwärmenden Imagination entstehen, und sich vornemlich in der Unzucht und Rachbegierde äussern. Alles bestätigt die Geschichte. Wie weichlich, wie ver-

*) Cicero *de oratore:* Athenienses quorum semper fuit sincerum prudensque iudicium, nihil vt possent nisi incorruptum audire et elegans.

verzärtelt, wie unkriegerisch, in Vergleichung andrer Nationen, wie arm an eignen und für die menschliche Gesellschaft wohlthätigen Erfindungen, wie grausam und rachgierig sind die in dem wärmern Theile Asiens wohnenden Völker! Das rührt theils von der Hitze ihres Clima, theils von dem Ueberflusse her, in welchem sie leben; der Ueberfluß aber ist fast beständig eine Mutter der Trägheit, der Verzärtlung und der Erschrockenheit in Gefahren. Die **Aegyptier** und **Perser** haben schon in den ältesten Zeiten das Figürliche und Hieroglyphische geliebt, und immer eine ausschweifende Einbildungskraft gehabt. Daher bildeten sich, wie **Winkelmann** bemerkt, in ihren Gehirnen die abentheuerlichen Figuren; sie vereinigten ganz verschiedne Naturen und Geschlechter der Geschöpfe in eine Gestalt, und die Absicht ihrer Künstler gieng mehr auf das Ausserordentliche, als auf das Schöne *).

In kalten nördlichen Ländern ist den Einwohnern Festigkeit und Stärke des Leibes, Unerschrockenheit in Gefahren, kriegerischer Muth und Unruhe eigen. Denn die Unbequemlichkeiten der Witterung, die Gewonheit, mühsame Arbeiten von Jugend an zu verrichten, und der Mangel an Gegenständen, die Weichlichkeit einflössen könnten, erzeugt bey ihnen eine Härte der Empfindungen, eine Gleichgültigkeit gegen das Leben, dessen Freuden sie in geringem Maasse empfinden, und nicht selten eine Unzufriedenheit, die grosse Bewegungen veranlaßt. So wie sich aus dieser Unzufriedenheit die erstaunlichen Wanderun-

*) Winkelmann Gesch. der Kunst. S. 25.

derungen der nördlichen Völker nach den mittägigen Ländern erklären lassen; so kann man aus der überlegnen Tapferkeit und Härte dieser Völker leicht abnehmen, warum sie ehedem in südlichen Ländern grosse Eroberungen gemacht haben, und warum die von Süden nach kältern Gegenden unternommnen Expeditionen, z. E. die Züge der **Perser** nach **Griechenland**, die Kriege der **Römer** wider die **Parther** und **Deutschen** fast nie den glücklichen Fortgang gehabt haben, den wir von den Kriegen der **Griechen** wider die **Perser**, der **Römer** wider die **Griechen** und **Carthaginenser**, der **Gothen** wider die **Römer**, und der **Türken** wider die **Araber** wissen. Aus der Kälte des Clima, in welchem die nördlichen Völker wohnen, ist auch begreiflich, warum sie zu denen Studien, die eine feurige Einbildungskraft erfordern, weniger geschickt sind, als zu denen, die anhaltenden Fleiß und ernstes Nachdenken erheischen.

Ich komme zu denen Ländern, die zwischen den kalten Norden und heissen Süden liegen. Hier ist Wärme und Kälte gemäßigt. Hier hat die mütterliche Natur ihre Güter ohne Verschwendung und Kargheit ausgetheilt. Hier ist der Charakter der Einwohner weder zu wild, noch zu weichlich. Hier ist die Einbildungskraft lebhaft, ohne glühend zu seyn. Hier wird das Nachdenken des Geistes durch ein sanftes Feuer zu einer grössern Wirksamkeit erhöhet. Muß nicht ein solches Land zur Cultur des menschlichen Verstandes, und zur Ausbildung fast aller Künste und Wissenschaften vorzüglich geschickt seyn? Ich brauche das alte **Griechenland** und

einen

einen Theil **Kleinasiens**, so wie es ehedem beschaffen war, nur zu nennen, um dieses zu beweisen. Man hat auch angemerkt, daß die Einwohner von **Kachemire**, die unter einem gemäßigtern Himmelsstrich leben, viel geistreicher und witziger sind, als die übrigen rohen Indianer, von denen sie umgeben sind.

Das Clima hat **zum dritten** auch auf die **Sprache**, auf die **Erfindungen** und auf die **Staatsverfassung** einen unleugbaren Einfluß. **Quintilian** hat schon gesagt, daß man die Nationen an dem Klang ihrer Stimmen eben so unterscheiden könne, als man das Metall an seinem Klange kennt *). Je stärker die Werkzeuge der Sprache, je starrer und weniger schnell die Nerven der Zunge sind, desto rauher ist die Aussprache, desto weniger öfnet sich der Mund dabey. Die nördlichen Völker haben daher in ihren Sprachen wenig Vocalen und viel Consonanten. Ihre Aussprache ist geschlossen und eng, theils weil die dazu erforderlichen Werkzeuge nicht biegsam genug sind, theils weil sie von Natur gewohnt sind, wegen der Kälte, die sie oft empfinden, den Mund weniger zu öfnen. Je feiner hingegen die Werkzeuge der Sprache sind, desto harmonischer und mit Vocalen bereicherter ist die Sprache. Die unvergleichlichen Sprachen der Griechen, der Römer und heutigen Italiäner sind hievon redende Beweise. In ganz heissen Ländern sind die Sprachen ebenfals reich an Selbstlautern; sie unterscheiden sich aber noch durch den sinnbildlichen, figürlichen und hochtraben-

*) *Institut. Orator.* lib. 2. c. 5. Nam sonis homines, vt aera tinnitu, dignoscuntur.

trabenden Ausdruck, der der heißen Imagination der in einem heißen Clima wohnenden Völker gemäß ist.

Die **Erfindungen** werden durch die Beschaffenheit des Clima befördert oder gehindert, vermehrt oder verringert. Man weiß es von den **Aegyptiern** und **Assyrern**, daß sie sich unter den ältesten Völkern zuerst auf die Beobachtung des Laufes der Gestirne gelegt haben. Ganz gewiß hat ausser andern Ursachen, die ich hier nicht anführen will, auch die vortheilhafte Lage ihrer Länder viel dazu beygetragen. In Aegypten ist die Luft fast das ganze Jahr hindurch heiter; man sieht also fast immer den mit Sternen übersäeten Himmel, und dis muste die nachforschenden Einwohner aufmuntern und in den Stand setzen, die Bewegungen der Sterne zu beobachten. Aus eben der Ursach legten sich auch die Assyrer auf die Sternkunde. Ihr Land hatte ausgebreitete Ebenen, die den freiesten Horizont verschaften. Diese ofne und ungehinderte Aussicht gab Gelegenheit, den Lauf und die Stellungen der Sterne desto besser zu bemerken *). Man weiß es ferner, daß in Aegypten, wo es nicht regnet, der Nilstrom sich von Zeit zu Zeit über seine Ufer ergießt, und die Felder mit einem befruchtenden Schlamme überzieht. Weil aber diese Ueberschwemmung sich bisweilen nicht weit genug ausbreitet, und die Felder, die von derselben nicht

*) Cicero *de diuinatione* lib. 1. c. 1. Principio Assyrii, propter planitiem magnitudinemque regionum, quas incolebant, cum coelum ex omni parte patens et apertum intuerentur, trajectiones motusque stellarum obseruarunt.

nicht erreicht werden, unfruchtbar läßt; so dachten die Aegypter schon in den ältesten Zeiten darauf, durch Hülfe gewisser Kanäle das Wasser auf die Felder zu leiten, die sonst unfruchtbar gewesen seyn würden. Dies führte sie auf manche geometrische Entdeckungen, die freylich, wie alle Erfindungen im Anfang sehr simpel waren *). Die **Aegyptier** haben auch sehr frühzeitig angefangen, Steine zu behauen und zum Bauen anzuwenden. War dies auch wohl zu verwundern, da Aegyptien einen Mangel an Bauholz, aber desto mehr Steine und Marmor hat **), deren Fortschaffung durch die von je her aus dem Nil gezognen und mit einander verbundnen Kanäle sehr erleichtert wurde? — Die **Phönicier** haben den Ruhm, die Schiffahrt zuerst erfunden zu haben. Und wodurch wurde diese Erfindung mehr befördert, als theils durch die sichren und bequemen Häfen

*) Man ist sonst gewohnt, die Meinung anzunehmen, daß die Aegypter dadurch genöthigt worden, sich der Geometrie zu befleißigen, weil der Nilstrom durch sein ausgetretnes Wasser die Gränzen der Aecker oft verwirrt und unkenntlich gemacht habe. Kaum ist es aber zu glauben, daß dies der wahre Grund ihrer gemachten geometrischen Versuche seyn sollte, weil der Nilstrom sich nicht plötzlich ergießt, sondern nach und nach anschwillt, und über seine Ufer hinausfließt, ohne durch diese sanfte Ergiessung grosse Unordnungen in den Gränzen der Aecker machen zu können. Goguet vom Ursprung der Gesetze und Künste Th. 1. Seite 261.

**) Von den ägyptischen Marmor- und Steinbrüchen stehen einige Nachrichten in Blasii Caryophili Opusc. de antiquis marmoribus p. 29. u. f.

sen, womit die Natur die Küsten ihres Landes versehen hatte, theils durch das zum Bau der Schiffe nöthige Bauholz, das sie vom Libanon und andern Bergen nehmen konnten? — Unter verschiedenen Arten der Mahlerey, die in **England** kein grosses Glück gemacht haben, ist auch die Pastelmalerey, die mit trockenen Farben geschieht, in einer grossen Mittelmäßigkeit geblieben. **Rouquet** sagt hievon in dem unten angeführten Buche, daß die Engländer selbst die Schuld hievon dem Clima ihres Landes beymessen, das die Pastelgemälde nicht von langer Dauer seyn läßt *). Ich habe genug Beyspiele angeführt, um meine Behauptung zu rechtfertigen, daß das Clima vielen Erfindungen beförderlich oder hinderlich seyn könne. Und da glückliche Erfindungen eine Gelegenheit zur Beförderung mancher Kunst und Wissenschaft werden können; so ergiebt es sich von selbst, daß auch in dieser Absicht das Clima auf die in einem Lande mehr oder weniger blühenden Künste und Wissenschaften, und auf den Geschmack an denselben einen Einfluß haben könne, zumal da, wie ich erwiesen habe, die Lebhaftigkeit oder Mattigkeit des Geistes, das Feuer der Imagination oder der stille Ernst des tiefen Nachdenkens, durch das Clima sehr befördert wird. Schon in den dunklen Zeiten des Alterthums findet man Proben der bukolischen Dichtkunst unter den **Arabern** und **Sicilianern**. Denn die Gegenden, in welchen diese Völker lebten, waren bezaubernd; ihr Leben war mit manchen Annehmlichkeiten umringt, und der günstige Him-

*) The present state of the Arts in England, London 1755, im 4ten Abschnitt.

Himmel machte ihre Sinne und Gemüther zu sanften Empfindungen geschickt.

Von den Wirkungen der Landesbeschaffenheit und des Himmelsstrichs auf die Staatsverfassung und Gesetze will ich hier nur wenig sagen, desto mehr aber nachher von dem Einfluß der Staatsverfassung auf die Litteratur. **Montesquieu** hat ohnedem schon von dem Verhältniß der Gesetze gegen das Clima ausführlich geredet *). Nur folgendes will ich anmerken. Ein Volk, das durch die Hitze seines Clima weichlich, wollüstig und verzagt gemacht wird, liebt die Unterwürfigkeit. Daher sagt uns die Geschichte, daß die Chinesen und alle orientalische Völker schon in den ältesten Zeiten von Königen beherrscht worden sind, deren Macht anfänglich klein und an strenge Gesetze gebunden war, bald aber über die zur Unterthänigkeit geneigten Unterthanen sich ausbreitete, und allmählich eine Sclaverey einführte, die noch jezt im Orient herrscht, und die der Unterthan, der seinen Beherrscher wie einen Gott mit anbetender Verehrung ansieht, mit Geduld erträgt. Die Geschichte der nördlichen Völker sagt das Gegentheil. Von Natur hart, an Gefahren gewöhnt, kriegerisch, haben diese Völker im Alterthum entweder ihre Freyheit behauptet, oder denen Oberhäuptern, die sie zur Beförderung der Ordnung und Ruhe setzten, solche Schranken bestimmt, wobey die Vorrechte der Freyheit erhalten wurden, zu deren Genuß die nördlichen Völker von je her einen vorzüglich starken Hang gehabt haben. Je weiter man in die Geschichte dieser

*) Esprit des Loix l. 2. c. 14.

Völker zurückgeht, desto deutlichere Spuren findet man hievon. In neueren Zeiten ist dieser Geist der Freyheit unkenntbarer geworden; und das läßt sich aus andern Gründen leicht erklären.

Hier ist der Ort, die Anmerkung zu machen, daß das Clima nicht zu allen Zeiten eben dieselben Wirkungen thue. Die Staatskunst, die Macht der Oberherrschaft, die Religion, die Geringschätzung der Völker, der Mangel einer guten Erziehung kann diese Wirkungen hindern. **Griechenland** genießt jetzt noch eben die günstigen Einflüsse des Himmels, und hat noch eben das glückliche Clima, wie sonst. Aber wo ist die Freyheit, für deren Erhaltung man sonst Blut und Leben dahingab? Wo ist der Geist der Tapferkeit, der sonst die Griechen zu unsterblichen Thaten beseelte? Wo sind die Künste, die sonst auf dem griechischen Boden wuchsen und zur völligen Reife gelangten? Alles ist verschwunden. Die Staatskunst der Türken, ihre Religion, ihre Gleichgültigkeit gegen das, was die Bildung des Geistes befördern kann, hat über die Einflüsse des Clima gesiegt. Auf eben die Art läßt sich aus der Beschaffenheit der römischkatholischen Religion, aus der Macht des Aberglaubens, und aus der ganz umgekehrten Staatsverfassung begreifen, warum das heutige Rom nicht mehr die Helden, die Redner, die Geschichtschreiber hat, die es sonst hatte; man müste denn mit dem **Dubos** behaupten wollen, daß sich das Clima um **Rom** ganz verändert habe *).

In

*) Dubos führt hievon verschiedne Gründe an: 1. weil die in dem alten Rom sehr häufigen Cloake oder Kanäle,

In der That kann das Clima sehr grosse Veränderungen leiden. Ein Land, das sonst wüst und unbebauet war, wo man nur die wilde Natur erblickte, und keine reizenden Aussichten hatte, kann eine so veränderte Gestalt bekommen, wie ein mit Dornen bewachsenes Feld, das durch den Fleiß der Menschen in einen blumenreichen Garten verwandelt wird. Ich habe hievon in der vorigen Abhandlung *) ein Beyspiel angeführt, das von **Deutschland** hergenommen ist, und ich suche daselbst zu erweisen, daß das zur Zeit der **schwäbischen** Kaiser verbesserte Clima unsers Vaterlandes etwas dazu beygetragen habe, daß sich damals die liebenswürdigen **Minnesinger** hervorgethan haben. Die aus dem **Dubos** vorher angeführte Anmerkung von dem heutigen Clima um Rom beweiset ebenfalls, daß das Clima oft grosse Veränderungen leiden könne. So groß aber auch diese Veränderungen immer seyn mögen, so kann doch der ursprüngliche Nationalcharakter dadurch nicht ganz ausgerottet werden. Es bleiben allemal Spu-

die durch das hineingeleitete Wasser beständig rein gehalten wurden, fast alle verstopft sind, so, daß der Abfluß der Unreinigkeiten gehindert, und die Luft dadurch mit schädlichen Dünsten angefüllt wird. 2. weil die Pomptinae paludes, die jetzt Paludi Pontine heißen, und die Moräste bey Ostia nicht, wie ehedem, ausgetrocknet sind. 3. weil die Alaun- Schwefel- und Arsenikminen, die seit etlichen Jahrhunderten nicht tief unter der Erde reif geworden sind, giftige Dünste aushauchen. Kritische Betrachtungen über die Poesie und Mahlerey, Th. 2. S. 261 u. f.

*) von dem Einfluß der Kreuzzüge auf die Beförderung der Künste und Wissenschaften.

Spuren übrig, woraus man die angebohrnen Neigungen eines Volks erkennen kann. Die heutigen Bewohner von **Athen** sind, wie ihre gleichwol oft umgewechselten Vorfahren, eben so aufgeräumt, eben so sinnreich, als die Bewohner der südlichen Gegenden zu allen Zeiten träge, wollüstig und zum Theil knechtisch gewesen sind *). **Tacitus** sagt in dem Leben des **Agricola**, daß der Geist der **Britten** von einer bessern Art sey, als der Geist der **Gallier**, und daß es nur auf sie selbst ankomme, ob sie ihre Nachbarn übertreffen wollten, weil sie sich nur die gehörige Mühe geben dürften **). Das läßt sich von dem tiefeindringenden Verstande der heutigen Britten, in Vergleichung mit dem leichten französischen Witz, noch sagen.

Ich muß hier abbrechen, um nicht noch weitläuftiger zu werden, als ich es schon geworden bin. Herr **Flögel** hat ohnedem von dieser wichtigen Materie schon sehr viel Gutes gesagt. Nur zwey Worte will ich noch sagen. **Erstlich**: Die Wirkungen des Clima sind nicht so allgemein, daß sie bey allen, die in einem Lande und unter einem Himmel wohnen, gleich vortheilhaft, oder gleich schädlich seyn sollten. Es können allemal Ausnahmen dabey statt finden. In dem trüben und mit schwachen Köpfen angefüllten **Boeotien** sind gleichwol **Hesiodus**, **Pindar** ***), Ce-

*) Zimmermann von dem Nationalstolze. S. 91.

**) Tacitus in vita Agricolae c. XI.

***) Pindar kannte den Vorwurf, den man seinen Landsleuten machte, da man sie boeotische Schweine nennte. Er muntert daher in einer seiner Oden den Sän-

Cebes und Plutarch gebohren worden. Die schöpferische Natur kann, wo sie will, Genies bilden; aber sie thut es nur selten, sie kann es nur selten thun in Ländern, die ein ungünstiges Clima haben. Wenn wir also von den Wirkungen desselben reden, so nehmen wir die Benennung von dem größten Theile her. Zweytens: Das Clima erstreckt sich nicht allemal über ausgebreitete Länder; oft ist es in kleinen Provinzen, in engen Districten ganz anders, als in den umliegenden Gegenden. Boeotien und Athen gränzten an einander; wie unterschieden aber war das Clima und die Einwohner des erstern von dem Clima und von den Einwohnern des andern? Latium und das Gebiet der Stadt Rom berührten sich in ihren Gränzen; und dennoch sagt Livius, daß man in dem Kriege mit den Lateinern diese Soldaten von den römischen sehr habe unterscheiden können. Die Römer waren klein und schwach; die Lateiner hingegen groß und stark *). Welch eine Verschiedenheit der Sprache, der Sitten und Denkungsart sehen wir nicht noch heut zu Tage an den Einwohnern Ober- und Niedersachsens! Schon da, wo sich diese Länder scheiden, bemerkt man in der Entfernung einiger Meilen diesen Unterschied sehr deutlich.

4. Zu

Sänger auf, den Chor so gut singen zu lassen, daß man erkennen möge, wie wenig er jenen alten Vorwurf verdiene:

Γνωναι τ᾽ ἐπειτ᾽ ἀρχαῖον ὀνειδος ἀλα-
θέσιν λόγοις εἰ φεύγομεν, Βοιωτίαν ὗν.

*) Livius Histor. lib. 6.

4. Zu den natürlichen Ursachen der Ausbildung des menschlichen Verstandes zähle ich noch den **Mangel** und die **dringenden Bedürfnisse**, die damals, da die Menschen noch in ihrer ersten Kindheit lebten, und noch keine große gesellschaftliche Verbindungen unter sich errichtet hatten, am empfindlichsten waren, und also auch damals schon auf den Verstand wirken musten. Denn der Trieb zur Vollkommenheit ist den Menschen angebohren. Sie suchen das, was ihre Sicherheit, ihre Bequemlichkeit, ihr Vergnügen, es sey eingebildet oder wahr, stören kann, von sich zu entfernen, und denken auf Mittel, ihren Zustand, nach der Verschiedenheit ihrer Neigungen, vollkommner zu machen. Je grösser daher die Bedürfnisse des Menschen sind, desto geschäftiger ist sein Fleiß, desto mehr bietet er alle Kräfte auf, das zu erlangen, was ihm fehlt. Aus diesem Grunde sind die Einwohner unfruchtbarer Länder gemeiniglich viel fleißiger, unverdroßner und listiger, als die Einwohner fruchtbarer Länder, wo die Natur selbst schon einen Theil der Bedürfnisse befriediget hat. Der Mangel reizt die Erfindsamkeit, und das hat er von je her gethan. Die Menschen kamen nackt auf die Erde. Sie empfanden um sich Hitze, Kälte und Nässe; in sich Hunger und Durst. Die Natur hatte sie nicht einmal, wie die Thiere, mit Waffen, zu ihrer Vertheidigung, und mit Kleidern versehen. Ohnmöglich konnten sie hiebey lange unthätig bleiben. Die Noth trieb sie, für die Verbesserung ihres hülflosen Zustandes zu sorgen. Sie suchten Gegenmittel, und waren, als sie sie gefunden hatten, darauf bedacht, sich derselben zu versichern. Sie bauten Hütten,

 um

um sich gegen die Unbequemlichkeiten der Witterung zu schützen. Sie bearbeiteten die Erde, um dem Hunger widerstehen zu können. Ihr Mangel machte sie arbeitsam, und verhinderte, daß sie nicht in Unthätigkeit und Schlafsucht versanken *). Daraus entstanden manche mechanische Künste, die nach der Verschiedenheit des Clima und der darin gegründeten Bedürfnisse sehr verschieden waren, und die, so roh sie auch im Anfang seyn mochten, dennoch nothwendig eher, als die schönen Künste, entstehen musten, weil sie mit der Befriedigung des Mangels und mit der Abwendung der Gefahr, worin die ersten Menschen lebten, in der nächsten Verbindung standen. Da man einmal angefangen hatte, Erfindungen zu machen, so entstanden mit der Zeit immer mehrere. Ein befriedigtes Bedürfniß erweckte das andre; ein befriedigter Wunsch den andern. Der Mensch, unersättlich in seinen Begierden, suchte immer grössere Vollkommenheiten. Bisher hatte man nur für die Nothwendigkeiten und für die Sicherheit des Lebens gesorgt. Nun sann man auch darauf, wie das Leben be-

*) — — — — Deus ipse colendi
Haud facilem esse viam voluit, primusque per artem
Mouit agros, curis acuens mortalia corda;
Nec torpere graui passus sua regna veterno.
— — — — — — — —
Ille malum virus serpentibus addidit atris,
Praedarique lupos iussit, pontumque moueri,
Vt varias vsus meditando extunderet artes
Paulatim, et sulcis frumenti quaereret herbam.
Tum variae venere artes. Labor omnia vicit
Improbus, et duris vrgens in rebus egestas.
Virgilius Georgic. lib. I. v. 121 sqq.

bequem und angenehm gemacht werden könnte. Nicht genug, daß man in Hütten wohnte, die der Wind umstürzen, oder der Regen wegschwemmen konnte; nicht genug, daß man sich in Thierhäute, oder in ein andres Gewand, wozu die Materie in der Natur schon bereitet lag, einhüllte; nicht genug, daß man sich mit denen Früchten, die aus dem Schooße der Erde hervorwuchsen, sättigte. Man suchte ein beßres Leben, und wenn man es gefunden hatte, so wollte man es noch besser haben. Die Menschen fingen daher an, ihre Wohnungen zuerst fester, alsdann geräumiger und zuletzt schöner zu machen, und erlernten auf diese Art nach und nach die Baukunst, die der Mangel erzeugte, der Ueberfluß aber ausbildete. Sie sorgten nicht nur für die Bedeckung, sondern auch für den Schmuck ihres Körpers mehr als nöthig war, und veranlaßten dadurch die Erfindung noch mehrerer mechanischen Künste, die gröstentheils Kinder des Ueberflusses sind. Dieß konnte aber erst zu der Zeit geschehen, da die Menschen gesellschaftliche Verbindungen unter sich errichteten, (und hiezu trieb sie ebenfalls die Noth und das Gefühl des Mangels, dem sie allein nicht abhelfen konnten,) da sie ihre Kräfte zu dem gemeinschaftlichen Endzweck, sich glücklich zu machen, vereinigten, und durch diese gegenseitige Beyhülfe sich sowohl die Erfindung, als auch die Ausbildung vieler Künste erleichterten. Je früher oder je später diese politischen Gesellschaften unter verschiednen Völkern eingeführt worden sind, desto früher oder später lernten sie die Künste und durch dieselben die Bequemlichkeiten des Lebens kennen, desto früher oder später gelangten sie zum Ueberfluß. Gemeiniglich

niglich hat der Ueberfluß, so wie auch eine sehr drückende Armuth, auf den Verstand einzelner Menschen keine vortheilhafte Wirkung. Grosse Armuth schlägt den Geist nieder, und entkräftet seine Thätigkeit durch beschämende und bittre Hindernisse *); Ueberfluß zieht mehrentheils ein weichliches Wesen, Faulheit und Unthätigkeit nach sich. Bey ganzen Völkern aber ist es anders. Wenn ein Volk gleich begütert ist und im Ueberfluß lebt, so giebt es doch unter der grossen Menge immer noch sehr viele, die nicht reich sind, und die durch den Ueberfluß der Reichen und durch die von daher zu erwartenden Belohnungen aufgemuntert werden, sich solchen Künsten zu widmen, die über das Leben Anmuth und Freude verbreiten. Das thun die schönen Künste, die also erst damals entstehen konnten, da die Menschen sich dem Ueberfluß zu nähern anfingen, und nun darauf bedacht waren, sich ein Vergnügen zu verschaffen, dem sich jedes menschliche Herz gern öfnet. Hieraus läßt sich begreifen, warum auch schon die ältesten Völker Gesang, Musik und Tanz geliebt, und ihre Gesetze in Versen abgefaßt haben, wiewohl sich von diesem letztern noch ein andrer Grund angeben läßt **).

II. Von

*) Haud facile emergunt, quorum virtutibus obstat
Res angusta domi. Juvenalis Sat. 3. v. 164.

— — Neque enim cantare sub antro
Pierio, thyrsumue potest contingere moesta
Paupertas, atque aeris inops, quo nocte dieque
Corpus eget.
Juvenalis Sat. 7. v. 60 sqq.

**) siehe meinen Versuch einer pragmatischen Litterairhistorie, S. 105 und 111.

II. Von den moralischen Ursachen der Cultur des menschlichen Verstandes.

Ich knüpfe den Faden dieser Betrachtung unmittelbar an das Vorhergehende an, und nenne unter den moralischen Ursachen, die die Menschen in den Stand gesetzt oder aufgemuntert haben, ihren Verstand immer mehr auszubilden,

1. die **gesellschaftliche Verbindung** und die nach und nach daraus entstandne **Staatsverfassung.** Hätten sich die Menschen nie gesellschaftlich vereinigt; so würden sie immer eines unentbehrlichen Mittels beraubt gewesen seyn, wodurch ihr Verstand angebauet und ihre Sitten gebildet werden müssen. So aber haben sie von je her Gesellschaften unter sich errichtet, die erst klein waren, und mit der Zeit mehr anwuchsen. Mehr als eine Ursach muste sie zu diesem geselligen Leben bewegen, so ungesellig sie auch in Ansehung ihrer Laster seyn mögen. **Zuvörderst** ist es ein allen Menschen angebohrner Trieb, daß sie die Einsamkeit fliehen, und Gesellschaft suchen. Sie theilen einander gern ihre Freude und Betrübniß mit. Der Umgang mit ihres gleichen heitert sie auf, und verscheucht die Melancholey, worin die Einsamkeit sie verwickelt. Die Spur eines **Lappländers** auf dem beschneyten Ufer macht dem einsamen Seemanne Freude, und die stummen Zeichen der Ehrlichkeit und Freundlichkeit, die ihm gegeben werden, wecken in ihm das Andenken des Vergnügens auf, das er in der Gesellschaft genoß. **Zum andern** macht auch die Noth und die Erwartung gewisser Vortheile den Menschen gesellig. Er sucht den

Beystand andrer, dessen er so oft benöthigt ist, und je dringender die Noth ist, die ihn umringt, desto sehnlicher sieht er sich nach Hülfe und Trost um, und freuet sich, wenn er beydes gefunden hat. Einer der wichtigsten Vortheile, die ihm die Verbindung mit andern Menschen giebt, ist nicht nur dieser, daß er dadurch Muth und Stärke bekömmt, sondern daß er auch, seinen vernünftigen Charakter blicken zu lassen, Gelegenheit findet. Schickt ihn allein in die Wüste, und er wird einer Pflanze ähnlich seyn, die von ihrer Wurzel losgerissen ist; in der That kann noch die Gestalt bleiben, aber jede Fähigkeit senkt das Haupt und verwelkt; die menschliche Person und der menschliche Charakter verlieren ihr Daseyn *). Lasset uns diese beyden Gründe auf die ersten Geschlechter der Menschen zueignen. Auch sie empfanden den tief in die Seele gelegten und so gar den unvernünftigen Thieren eignen Trieb, sich zu den ihrigen zu gesellen, und dem grossen Haufen ihrer Gattung zu folgen. Auch sie hatten grosse Bedürfnisse, ja die Noth konnte nicht dringender seyn, die sie zur gemeinschaftlichen Hülfe vereinigte. Sie verbanden sich also, um sich gegen unzähliche Widerwärtigkeiten zu rüsten, und dem Mangel, der Kälte, der Krankheit und tausend Gefahren zu widerstehen. Man sollte denken, daß schon diese ersten Verbindungen sehr ruhig gewesen seyn würden, weil eine gewisse Zuneigung und ein gegenseitiges Wohlwollen einen grossen Antheil daran gehabt zu haben scheint. Dennoch aber herrschte in diesen ersten Gesellschaften Unord-

*) Ferguson Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, S. 27 und 29.

ordnung, Zwietracht und Krieg. Die Bewunderung und das Verlangen, das die Menschen nach einerley Gegenständen unterhielten, ihre entgegengesetzten Ansprüche, die Ausforderungen, die sie gegenseitig in dem Laufe ihrer Ansprüche thaten, der Mangel der Gesetze und der Unterwürfigkeit veranlaßte viele Fehden und Kriege, die desto unvermeidlicher waren, je weniger das Eigenthum schon bestimmt war, und je mehr die ältesten Gesellschaften der Menschen in Horden herumzogen und keine bleibende Stätte hatten. Das beweisen die Beyspiele vieler rohen Nationen, die noch jetzt in Asien, Africa und America in grosser Menge leben, sich blos mit der Jagd oder Fischerey beschäftigen, kein anderes Eigenthum, als ihren Pelz, Bogen und Pfeil kennen, aus Mangel des Interesse ihre Wohnungen oft verwechseln, oft unter sich Krieg haben, mit ihrem Blute verschwenderischer umgehen, als mit ihrem Schweiße, und eben daher nichts so hoch schätzen, als Tapferkeit und wilden Muth. Völker von so oft abwechselndem Aufenthalt sind fast beständig ziemlich einerley geblieben, ohne in ihrer Cultur zugenommen zu haben. Ein Gezelt, das auf einem beweglichen Fuhrwerke aufgespannet war, ein ohne Kunst gebauter Kahn, womit sie auf den Fischfang ausgehen, einige Jagdgeräthschaften, dies ist ohngefehr von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten der vornehmste Reichthum dieser Völker gewesen. Ueberhaupt haben alle die Völker, die den Ackerbau nicht treiben, eine sehr mittelmäßige Kenntniß von Künsten, weil es ihnen bey dem herumschweifenden Leben an Muße fehlt, neue Entdeckungen zu machen und zu bearbeiten. Der Ackerbau aber, der die Natio-

tionen, die sich darauf legten, nöthigte, sich in einer Gegend fest zu setzen, hat eine Veranlassung zur Erfindung vieler Künste gegeben. Dies ist zuerst in den gesegneten Gegenden des Erdbodens, vornemlich in Asien geschehen *), wo eine feinere Nahrung und mildere Luft die Vollkommenheit der Empfindungen beförderte, und die Reizbarkeit des Geistes erhöhete: wo die Schönheiten der Natur lebhaftere und menschlichere Empfindungen in die Seele gossen, die Einbildungskraft bereicherten, den Trieb zur Geselligkeit verstärkten, und das Bemühen, die Annehmlichkeiten des Lebens zu befördern, unterhielten. Hier finden wir die ältesten Einrichtungen der menschlichen Gesellschaften, die älteste Staatsverfassung. Die monarchische Regierung war unter allen die erste. Die heilige Schrift und die weltliche Geschichte sagt es von den ältesten Völkern **). Man kann auch die Ursachen hievon leicht einsehen. Denn ausserdem, daß es denen Völkern, die eine Ordnung unter sich einführen wollten, leichter war, sich einem Oberhaupte zu unterwerfen, als mehrern; ausserdem, daß die königliche Würde ein Bild der Herrschaft war, welche die Väter ursprünglich über ihre Kinder und Familien hatten; so thaten sich schon in den frühesten Zeiten Männer von vorzüglichen Einsichten und ausgezeichneter Tapferkeit hervor, die durch diese Eigenschaften das öffentliche Vertrauen an sich zogen, und die Völker vermochten, sich ihrer Anführung zu unter-

ter-

*) Iselin Geschichte der Menschheit, Th. 1. S. 322.

**) Justinus lib. 1. cap. 1. Principio rerum, gentium nationumque imperium penes reges erat. Sallustius de bello Catilin. c. 2.

terwerfen. Je mehr bey der nun festzusetzenden Ordnung das Mein und Dein bestimmt, und einem jeden untersagt werden muste, sich die Producte der Erde willkührlich zuzueignen; desto mehr häuften sich die Bedürfnisse eines jeden; die Handlung ward nothwendig, der Umgang einer Nation mit der andern und die Bekanntschaft mit fremden Ländern vergrösserte sich, das eigne Interesse und die Noth lehrte sehr viele Künste erfinden, durch welche die gesellschaftlichen Bande noch fester geknüpft, die Sitten gemildert und die Sprache bereichert wurde, die bey jedem Anwachs der Erkenntniß neue Worte gebraucht, um neue Begriffe damit zu bezeichnen. Alles dieses hatte auf die Bildung der Völker den wohlthätigsten Einfluß, den die Erfahrung dadurch bestätigt, daß die Nationen, die unter sich eine Staatsverfassung frühzeitig eingeführt haben, viel eher als andre zu vorzüglichen Einsichten gelangt sind.

Welche Staatsverfassung ist aber für die Cultur des Verstandes die günstigste? Man hat über diese Frage gestritten. Einige haben sie zum Vortheil der **republikanischen** Verfassung, andere aber zum Vortheil der **monarchischen** Regierung beantwortet. **Longin** *) und nach demselben **Addison**, **Shaftsbury** und fast alle Republikaner halten die freye Regierungsform für die Mutter grosser Genies und für die Ernährerin der Künste und Wissenschaften. Die aber, welche unter einer monarchischen Regierung gebohren sind, erheben die Vorzüge derselben und den Nutzen, der durch sie dem menschlichen Verstande

*) Longinus de sublimitate c. 44. p. 248. der Ausgabe des Herrn Prof. Morus.

stande gestiftet wird. Beyde haben Recht, aber nicht ohne Einschränkung. Das neue **Rom** hat vielleicht eben so grosse Mahler, Bildhauer und Tonkünstler, als das alte Rom, ohneracht jezt der Aberglaube sein Haupt da empor gehoben hat; der Aberglaube, der den Geist zu fesseln scheint, und doch oft zum Fortgang der schönen Künste viel beytragen kann. **Dante, Ariost** und **Tasso** haben unter keiner freyen Regierung gelebt, und sind dennoch Dichter von hohem Werth. Ueberhaupt richtet sich die Natur, wenn sie grosse Genies bilden will, gar nicht nach der Staatsverfassung, obgleich diese Staatsverfassung der völligen Ausbildung des Genies bald vortheilhaft, bald nachtheilig werden kann. Ich will dieses zuerst von der **monarchischen** Regierung zeigen, die, wie ich kurz vorher gezeigt habe, unter allen die älteste ist, und auch zu **Athen** und **Rom** statt fand, ehe beyde Staaten eine republikanische Form bekamen. Sieht man in einem monarchischen Staate auf den regierenden Fürsten, so ist es unleugbar, daß er auf die Sitten, auf die Denkungsart und auf die Studien seines Volks einen erstaunlichen Einfluß haben könne, der sich oft durch eine lange Reihe von Begebenheiten und Revolutionen ausbreitet. Oft hat ein Regent seine Tugenden und seine Fehler einem ganzen Weltalter mitgetheilt. Oft hat er die noch schlummernden Seelenkräfte aufgeweckt und in eine glückliche Bewegung gesezt. Die Beyspiele **Alexanders** des Grossen, **Ludwigs** des XIV, und **Friedrichs** des weisesten unter den Königen, reden für diese Wahrheit. Sieht man aber auf den monarchischen Staat selbst, so zeigt sich auch hier der Einfluß desselben

selben auf die Bildung der Unterthanen. Unter dem Schutz der Macht, die der Monarchie eigen ist, lebt der Unterthan ruhig. Der Genuß dieser Ruhe macht ihn gegen die Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens immer empfindiicher. Dadurch wird die Neigung zu denen Künsten befördert, die das Leben angenehm machen können. Der geringere Unterthan wendet seine Kräfte und seinen Fleiß an, für die Ergötzungen des reichern zu sorgen, und er thut das entweder um seines Vortheils oder um der Ehre willen, die auch in monarchischen Staaten das Ziel fürtreflicher Werke und grosser Thaten ist, obgleich nicht in dem Grade, als in republikanischen Regierungsformen. Der reichere und angesehnere Unterthan belebt durch sein Vermögen und durch seinen Hang zu Ergötzlichkeiten den Fleiß des geringern, und giebt ihm Gelegenheit, Proben seiner Geschicklichkeit abzulegen. So ist selbst die Subordination und die Ungleichheit der Stände, die in Monarchien unumgänglich nöthig ist, ein Mittel, nicht nur die mechanischen, sondern auch einige von den schönen Künsten zu befördern. Hiezu kommt, daß je mächtiger ein monarchischer Staat ist, desto grösser die innerliche und äusserliche Ruhe der Unterthanen zu seyn pflegt; daß das Interesse eines solchen Staats es erfordert, den Unterthanen eine gute **Erziehung** zu verschaffen; daß mit diesem Staate die **Freyheit zu denken** bestehen kann, die für die Ausbreitung der Gelehrsamkeit von dem grösten Gewicht ist, die aber durch die in dem Staate herrschende Religion bisweilen sehr eingeschränkt werden kann; daß endlich Bürger monarchischer Staaten durch Gelehrsam-

keit,

keit, durch ausgezeichnete Verdienste sich Ansehen und Belohnungen erwerben können. Je erleuchteter der Monarch selbst ist, je mehr er sein Herz den sanften Musen geöfnet hat, und je höher er das Verdienst schätzt, er finde es, wo er wolle; desto gewisser und desto stärker wirken die angeführten Umstände auf die Bildung seiner Unterthanen.

Die **republicanische** Verfassung hat einen eben so grossen und in mancher Absicht noch grössern Einfluß auf die Ausbreitung der Künste und Wissenschaften. Doch kömmt es hiebey auf die Grundsätze der Republik und auf die dadurch bestimmte Denkungsart der Bürger an. **Sparta** war ein freyer Staat. Aber kein Spartaner durfte mehr wissen, mehr verlangen, mehr geniessen, als die übrigen. Nichts anders durfte sie reizen, als die glänzende Ehre fürs Vaterland zu siegen, oder zu sterben. Kriegerische Tugenden waren der höchste Zweck ihrer Bemühungen, und das einzige Mittel, sich unsterblich zu machen. Sie lebten unter einem völligen Despotismus der Gesetze *). Wie konnte man also in einem solchen Staate viel Entwickelung des Geistes durch Künste und Wissenschaften erwarten? Eben das gilt von dem **römischen** Staate, so lange er von dem Geiste des Krieges beseelt wurde, und den Bürger für den verdienstvollsten hielt, der der tapferste und in Gefahren der unerschrockenste war. So lange diese Denkungsart in **Rom** herrschte, so lange hatten die bessern Künste des Friedens keinen Fortgang. Lasset uns aber solche Republiken annehmen, wie die übrigen **griechischen** Freystaaten waren,

*) Iselin Geschichte der Menschheit, Th. 2. S. 156.

ren, wie **Rom** in seinem blühendsten Zeitalter war, wie noch jezt unsre Republiken sind. Da ist jeder Bürger sich selbst groß, weil er sich für einen wichtigen Theil des Staats hält. Da erhebt die Freyheit zu denken den Geist. Da öfnet sich der grosse Schauplatz der Ehre. Da glühen die mächtigen Triebe nach Bewundrung und Beyfall, Triebe, die alle grosse Männer beseelt haben. Da ist das Verdienst der Ausspender der Ehrenstellen und Belohnungen. Da kann der Künstler und Gelehrte es wagen, sich Hochachtung und Gunst zu versprechen. Da ist es erlaubt, in die Geheimnisse des Staats einen Blick zu thun, und die Triebräder der Revolutionen, die sich in demselben zutragen, kennen zu lernen. Ein freyer Staat hat daher grosse **Künstler**, weil sie geschätzt und belohnt werden, grosse **Dichter**, weil ausser der Hochschätzung auch die Liebe zum Vaterlande und der Genuß der Freyheit sie in Enthusiasmus setzen und ihre Einbildungskraft entzünden kann, grosse **Redner**, weil in freyen Staaten oft Gelegenheit ist, das Volk oder einen Theil desselben zu überreden, da man nicht willkührlich befehlen darf, grosse **Geschichtschreiber**, weil sie die Ursachen und Absichten der Staatsbegebenheiten besser kennen. Man kann dieses nicht allein auf die alten Republiken, **Rom** und **Athen**, zueignen, sondern auch auf die neuern Freystaaten in **Italien**, in der **Schweiz**, in **Holland** und **England**. Entweder findet man alle vier Gattungen der würdigen Männer, die ich jezt genennt habe, oder doch gewiß einige derselben in freyen Staaten. Hat doch selbst **Pohlen** fürtrefliche Redner und Dichter. Indessen kann es geschehen, daß

die Beschaffenheit der Religion, innerliche Unruhen, die in freyen Staaten oft ausbrechen, der Mangel der Erziehung, der Handlungsgeist, das Clima und andre Umstände den Fortgang der Litteratur in Republiken aufhalten können. Ich kann also der Meinung derer nicht beytreten, die jeder republikanischen Verfassung den größten Einfluß auf die Beförderung der Gelehrsamkeit einräumen, und sie höher als jede monarchische Regierungsform schätzen. Die Geschichte bestätigt diese Meinung nicht. Hat wohl die Litteratur in Griechenland jemals mehr geblühet, als zu **Alexanders**, Zeiten? Hat es nicht manche griechische Freystaaten gegeben, die sich durch die Cultur der Künste und Wissenschaften wenig Ruhm erworben haben? Lebten nicht zu **Florenz** die größten Männer, da es von den Herzogen aus dem Hause **Medicis** beherrscht wurde?

Ich muß noch von denen Staaten etwas sagen, wo der Herrscher ein unumschränkter Despot, und der Unterthan ein in der tiefsten Unterwürfigkeit schmachtender Sclave ist. Die Fesseln, die der Unterthan trägt, erlauben ihm nicht, sich zu erheben und grosse Entschliessungen zu fassen. Nichts muntert ihn auf, die Mühe des Studirens und des Nachdenkens auf sich zu nehmen, und dadurch seine Fähigkeiten zu bilden. Grosse Geschicklichkeiten sind dem **Despotismus** immer verdächtig; sie bahnen weder zu Ehrenstellen, noch zu Reichthümern einen Weg. Man achtet verdienstvolle Männer nicht, und weil also die Privatpersonen, die das Publicum ausmachen, keinen Antrieb haben, sich Verdienste zu erwerben, so liegt die Cultur alles dessen darnieder,

was den Geist aufklären kann *). Die Verbindung des Privatinteresse mit dem allgemeinen findet in solchen Staaten nicht statt. Man belohnet nur die Mittelmäßigkeit, und diesen mittelmäßigen Köpfen trägt man am liebsten die Verwaltung der Staatsgeschäfte auf, von welchen man grosse Geister ausschließt, weil man besorgt, daß ihre vorzüglichen Einsichten dem Despotismus nachtheilig werden könnten. Was kann endlich da für eine Neigung, sich vor andern hervorzuthun, statt finden, wo das Leben, die Güter und die Freyheit des Unterthanen von dem Eigensinn und Willkühr eines einzigen Menschen abhangen? Ohnmöglich können unter einer solchen Sclaverey Künste und Wissenschaften aufleben. Alles schlägt sie nieder; alles widersetzt sich ihnen. Meinen Lesern wird bey diesem Gemälde von selbst **Constantinopel**, **Ispahan** und der traurige Zustand einfallen, in welchem sich **Rom** befand, als es von tyrannischen Kaysern beherrscht wurde, die die alte Freyheit in Sclaverey verwandelten, und das edle Bestreben nach Verdiensten und rühmlichen Einsichten erstickten.

2. Die **Sprache** leistet der Cultur des menschlichen Verstandes die wichtigsten Dienste. Will man dieses Wort in dem weitläuftigen Sinne nehmen, in welchen man es oft nimmt, wenn man das **Vermögen**, andern seine Gedanken durch Worte mitzutheilen, darunter versteht; so ist es leicht zu erweisen, daß ohne dieses Mittel der Verstand beständig ein sehr kleines Maaß von Einsichten gehabt haben

*) Helvetius vom Geiste des Menschen, S. 201.

ben würde. Wer hätte die Menschen, wenn sie stumm und sprachlos herumgegangen wären, unterrichten, trösten, warnen, aus tausenderley Gefahren erretten, und ihre Sitten bilden wollen? Was würden sie von dem Vergnügen des gesellschaftlichen Umgangs und von der entzückenden Freude gewust haben, die uns belebt, so oft wir die Geheimnisse unsers Herzens in den Schooß eines zärtlichen Freundes ausschütten? Wie hätten sie ihre Wißbegierde befriedigen, und mit ihren Kenntnissen sich die Beschwerlichkeiten des Lebens erleichtern können? Schon hieraus erhellt, daß die Sprache ein zur Bildung des Menschen unentbehrliches Mittel sey.

Versteht man aber unter der Sprache den Inbegrif aller Worte, deren sich ein Volk bedient, die Art ihrer Verbindung, und ihre übrigen Eigenschaften, nach welchen sie reich oder arm, weitschweifig oder kurz, malerisch oder trocken, bestimmt oder unbestimmt ist; so kann man sie entweder als **Ursach** oder als **Wirkung** betrachten. Als Ursach betrachtet, muß jede Sprache auf die Cultur des Volks, das sich derselben bedient, einen Einfluß gehabt haben. Dieser Einfluß richtet sich nach der Beschaffenheit der Sprache, und ist daher bald geringer, bald stärker. Eine arme Sprache kann eben darum, weil sie arm ist, wenig Begriffe mittheilen, und sie ist darum arm, weil das Volk, das sie redet, wenig Wahrheiten kennt, und wenig Erfindungen und Gegenstände hat, die es mit Worten bezeichnen könnte. Daher bringt es ein solches Volk in der Cultur des Verstandes nicht weit. Eine reiche Sprache bereichert den Verstand mit einer Menge von Ideen, und

ist

ist ein Beweis, daß das Volk, dem diese Sprache eigen ist, schon einige Bildung habe und reich sey an verschiednen Entdeckungen, die, als sie entstanden, neue Worte erforderten, um sie zu bezeichnen. Daher kann ein solches Volk grosse Männer unter sich aufstehen sehen, und einen immer blühendern Zustand seiner Litteratur erwarten. Es müste denn seyn, daß gewisse Umstände, die den Einfluß der Sprache auf die Verfeinerung des Volks weit überwiegen, sich entweder diesem Flor ganz widersetzten, oder, wenn er erreicht worden ist, ihn wieder vernichteten. Dies beweist die **arabische** Sprache. Wie reich ist sie nicht! wie mahlerisch! wie biegsam und wie bequem zur Dichtkunst! wir haben die fürtreflichsten Dichter in dieser Sprache, die wir leider! noch nicht genug kennen, und von denen zu wünschen wäre, daß eine fleißige Seele sie für uns und für die Nachwelt übersetzen möchte. Aber was hilft jetzt den **Arabern** und denen Gegenden, wo die arabische Sprache geredet wird, der Reichthum derselben? Barbarey und Unwissenheit siegen dennoch, und die Ursachen hievon kennt ein jeder. — — Eine starke, **bilderreiche**, mit **metaphorischen** Ausdrücken angefüllte, und zu kühnen **Inversionen** und Wendungen geschickte Sprache ist der Poesie und der Beredsamkeit günstig. Je mehr die Sprache eines Volks diese Eigenschaften hat, desto mehr Dichter und Redner **kann** es unter sich aufstehen sehen; und je beßre Dichter und Redner es unter sich hat, desto mehr erlangt die Sprache nach und nach die vorher angeführten Eigenschaften. Man vergleiche die römische Sprache, wie sie zu des **Cicero** und **Horaz**

Zeiten beschaffen war, mit der, die man damals in Rom redete, da die Gesetze der zwölf Tafeln aufgesetzt wurden *), oder mit der, in welcher **Nävius** und **Pacuvius** schrieben. Man vergleiche die deutsche Sprache, wie sie jetzt ist, mit der, die unsre Großväter erlernten. Man vergleiche die französische Sprache, in welcher **Boileau**, **Chaulieu**, **Gresset**, **Dorat** und **Favart** gedichtet haben, mit der, in welcher **Alexander** von Paris, unter **Philipp Augusts** Regierung, **Alexandern** den Grossen besang **). Der Unterschied ist sehr groß, und das, was ich vorher gesagt habe, wird, wie mich dünkt, dadurch bestätigt. — — Eine Sprache, die **richtig** und **bestimmt** ist, und viele Wörter hat, womit allgemeine Ideen und abstrakte Begriffe bezeichnet werden, pflegt zwar an ihrer Stärke zu verlieren, aber sie ist der Philosophie vortheilhaft. Seitdem unsre Sprache durch die Bemühungen grosser Philosophen mit solchen Wörtern noch mehr bereichert worden ist, seitdem die Bedeutungen der Wörter richtiger bestimmt worden sind; seitdem haben wir in der Philosophie einen grössern Fortgang gemacht. Jetzt, da man mehr schön, als bestimmt und gründlich zu schreiben anfängt, mehr schildert als beweist, scheint die Philosophie schon etwas zu sinken. Man kann auch aus Beyspielen, die vom Gegentheil hergenommen sind, leicht

*) **Funccius** de pueritia linguae latinae, cap. 4.

) Von diesem **Alexander haben die sogenannten **alexandrinischen** Verse ihren Namen, ohnerachtet er das Muster dazu aus dem Dichter **Gasse** und dessen **Rou de Normand** abgesehen hat.

leicht abnehmen *), wie wohlthätig eine richtige, bestimmte und an abstrakten Wörtern reiche Sprache für die Philosophie sey. Die **Aethiopier** haben kein Wort, womit sie die beyden Begriffe **Person** und **Natur** bezeichnen konnten; es war also kein Wunder, daß sie sich in die Lehre von einer Person und zwoen Naturen in Christo nicht finden konnten. Die **Chinesen** machen, obgleich ihre Sprache wortreich ist, doch in den Wissenschaften keinen weitern Fortgang, weil es ihnen an Wörtern fehlt, womit allgemeine Begriffe ausgedruckt werden können. Die übrigen Morgenländer sind in der Philosophie und Mathematik nicht weit gekommen, weil sie durch die Decke von Tropen und durch den Nebel sinnlicher Wörter nicht durchsehen können. — Alles dieses giebt der Wahrheit einiges Licht, daß der Flor der Künste und Wissenschaften eines Volks sich nach dem Flor und nach der Vollkommenheit seiner Sprache richte; und zum Theil läßt sich hieraus die Frage beantworten: ob es in einem Lande grosse Männer geben könne, wo die Sprache ungebildet und schlecht ist? Ich beantworte sie, doch nicht ohne Einschränkung, mit Nein.

Noch ein paar Worte wollte ich davon sagen, daß die Sprache eines Volks auf die Meinungen desselben, und die Meinungen wieder auf die Sprachen einen gegenseitigen Einfluß haben. Ich besinne mich

 aber,

*) Ich habe diese Beyspiele dem Herrn Flögel zu verdanken, der sie auf der 170ten Seite seines lehrreichen Buchs anführt.

aber, daß Herr Hofrath **Michaelis** *) schon eine fürtrefliche Abhandlung hievon geschrieben hat. **Epikur** setzte z. E. das höchste Gut in die angenehme Empfindung, oder in die Abwesenheit aller Schmerzen. Dies hieß in der lateinischen Sprache Voluptas. Weil aber diesem Worte eine Nebenidee von unreinem Vergnügen und von Weichlichkeit, die mit der Tugend und Tapferkeit nicht bestehen kann, anhängt; so geschahe es, daß **Epikurs** Meinung von vielen Römern gehaßt oder gemisbraucht wurde: gehaßt von denen, die sie nicht annahmen; gemisbraucht von denen, die Schweine von der Heerde **Epikurs** waren. Ein andres Beyspiel. Man hat die Philosophie in unsrer Sprache **Weltweisheit** genannt, und eine Veranlassung hiezu scheinen einige Kirchenväter gegeben zu haben, die sie sapientiam secularem nennen **). Sollte man wohl glauben, daß diese Benennung auf die Verachtung der Philosophie hätte einen Einfluß haben, und die Meinung erzeugen können, daß die Philosophie ein Studium sey, das sich nur für weltlichgesinnte Menschen schicke, und dessen Gegenstand nichts als weltliche und eitle Dinge betreffe? Und gleichwol hat es einige schwache Brüder gegeben, die diese Meinung dreust behauptet haben.

Lasset uns nun auch die Sprache als eine **Wirkung** betrachten, und zeigen, was auf ihre Verbesse-

rung

*) de l'influence des opinions sur le langage, et du langage sur les opinions, eine im Jahr 1759 von der berlinischen Akademie gekrönte Preisschrift.

**) Cellarius führt in seinen Curis posterioribus S. 284. Zeugnisse hievon an.

rung oder Verschlimmerung einen Einfluß zu haben pflege. Ich rechne dahin das Clima, die gesellschaftliche Verbindung, die Sitten und den Charakter des Volks, die Religion, die Erfindungen, Vorurtheile, und dergleichen. Wie sehr das **Clima** auf die Sprache wirke, habe ich schon im Anfang dieser Abhandlung gezeigt, da ich von dem Einfluß des Clima auf die Bildung des Verstandes redete. Die gesellschaftliche **Verbindung**, welche die Menschen aus Gründen, die ich schon berührt habe, von je her unter sich gehabt haben, hat zur Bereicherung der Sprachen ausserordentlich viel beygetragen. Denn diese Verbindung setzte die Menschen in den Stand, ihre Einsichten zu erweitern, neue Beobachtungen zu machen, viele Sachen zu entdecken, die zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nöthig wären, und also eine Menge von Begriffen zu bekommen. Da aber jeder neue Zuwachs an Einsichten neue Worte erfordert, womit die Begriffe bezeichnet werden können; so ist es unleugbar, daß die gesellschaftliche Verbindung für die Sprachen von dem größten Nutzen seyn muß. Der **Charakter** eines Volks wirkt so sehr auf die Sprache desselben, daß man aus der Sprache den Charakter fast erkennen kann. Wie kurz, wie abgebrochen, wie gebieterisch drückten sich nicht die **Lacedämonier** aus! Als **Philippus** von Macedonien einen wortreichen Brief an sie geschrieben hatte, so antworteten sie weiter nichts, als: **Dionysius zu Corinth** *), ihm zu erkennen zu geben, daß er nicht Ursach habe, auf seine Macht stolz zu seyn, weil ihm vielleicht das Schicksal **Dionysii** be-

*) Διονύσιος ἐν Κορίνθῳ.

begegnen könne, für den sonst **Sicilien** zitterte, der aber nun zu **Corinth** in der größten Dürftigkeit lebte, und Kinder unterrichtete. Ja, sie giengen in der Kürze ihres Ausdrucks so weit, daß, als eben der **Philippus** sich von ihnen etwas ausbat, das sie nicht bewilligen wollten, sie nur einen einzigen Buchstaben ο, an statt ου, **nein**, zurückschrieben. Alles dieses läßt sich aus dem Charakter der **Lacedämonier** erklären. Sie waren stolz und argwöhnisch; sie achteten die Cultur der Sprache eben so wenig, als alle Wissenschaften, und übten ihre Kinder darin, mit wenig Worten viel zu sagen *). Wie weitschweifig, wie gekünstelt und schwülstig ist nicht dagegen die asiatische Schreibart! Sie drückt ganz den Charakter der Asiaten aus, die in ihrer Lebensart und Tracht den Aufwand und ein prächtiges Wesen liebten, weichlich und ruhmredig waren, ausserdem eine ihrem Clima gemäße feurige Einbildungskraft hatten, und nach diesem allen ihre Schreibart bildeten. Daß auch die **Sitten** und die **Denkungsart** eines Volks der Sprache desselben vortheilhaft oder nachtheilig werden könne, davon will ich unter vielen Beyspielen, die die Geschichte darbietet, nur einige anführen. Es war zu **Rom**, als es von Kaysern beherrscht wurde, eine Zeit, da man durch kriechende Schmeicheleyen sich die Gunst der Regenten zu erwerben suchte, für deren zügellose Wuth man zu zittern Ursach hatte. So wie diese Schmeicheley den Geist der Römer entnervte, den Muth, etwas Grosses

zu

*) Man lese hievon **Meursii** Miscellanea Laconica, lib. 3. c. 3. und **Rappii** Diss. de Laconismo, Leipz. 1736.

zu wagen, nicht aufleben ließ, die Geschichte verfälschte, und die wahre Beredsamkeit tödtete *); so war sie auch ein Gift für die römische Sprache, die seit der Zeit ihrem Untergang sich immer mehr entgegenneigte. Man übertrieb die Bedeutungen der Wörter, und wendete sie falsch an **). Man schmiedete neue Wörter, die theils die tiefe Unterwürfigkeit des Redenden, theils die Grösse und Macht desjenigen, den man aus Furcht, nicht aus Neigung hochpries, recht stark ausdrücken sollten ***). Man affectirte und künstelte, um desto mehr zu gefallen. Alles zum Verderben der Sprache. Ferner, als **Athen** von dem asiatischen Luxus angesteckt wurde, und ein pomphaftes Wesen zu lieben anfieng, so zeigte sich die Wirkung hievon bald an der Sprache und Schreibart der Griechen. Vorher redete und schrieb man scharfsinnig, männlich, stark und schön; nun aber weitschweifig, schwazhaft und matt *). Soll ich noch ein Beyspiel anführen? Hier ist es. Es ist von der deutschen Sprache hergenommen, und ich besorge, es wird einigen misfallen. Seitdem einige unsrer Scribenten einen gewissen Französisimus (man erlau-

*) Tacitus Histor. lib. 1. c. 1. Hist. l. 4. c. 40. n. 3. Annal. lib. 1. c. 1.

**) Alles, was nur einiges, vielleicht auch kein Lob verdiente, wurde gleich himmlisch und göttlich genannt. Vellejus Paterculus sagt so gar l. 2. c. 104. coelestissima Tiberii opera.

***) z. E. mea paruitas, mea mediocritas, tua claritas, sublimitas, magnificentia u. s. w. Nie sind solche locutiones abstractiuæ in den Mund des Cicero gekommen.

*) Petronius c. 2.

erlaube mir dieses Wort), lieb gewonnen, und mit ausländischen Wörtern, von denen uns die allerwenigsten nöthig sind, zu spielen angefangen haben; seitdem sind viel französische Wendungen unsrer Sprache angezwungen worden, und die Schreibart fließt von fremden Terminologien über: ein Fehler, wider den würdige Männer schon geeifert haben. So viel Einfluß hat die Denkungsart und der Geschmack einiger Scribenten auf die Sprache, den auch Modewahrheiten haben können, die gleichsam die künstliche und zufällige Denkungsart eines Volks ausmachen: wie vielmehr wird ihn die Denkungsart des ganzen Volks oder eines grossen Theils desselben haben müssen. — Ob die **Religion** auch auf die Sprache wirkt? Daran, denke ich, sollte man gar nicht zweifeln. Was gab nicht die Mythologie der Griechen und Römer ihrer Sprache für einen Reichthum, für Anstand und Reiz? Wie ward nicht dadurch ihre poetische Sprache so bilderreich, so stark, so geschickt, die Einbildungskraft zu beschäftigen, und grosse Ideen und ein ganzes Feld von Begriffen oft mit einem Worte auszudrucken? Ein überaus wichtiger Nutzen! Aber auch ein grosser Verlust für die Sprache, wenn die Religion, oder vielmehr der Aberglaube, alles, was den Kopf aufheitern kann, nicht leiden will, Schriften, die unter andern auch zur Bildung der Sprache dienlich seyn könnten, in den Index verbotner Bücher wirft und verkezert, endlich unter den Ordensgeistlichen und in den Schulen, aus gewissen Gründen, lieber ein barbarisches Latein erhält, als die Sprache des Landes mit Fleiß cultiviren läßt. Man darf die Beyspiele hiezu eben nicht weit suchen. —

Durch

Durch Erfindungen können Sprachen ausserordentlich bereichert werden, obgleich nicht allemal zum Nutzen der Gelehrten, weil es Erfindungen giebt, die mit der Gelehrsamkeit in keiner Verbindung stehen. Manche Erfindungen haben zu einer so erstaunlichen Menge von Wörtern Veranlassung gegeben, daß man fast eine ganz neue Sprache lernen muß, um sie alle zu verstehen. **Leibnitz** hat daher unsre Sprache eine **Weid- und Bergwerkssprache** genannt, und zum Theil hat er Recht, wenn man die unzählich vielen Wörter bedenkt, mit welchen unsre Sprache durch die Jagd und durch die Bergwerke ist angefüllt worden. — Endlich können auch gewisse **Vorurtheile** auf die Sprache wirken, es geschehe zu ihrem Vortheil oder Schaden. Ich nenne unter andern die Vorurtheile des Ansehens und des Augenscheins. Der Augenschein der mathematischen Lehrart und das Ansehen der französischen und englischen Schriftsteller haben auf unsre Sprache eine Wirkung von ganz verschiedner Art gehabt, und es ist ein Glück für unsre Sprache, daß die Uebersetzungs- und Demonstrirsucht sich einander gleichsam die Stange gehalten haben. Die lezte würde sie zu einem Rosenkranz abgezählter Kunstwörter, und die erste zu einem Netz gemacht haben, das gute und faule Fische allerley Art fängt und aufnimmt. So urtheilt der Verfasser der **socratischen Denkwürdigkeiten**, der selbst keine gute Schreibart unter uns veranlassen würde, wenn das Vorurtheil des Ansehens viele Schriftsteller verführen sollte, eben so räthselhaft und hieroglyphisch zu schreiben, als er. Ich füge hinzu, daß die Uebersetzungen aus

dem

dem Englischen einen holprichten prosaisch-poetischen Stil unter uns eingeführt haben, der unsrer Sprache eben so wenig angemessen ist, als die französische Leichtigkeit, die einige unsrer Scribenten zu affectiren angefangen haben.

3. Das ganze **Begehrungsvermögen** der menschlichen Seele, ihre Neigungen und Abneigungen, ihre **Triebe** und **Leidenschaften** haben zur Entwickelung der Fähigkeiten und zur Cultur des Verstandes so viel beygetragen, als irgend eine andre Ursach. Fast sage ich noch zu wenig. Denn ohne Leidenschaften steht das ganze Triebwerk der Seele stille. Ohne sie werden auch die übrigen Kräfte der Seele leicht schlaff; alles Feuer erkaltet; dumme Gleichgültigkeit und träge Nachläßigkeit bemächtigt sich der Seele. Die Geschäftigkeit des Geistes richtet sich nach der Geschäftigkeit der Leidenschaften. Je mehr ein Mensch für eine Sache paßionirt ist, desto mehr überwindet er Faulheit und Unfleiß, desto geschickter ist er, den Gegenstand, der ihm wichtig ist, mit anhaltender Aufmerksamkeit zu betrachten, und seinem Verstande mehr Licht und Aufklärung zu geben. Der Schaden, den die Leidenschaften stiften, wenn sie zumal ungestüm und brausend werden, sey noch so groß; dennoch ist ihr Nutzen unendlich grösser, und er ist auch in Ansehung der Erfindung und Ausbreitung der Künste und Wissenschaften von ausserordentlicher Wichtigkeit. Hievon will ich jetzt reden, und zwar so, daß ich die unsrer Seele natürlichen Triebe, und die **Leidenschaften** derselben zusammenfasse, weil diese von jenen nur durch den

höhern

höhern Grad der Heftigkeit unterschieden sind, und aus jenen erwachsen.

a. Jeder Mensch wird von dem Bestreben nach immer grössern Einsichten belebt; er bemüht sich nach der Verschiedenheit seiner Absichten und Fähigkeiten, das zu erkennen, was ihm noch unbekannt und verborgen ist. Diese **Wißbegierde** ist ein mächtiger Antrieb zur Cultur des menschlichen Verstandes. Nichts würde es dem Menschen helfen, mit Erkenntnißkräften ausgerüstet zu seyn, wenn sie nicht durch diese Begierde in einer beständigen Geschäftigkeit erhalten würden. Je weniger jemand den Trieb in sich fühlt, seine Einsichten zu erweitern, desto dummer ist und bleibt er. Je mehr aber jemand von diesem Triebe durchdrungen ist, desto ausgebreiteter, deutlicher und gewisser werden seine Kenntnisse. Von der Wißbegierde angefeuert, haben die Menschen so gar entfernte Welten aufgesucht, und sich in ganz fremde Sphären gewagt. Sie haben sich so zu sagen eine Leiter erbauet, womit sie den Himmel erstiegen haben, um die Grösse, den Lauf und die Entfernungen der über ihren Häuptern strahlenden Körper auszumessen. Sie haben sich von der Erde bis zur Sonne, von der Sonne bis zu den Fixsternen erhoben, und diese ungeheuren Weiten mit unglaublicher Anstrengung ihrer Kräfte ausgeforscht und gefunden. Sie sind in die Tiefen der Erde hinabgestiegen, um die Natur, die sie bey ihren sichtbaren Werken so schön und reizvoll fanden, auch bey ihren verborgnen Meisterstücken zu beschleichen. Sie haben die Ursachen der Dinge, die ihre Sinne ihnen vorstellten, und die Gründe der Wahrheiten, die ihr Verstand erkann=

kannte, aufgesucht. Zwar ist dieses nur nach und nach, und in den ersten Zeiten sehr langsam geschehen; aber durch die von Geschlecht zu Geschlecht fortgesetzten Bemühungen ist es doch endlich dahin gekommen, daß nicht nur die Künste, sondern auch die Wissenschaften, die anfänglich ein magres Gerippe, ein Chaos von Begriffen waren, sind entwickelt und ausgebildet worden. Plato hat daher Recht, wenn er diese Begierde für den Ursprung der ganzen Philosophie hält, und sie als die Wurzel ansieht, woraus alle Gelehrsamkeit erwachsen ist. Ist es aber nicht zu bewundern, daß der Mensch seine Wißbegierde eher auf fremde und entfernte Dinge gerichtet hat, und lange ein Fremdling in seinem eignen Hause geblieben ist? nicht anders, als wenn er sich für sich selbst fürchtete, oder als wenn ihm die Seele nur dazu gegeben wäre, um das, was ausser ihr befindlich ist, zu erforschen. Ist es nicht zu bewundern, daß der Mensch erst ziemlich spät angefangen hat, sich selbst genauer kennen zu lernen, in die Geheimnisse seiner Seele einzudringen, und denen Pflichten nachzudenken, die er zu beobachten hat? Und gleichwohl ist dieses ein Umstand, den die Geschichte des menschlichen Verstandes bestätigt, wenn sie uns sagt, daß z. E. die Moral und Psychologie einen viel spätern Ursprung gehabt haben, als das Studium der Natur, der Astronomie und Meßkunst, die ohne Zweifel zu den ältesten Wissenschaften gehören: wenigstens wissen wir von den ersten Philosophen der Aegyptier, der Chaldäer und Perser, daß sie sich mit der Kenntniß der Natur- und Sternkunde beschäftigt haben, ohne an die

übri-

übrigen Wissenschaften, die sie doch näher angiengen, zu denken.

b. Der Mensch hat einen natürlichen Hang sich zu belustigen, und sein Leben, dessen Bitterkeit er so oft empfindet, angenehm und süß zu machen. Von Arbeiten ermüdet, von Sorgen und Betrübniß entkräftet, flieht er zum Vergnügen, vergißt seinen Kummer, und tödtet durch das stärkere Gefühl der Freude die Empfindung seines Elends. Sollte nicht auch dieser allgemeine **Trieb zum Vergnügen** einen Einfluß auf die Erfindungen der Menschen gehabt haben? Sollte nicht der Verstand dadurch auf tausenderley angenehme Beschäftigungen geleitet worden seyn? Ohnstreitig. Zwar fand der Mensch Gegenstände genug, die seine Sinne, seine Einbildungskraft beschäftigen, und sein Herz erfreuen konnten. Er hatte wenigstens in glücklichen Ländern, die schönsten Aussichten, von dem Pinsel der meisterhaften Natur gemahlt. Er sahe weit um sich her blumenreiche Wiesen, dickbelaubte Wälder und silberfarbne Bäche, die ihn zur Freude aufforderten. Er hörte den melodienreichen Gesang der Vögel; er wurde belustigt, und seine Brust schwoll auf von den regen Empfindungen des Vergnügens. Dennoch aber war er hiermit nicht zufrieden. Er ersann sich selbst ein Vergnügen, weil die Reizungen der Natur nicht immer in seiner Gewalt standen, und das erste, das unschuldigste Vergnügen, worauf er geführt wurde, war ohne Zweifel die **Musik**. Es kann seyn, daß die Menschen diese Kunst von den Vögeln erlernt, und aus dem Gesang derselben wahrgenommen haben, wie sehr die verschiedne Beu-

gung der Stimme fähig sey, das Ohr zu ergötzen.*) Es ist mir aber immer wahrscheinlicher, daß die Erfindung dieser Kunst durch den mächtigen Trieb und durch das Wohlgefallen an Gesang und Harmonie befördert worden, welches der Schöpfer der Natur jedem Menschen tief eingeprägt hat. Ich setze hiebey voraus, daß der Mensch allezeit eine Fähigkeit zum Gesang gehabt habe, ohne welche jener Trieb nicht hätte können befriediget werden; und ohnmöglich kann ich mit **Cesarotti** glauben, daß die Stimme der Menschen anfänglich so unbiegsam und ihre Organe so roh gewesen, daß sie eher das Heulen der Wölfe und das Brüllen der Löwen, als den Gesang der Vögel hätten nachahmen können **). Von jeher haben die Menschen das unschuldige Vergnügen der Musik gesucht, und da die Welt noch in ihrer Kindheit war, erfand **Jubal** schon Gesang und Saitenspiel. Von den kalten Lappländer bis zu den heissen Hottentotten ist daher keine Nation, sie sey gesittet oder ungesittet, die nicht die Reizungen der Musik empfinden und den bezaubernden Einfluß derselben auf das Herz fühlen sollte. Was ich von der Musik gesagt habe, das gilt auch vom **Tanz** und **Spiel**. Beyde belustigen den Menschen; mit beyden hat er sich von jeher gern beschäftigt. Die wildesten Völker haben ihre Tänze, wodurch sie nebst

*) Dieser Meinung ist Lucretius de nat. rerum. lib. 5.
At liquidas avium voces imitarier ore
Ante fuit multo, quam levia carmina cantu
Concelebrare homines possent, auresque iuvare.

**) Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften Th. 2. S. 2.

nebst der Musik sich aufheitern, und so gar ihre gottesdienstlichen Gebräuche feyerlich machen. Sie haben ihre Spiele, wodurch sie ihre Sinne zu ergötzen, und ihrer Phantasie eine unterhaltende Beschäftigung, ihren Leidenschaften eine süsse Nahrung zu verschaffen suchen. Daher sind die **Schauspiele** entstanden, die sich, wie alle Vergnügungen, nach den Sitten und nach dem Geschmack jedes Volks gerichtet haben. Selbst zu **Athen** und **Rom** waren die Schauspiele in den ältesten Zeiten voll plumpen Witzes, voll unverdauter und beleidigender Einfälle. Anders konnte es auch nicht seyn, weil das grobe Lächerliche allemal uncultivirte Seelen rührt. Wie kläglich und mit was für Fratzen angefüllt waren nicht auch die **Fastnachtsspiele**, die schon im funfzehenden Jahrhundert in Deutschland üblich waren. *) Laßt sie aber auch noch so kläglich gewesen seyn, so dienen sie doch zum Beweise, auf was für mancherley Erfindungen der für sein Vergnügen emsig sorgende Mensch gefallen sey.

c. Der Trieb, sich zu belustigen, machte die Menschen geschäftig, sich immer mehr Quellen des Vergnügens zu eröfnen. Die Natur, die in ihrem Schoosse allen Vorrath für das menschliche Leben trägt, und die ursprüngliche Werkstätte alles Schönen ist, gab ihnen hiezu hinlänglichen Stoff. Durch den allen Menschen eignen und auf mancherley Art sich äussernden Trieb zur Nachahmung aufgemuntert, fiengen sie an **die Natur nachzuahmen**, um

*) Gottscheds Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst. S. 11. u. f.

um sich auch auf diese Art angenehme Gegenstände zu verschaffen, die ihren Sinne und ihrer Einbildungskraft ein schmeichelhaftes Vergnügen geben konnten. Sie bemüheten sich durch diese Copie die Schönheiten in der Natur mannigfaltiger vorzustellen, und das Original nach und nach zu erreichen. Die erste Nachahmung war ungekünstelt und grob, wie die Nachahmung eines Kindes, das die Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit reizen, von andern absieht, und sie aus Mangel der Erfahrung und der nöthigen Werkzeuge schlecht copirt. So war die Nachahmung beschaffen, die die erste Idee der **Zeichnung** und **Malerey** gab, als man entweder nach der Figur des Schattens, den die Körper von sich warfen, eine Linie zog, oder mit Kohle etwas nachbildete, oder im Sand und in weicher Erde die Gestalt einer Sache ausdruckte. Keine geringere Copie läßt sich denken. Jeder Mensch kann sie machen, und selbst die rohesten Völker haben sich darin mit glücklichem Erfolg geübt. *) Demohngeachtet aber machte diese simple Nachahmung, in welcher der Ursprung der Malerey zu suchen ist, dem Menschen Freude, nicht nur weil die dabey entdeckte Aehnlichkeit ein angenehmes Gefühl der bewiesnen Geschicklichkeit in ihm hervorbrachte, und eben dadurch ein geheimes Vergnügen erweckte, sondern auch weil er ein Mittel gefunden hatte, das Andenken geliebter Personen oder sonst eines genossenen Vergnügens zu erneuren und zugleich dadurch zu vermehren, daß er andre daran Theil nehmen lassen konnte. — Mit der Zeit verbesserten sich die

*) Moeurs des Sauvages. Tom. 2. p. 44.

Nachahmungen, und bey denen Völkern gewiß am ersten und am meisten, die feinere Empfindungen und eine lebhaftere Einbildungskraft hatten. Erst war es eine blosse Copie, wobey man das, was die Natur vorgemahlt hatte, wieder nachmahlte, es mochte schön oder häßlich seyn. Alsdann ließ man das Widrige und Unangenehme weg, das in manchen Bildern, welche die Natur liefert, befindlich war; man verschönerte die Gegenstände, und ahmte die **schöne Natur** nach, wobey immer noch eine einzige Idee, ein Individuum zum Grunde lag. Man gieng noch weiter. Weil die Natur nicht alle Reize der Schönheit in einem Körper vereinigt, sondern sie zerstreut austheilt, so sammlete man diese einzelen Schönheiten, und vereinigte sie in einem Bilde, wie ein kluger Gärtner, der verschiedne Absenker von guter Art auf einen Stamm gepfropft. So ward die **idealische Natur** nachgeahmt. Endlich gelang es einigen Geistern von vorzüglicher Stärke, selbst etwas zu **schaffen**, indem sie Handlung in ihre Werke brachten, und Succeßionen auf einander folgen liessen, wozu man in der Natur selten oder gar nicht die Originale findet. Sehet da, die vier Stuffen, durch welche alle nachahmenden Künste hindurchgeführet worden sind, ehe sie das Ziel ihrer Vollkommenheit erreicht haben. Die Malerey, die Bildhauerkunst, die Musick und die Dichtkunst haben die Fürtreflichkeit, zu welcher sie nach und nach gelangt sind, der Nachahmung zu verdanken, die, je geschickter sie ist, desto mehr Vollkommenheit in die Werke grosser Meister bringt, und das Entzücken vermehrt, womit jeder Kenner

sie betrachtet. Wenn also die Nachahmung der Natur eine so fruchtbare Mutter der Künste ist, wenn sie es ist, die dem Pinsel des Mahlers Gesetze giebt, den Bildhauer athmenden Marmor verfertigen lehrt und auch den Werken des Dichters mehr Vollkommenheit giebt: sollte sie nicht einen grossen Einfluß in die Ausbreitung menschlicher Einsichten gehabt haben?

d. Die **Begierde nach Ruhm und Ehre** hat die Menschen ausserordentlich angetrieben, ihren Verstand zu schärfen, und wetteifernd nach solchen Einsichten zu streben, wodurch sie sich hervorthun, und ihrem Namen ein bleibendes Denkmal stiften konnten. Von dieser edlen Begierde entflammt, haben die bessern Menschen dem Muster, das sie vor sich sahen, nachgestrebt, und sich nicht mit dem begnügt, was andre schon entdeckt hatten. Sie sind weiter gegangen. Sie sind in die Kenntniß des Wahren, des Schönen, des Erhabenen tiefer eingedrungen, und haben über das, was noch dunkel war, mehr Licht verbreitet. Kurz, der Trieb nach dem Beyfalle der Welt und nach dem Lobe der Vernünftigen, den die Natur in die Brust aller Sterblichen gelegt hat, und der sich immer in dem edelsten Herzen in der größten Stärke zeigt *), hat unglaublich viel zur Beförderung der Gelehrsamkeit beygetragen. War er es nicht, der durch den süssen Vor-

*) Cicero pro Archia cap. XI. „Neque enim est „hoc dissimulandum, quod obscurari non potest, „sed prae nobis ferendum: trahimur omnes lau-„dis studio, et optimus quisque gloria ducitur.„

Vorschmack eines künftigen Lobes alle Beschwerlichkeiten bey der Untersuchung der Wahrheit erleichtern half, und die Seele bey der grösten Anstrengung ihrer Kräfte stets munter und geschäftig erhielt? War er es nicht, der die **Griechen** bey ihren unsterblichen Werken beseelte, und sie mit in den Stand setzte, sich zu einer unnachahmlichen Grösse zu erheben? Das kann man zwar nicht sagen, daß die Begierde nach Ruhm grosse Genies selbst **erzeugt** habe; aber das ist gewiß, daß sie sie hat ausbilden helfen, und daß sie sie durch das bezaubernde Vergnügen, sich in ihren Verdiensten überleben zu können, angespornt hat, immer höher zu steigen, und sich ofne Aussichten in das grosse Feld der Gelehrsamkeit zu verschaffen. Man darf sich um desto weniger hierüber wundern, weil es die Erfahrung bestätigt, daß die Menschen in denen Sachen, die ihren Ruhm und Nutzen befördern können, weit emsiger sind, als in denen Sachen, wozu sie Pflicht und Schuldigkeit verbindet. Je mehr also in einem Lande die Künste und Wissenschaften hochgeschätzt, bewundert und belohnt werden, desto vollkommner werden sie. Wer denkt nicht hiebey an Griechenland? wo der Dichter eben so sehr geehrt wurde, als der Staatsmann, und der Bildhauer und Mahler so sehr, als der Held. Was für eine Ehre war es nicht, in den olympischen und andern Spielen vor einer erstaunlichen Menge Volks und vor den Augen auserlesener Richter um den Vorzug streiten zu können, und dann, wenn der Preis errungen war, die größten Belohnungen zu erlangen? Was für eine glänzende Ehre war es nicht, durch Statuen und öffentliche Denk-

mäler verewigt zu werden; und diese Statuen neben den Statuen der größten Helden gesetzt zu sehen *)? Was für ein Beweis der Hochachtung war es nicht, als die Einwohner zu **Gnidus** die Statue der Venus, die **Praxiteles** verfertigt hatte, dem König **Nicomedes** von **Bithynien** nicht geben wollten, ohnerachtet er sich erbot, ihnen die unermeßlichen Schulden zu erlassen, womit die Stadt belastet war **)? Was für eine Hochachtung war es nicht, die **Demetrius Poliorcetes** gegen ein Meisterstück des Mahlers **Protogenes** blicken ließ, als er an der Spitze eines siegreichen Heers **Rhodus** belagerte, und dieser Stadt Gnade widerfahren ließ, damit nicht dieses grosse Werk zu Grunde gehen möchte ***)? Was für eine Probe der beneidenswürdigsten Bewunderung war es nicht, als der Besieger Griechenlandes, **Philipp**, wegen seines Sohns **Alexanders** an den **Aristoteles** schrieb: **Ich danke den Göttern nicht so sehr dafür, daß sie mir einen Sohn gegeben haben, als vielmehr dafür, daß er bey euren Lebzeiten ist geboren worden. Ich trage euch seine Erziehung auf, und ich hoffe, daß ihr ihn eurer nnd meiner würdig machen werdet** *). Was für eine Ehre war es nicht, daß die Athenienser dem **Zeno** ein Mausoläum auf öffentliche Unkosten

*) So stand die Bildsäule des **Lamachus** neben der Bildsäule des **Themistocles** und **Miltiades**.

) **Plinius Histor. Nat. lib. 36. c. 5.

***) **Gellius** Noctium Atticar. lib. 15. c. 31. **Plinius** lib. 30. c. 10.

*) **Gellius** hat diesen Brief **Philippi** von **Macedonien** aufbehalten Noct. Atticar. lib. 9. c. 3.

sten errichten liessen*), und daß Ptolemäus von Aegypten ihn als einen Fürsten ehrte und Gesandte an ihn schickte? Wie schmeichelhaft war es nicht für die grossen Meister unsterblicher Werke, vor gleichzeitigen oder auch nach ihrem Tode lebenden Dichtern gepriesen zu werden? So hochgeschätzt, so bewundert waren unter den Griechen alle verdienstvolle Männer, und man kann hieraus den sichern Schluß machen, daß die Wissenschaften und vornemlich die Künste den höchsten Grad der Vollkommenheit bey ihnen erreicht haben. Denn Beyfall, Hochachtung und Belohnungen reizen die Nacheiferung, und durch die Nacheiferung gelangen die Künste zum größten Flor. Ich beschliesse diese Betrachtung mit folgenden Anmerkungen.

Erstlich, der Trieb nach Ruhm und Ehre fängt unter jedem Volke alsdann erst recht an, zum Vortheil der Künste zu wirken, wenn es schon so weit cultivirt ist, daß es seine Aufmerksamkeit auf Vergnügungen richten kann, ohne sich noch mit der Befriedigung der Bedürfnisse beschäftigen zu müssen, oder an die Feststellung seiner nöthigen Sicherheit zu denken. So lange Rom noch nahe Kriege führen oder doch befürchten mußte, die nicht so wohl die Ausbreitung des Staats, als die Sicherheit desselben zur Absicht hatten, so lange war es sehr arm und dürftig an Künsten. Als es aber den Schauplatz der Kriege nach Griechenland, Asien und Africa versetzte, so fiengen die Künste an, zu leben,

*) Beym Laertius lib. 7. c. 1. n. 9. steht das von den Atheniensern deshalb abgefaßte Decret.

ben, weil der Staat nun festgegründet war, und der Bürger an sein Vergnügen denken konnte.

Zweytens: Um den Trieb nach Ruhm und Ehre recht stark zu entzünden und dadurch der Gelehrsamkeit recht vortheilhaft zu werden, ist es nicht genug, daß grosse Künstler und hervorstechende Genies belohnt werden; sie müssen auf eine vorzügliche Art belohnt werden. Ohne diesen Vorzug hören Geschenke auf, Belohnungen zu seyn, und werden zu einem blossen Solde, den schlechte und gute Künstler ohne Unterschied bekommen. Kein Mensch glaubt, dadurch geehrter zu seyn, am wenigsten der fürtrefliche Künstler, der erhabne Dichter und jeder grosse Mann, der, von dem Gefühl seines Werths durchdrungen, sich nicht blos einer gnädigen Mine, einer guten Mahlzeit und andere Gnadenbezeugungen, sondern viel wichtigerer Belohnungen würdig hält. Und diese Belohnungen müssen nur dem gegeben werden, der sie verdient. Würde wohl der römische Soldat so viel aus dem Kranze von Eichenlaube um dessenwillen er sich in die grösten Gefahren wagte, gemacht haben, wenn dieser Kranz viermal nacheinander aus Privatgunst denen ertheilt worden wäre, die ihn nicht verdient hatten?

Drittens; Der Trieb nach Ruhm und Ehre kann durch die Staatsverfassung, durch die Denkungsart des Regenten und durch den Ton, zu welchem die, die dem Gelehrten und Künstler beförderlich seyn können, dadurch gestimmt werden, bald ausgebreitet, bald gehindert werden. Gebt einem Lande einen Fürsten, der ein warmer Freund der Künste und ein einsichtsvoller Mäcen der Gelehrten ist.

ist. Wie wird unter ihm die Litteratur blühen! Wie werden alle gute Köpfe wetteifern, sich unter einander zu übertreffen, und ihre Kunst bis zur Vollkommenheit zu treiben! Gebt ihm aber einen übelerzognen und gegen alle Empfindungen des Schönen und Wahren sich verschliessenden Prinzen, einen Prinzen, zu dessen Thron der verdienstvolle Mann vor der Menge der ihn umgebenden Schmeichler oder Thoren nicht kommen **kann**, nicht kommen **will**. Wie wird alsdenn alles allmählich zurücksinken, und die beste Blüthe der Gelehrsamkeit nach und nach verwelken!

Viertens. Wenn der Trieb nach Ruhm und Ehre unter einem Volke sehr unterhalten und entzündet wird, so entsteht ein für die Künste und Wissenschaften glückliches Zeitalter. Aber auf dieses glückliche Zeitalter folgt gemeiniglich eine unglückliche Periode und geschmacklose Zeiten. Die Geschichte bestätigt diese Anmerkung. Den Grund davon habe ich in einer der vorhergehenden Abhandlungen angeführt *). Ich füge mit dem **Helvetius** noch folgendes hinzu. Ist die Bewunderung allezeit eine Folge des Erstaunens, das durch die Seltenheit der Sache, die man bewundert, erweckt wird; so achtet man die grossen Leute unter einer Nation desto weniger, je grösser ihre Menge ist. Je weniger man alsdann den Trieb zur Nacheiferung in ihnen rege macht, desto weniger geben sie sich um die Erlangung der Vollkommenheit Mühe, und desto weiter bleiben sie davon entfernt. Es verstreichen daher oft

*) Ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Original-Scribenten Schuld sey. S. 61.

oft einige Zeitalter, ehe die Nation wieder an grossen Männern fruchtbar wird; ja es ist möglich, daß die glücklichen Zeiten gar nicht wieder kommen.

4. Wie könnte ich bey der Untersuchung der Ursachen, die auf die Cultur des menschlichen Verstandes einen Einfluß gehabt haben, die **Religion** vergessen? sie, die auf die Erziehung, auf die bürgerliche Verfassung, auf die Denkungsart und Sitten eines Volks so mächtig wirkt. Und dies gilt nicht allein von der **wahren**, sondern auch von der **falschen** Religion. Ein Volk habe noch so seltsame und ausschweifende Begriffe von dem höchsten Wesen und von der Art, es zu verehren; so wird es doch diese Begriffe nicht für falsch und widersprechend halten: sonst würde es die Religion, die ihm eigen ist, nicht behalten. In dem Wahn also, daß die angenommnen Religionsbegriffe wahr sind, hängt auch das abergläubigste Volk seinem Gottesdienste nach. Der Amerikaner verehrt seinen **Vizlipuzli**, der asiatische Tartar seinem grossen **Lama**, der Perser seinen **Mithras**, der Aegyptier seinen **Serapis**, und alle meinen, daran recht zu thun. Ist es also zu verwundern, daß auch die irrigsten Religionen grosse Wirkungen gethan haben? Völker, die noch ganz ungebildet waren und zerstreut lebten, wurden dadurch vereinigt. Der gemeinschaftliche Gott, den sie annahmen, die gemeinschaftlichen Altäre, Tempel und Feste, die gemeinschaftlichen Gebräuche und gottesdienstlichen Handlungen waren Mittel, ihre Vereinigung zu verstärken, sie desto genauer an ihre Gesetze zu binden, und von andern Völkern abzusondern. Und da bey Nationen, die noch roh

sind, die Neigung zum Wunderbaren, aus welcher sich die Menge der heydnischen Götzen zum Theil erklären läßt, eben so groß ist, als die Leichtglaubigkeit; so kann man hieraus leicht abnehmen, warum die Priester, die den Gottesdienst in ihren Händen hatten, und von deren Lippen dem einfältigen Volke die Götteraussprüche zuflossen, entweder Beherrscher und Richter der Völker wurden, oder doch den Gesetzen und dem Willen der Regenten durch die Religion ein besonders Ansehen der Heiligkeit geben konnten. Je wichtiger auf diese Art den Völkern die Gesetze und die Beobachtung derselben ward, desto fester wurde auch das Band ihrer Vereinigung geknüpft. Dadurch wurde das wilde Feuer der Leidenschaften allmählich gedämpft. Dadurch wurden die, die einen gemeinschaftlichen Gottesdienst hatten, mit dem grossen Gedanken erfüllt, den Rechten ihres Gottes alles aufzuopfern. Dadurch wurde die Verpflichtung gegen den Beherrscher und der Eifer für das gemeine Beste vergrössert, und so entwickelte sich nach und nach der Geist des Patriotismus *). Brauche ich mehr zu sagen, oder mit Faktis aus der Geschichte darzuthun, daß auch eine ganz irrige Religion auf die Cultur der Menschen einen Einfluß haben könne? Wie vielmehr wird aber nicht eben das von der christlichen Religion gesagt werden müssen, die wegen ihrer Lauterkeit und wegen ihrer sanften und friedfertigen Lehren die Sitten und Gesetze der Menschen vollkommner macht, die den Gemüthern der Völker, die sie angenommen haben, einen ganz andern Schwung gegeben hat, und die je lautrer und

*) Iselin Geschichte der Menschheit Th. 2. S. 146.

und vom Aberglauben entfernter sie ist, desto mehr den Fortgang der Künste und Wissenschaften befördert. Von dieser allgemeinen Betrachtung komme ich auf einzelne Beweise aus der Geschichte, die nicht den geringsten Zweifel übrig lassen, daß die Religion, sie sey wahr oder falsch, der Ausbreitung menschlicher Einsichten und dem Wachsthum der Künste und Wissenschaften sehr wichtige Vortheile geleistet habe. Ich will zuerst einen Beweis anführen, der die **Botanick** und die Kenntniß der Eigenschaften und Kräfte der Kräuter betrift. Die **Aegyptier** hatten die Gewohnheit, ihre Todten einzubalsamiren; eine Operation deren Beschaffenheit wir zwar nicht genau wissen, zu welcher aber unstreitig die Kenntniß verschiedener Gewürze, Specereyen und Kräuter erfordert wurde. In diese Gewohnheit hatte die Religion einen grossen Einfluß. Die Aegyptier glaubten, daß die Seele unsterblich sey, ob sie gleich diese Lehre durch die Meinung von der Seelenwanderung verunstalteten. Sie bildeten sich ein, daß die Seele sich so lange in dem Körper aufhielte, so lange der Körper von der Verwesung frey bliebe. Durch diese Meinung bewogen, wendeten sie alle Mühe an, die zerstörende Verwesung so lange als möglich von dem Körper abzuhalten, und der Wanderung der Seelen in andre thierische Körper vorzubeugen. Je wichtiger ihnen dieses alles war, desto mehr suchten sie den Körper vor der Fäulniß zu bewahren, und die aus Aegypten kommenden Mumien bewiesen, wie weit sie es in dieser Kunst gebracht haben.

Wie sehr viel hat nicht auch die Religion beygetragen, der Dichtkunst jedes Volks ihren eignen Geist und Schwung zu geben! Die Israeliten waren ein ausgezeichnetes Volk Gottes. Gott hatte ihre Religion, so wie ihre Staatsverfassung, geordnet. Er hatte sie aus dem drückendesten Elende befreyet, und Wunder seiner Allmacht unter ihnen gethan. Er gab ihnen Richter, Könige und Propheten. Alles dieses belebte sie mit hohen Empfindungen und mit dem stärksten Gefühl ihres Vorzugs vor andern Völkern. Errettet, wunderthätig errettet von ihren Verfolgern, sangen sie die feurigsten Triumphslieder; abgesondert von andern Nationen brachten sie ihrem Gott Nationalgesänge; getrennt von Fremden, deren Umgang sie für verunreinigend hielten, vereinigten sie sich bey ihren Nationalfesten und in ihrem prächtigen Tempel, Gott, **ihren** Gott zu rühmen. Ihre ganze Poesie war heilig — aber auch zugleich sinnlich. Ihre mannigfaltigen Reinigungen und Opfer, ihre gottesdienstlichen Gebräuche, ihre Priester, alles war sinnlich, alles, füllte ihre Lieder mit vielen von daher genommnen Vorstellungen und Bildern, alles gab so gar ihrer Sprache eine eigne Gestalt.

Die Religion der Griechen, so widersinnig sie auch war, erhob dennoch den Geist der Dichtkunst. Voller Begeisterung konnte der Dichter die Götter besingen, die in den kunstvollsten Tempeln, mit vielen sinnlichen und zum Theil Ehrfurcht einflössenden Gebräuchen, endlich mit anstaunender Bewunderung des abgöttischen Volks verehrt wurden. Und die Mythologie? Sie war für den Dichter eine

Zau-

Zauberquelle, vielerley Fictionen zu schöpfen und sinnliche Bilder zu mahlen, die das Herz sinnlich rühren konnten, und in welche die ältesten Lehrer der Völker ihre Tugendlehren und ihre Weisheit gern eingekleidet haben, weil sie sich des Herzens mit einer süssen Gewalt bemächtigen. Die **Künstler** der Griechen musten ebenfalls durch ihre Religion begeistert und mit dem stärksten Eifer erfüllt werden, ihren Werken den höchsten Grad der Würde und Vortreflichkeit zu geben. Wenn **Bildhauer** die Statuen der Götter verfertigten, (und in welcher Menge geschahe das nicht?) so muste sich nothwendig ihr Geist erheben, weil ihre Werke ein Eigenthum und eine Abbildung der Gottheit seyn, und in Tempeln als ein Gegenstand der öffentlichen Verehrung aufgestellt werden sollten. Die **Mahler** konnten eben diesen Vortheil haben. Auch ihre Werke waren den Göttern und den Tempeln gewidmet, ohne doch, wie es scheint, ein Vorwurf der heiligen Verehrung und Anbetung gewesen zu seyn. — Auf die **dramatische Poesie** der Griechen hatte ihre Religion ebenfalls einen merklichen Einfluß. Worin bestand der erste schwache Anfang dieser Poesie anders, als in Liedern, zum Lobe der Gottheit und sonderlich zum Ruhm des Bacchus gesungen? Und war nicht in dem freyen Griechenlande die Tragödie eben so wohl der Religion, als der Staatskunst gewidmet? Man glaubte nicht, einen müßigen Schwarm von Menscheu durch die Vorstellung grosser Unglücksfälle blos belustigen zu müssen. Man erregte Schrecken und Mitleiden; man erinnerte zugleich die Menschen an ihre Abhängigkeit

von

von dem Willen der Götter, und drückte ihnen ein heiliges Schrecken ein, wodurch das Schauspiel eine feyerliche und traurige Majestät bekam. Ausserdem wurden die Götter, und die Geschichte, aus welcher der Stoff zur Tragödie entlehnt wurde, und in welche die Götter der Meinung nach den grösten Einfluß gehabt hatten, dazu gebraucht, das Wunderbare der tragischen Handlung zu vermehren.

Aus diesem allen kann man leicht die Folge herleiten, daß die Religion dem menschlichen Verstande sehr vortheilhaft sey. Am meisten gilt dieses von der wahren Religion, die von der Aufklärung des Verstandes selbst die grösten Vortheile zu erwarten hat, und desto mehr der Cultur des Menschen aufhilft, je reiner und geläuterter sie ist.

5. Von der **Erziehung** glaubt es ein jeder, daß sie ein unentbehrliches Mittel zur Beförderung der Gelehrsamkeit sey. Aus ihrer Vernachläßigung oder fleißigen Betreibung läßt sich grossentheils erklären, warum es einige Völker in ihrer Bildung zu einer geringern oder grössern Vollkommenheit gebracht haben. Groß ist ihr Einfluß auf den Körper, noch grösser auf die Entwickelung der Seelenkräfte. Ein Mensch, der keine Erziehung, keinen Unterricht gehabt hat, was ist er, wenn er auch gute Fähigkeiten hat, anders als ein wilder Stamm, der dann erst trefliche Früchte träget, wenn die Hand des Gärtners ihn bearbeitet und propft? Nicht alle Erziehung ist aber von einerley Art. Man kann mit dem **Montesquieu** drey Gattungen derselben annehmen. Die eine geben uns unsre **Aeltern**, die an-

dre bekommen wir von unsern **Lehrern**, die dritte verschaft uns der Umgang mit der **Welt**.

Von der **ersten** hätte ich Ursach, viel zu sagen, weil der gute oder schlechte Fortgang der übrigen Erziehungsarten von ihr abhängt, und weil sie uns die ersten mächtigen Eindrücke ertheilt. Sind diese schlecht, so ist alsdenn oft die ganze Anlage der Seele verdorben; verdorben der erste Scharfsinn, der selten durch Geduld und Fleiß ersetzt wird; verdorben, der nach grossen Kentnissen ausgehende feurige Trieb; verdorben das ganze Genie. Lernen kann man zwar auch dann noch viel, und den Kopf mit einer Menge von Begriffen anfüllen; aber nicht leicht wird man grosse Eroberungen machen, und noch weniger eine eigne Bahn in dem Gebiete der Gelehrsamkeit bezeichnen. Die Ausnahmen, die man dagegen anführen könnte, sind sehr selten. Der Schaden aber ist desto häufiger, je mehr Kinder das Unglück haben, in den ersten Jahren, da das Herz und Verstand noch alle Eindrücke annimmt, von unwissenden, lasterhaften, eigensinnigen und grausamen Aeltern verhunzt zu werden. Beweinet diesen Schaden mit mir, ihr Patrioten! ihr Liebhaber der Jugend! ihr alle, die ihr den grossen Werth des Erziehungsgeschäftes kennt, und dessen Süßigkeit schmeckt!

Fast möchte ich eben diese Klagen auch über die Erziehung, die wir von unsern Lehrern bekommen, ausschütten. Wie schlecht und mangelhaft ist sie nicht an sehr vielen Orten, in Ansehung der Lehrer und ihrer Lehrart! Wie dürftig in Ansehung der dazu nöthigen Anstalten! Wie verachtet und unbelohnt von Seiten der Obern! Doch hievon ist jetzt nicht der Ort. Ich

habe von andern Sachen zu reden, die mit meiner Absicht in einer nähern Verbindung stehen. Beweisen soll ich, daß die öffentliche Erziehung, (die ich der Privaterziehung in vieler Absicht vorziehe), einen überaus beträchtlichen Einfluß, auf die Bildung einzeler Menschen und ganzer Völker habe. Die Grösse und der Werth dieses Einflusses hängt unter andern vornemlich von der Staatsverfassung ab. Unter **despotischen** Regierungen, dergleichen die orientalischen sind, kann die Erziehung, in so fern man sie mit der in andern Staaten üblichen Erziehung vergleicht, nicht von grossem Nutzen seyn. In Ländern, die despotisch beherrscht werden, wird die Ruhmbegierde durch nichts gereizt. Würden sind da keine Belohnung des Verdienstes. Das Interesse der Regenten erfordert es, ihre Unterthanen nicht zu gewöhnen, daß sie die Belohnungen als einen ihren Talenten schuldigen Tribut ansehen. Sie erweisen denen, die der Wohlthaten nicht sehr würdig sind, oft die grösten Gnadenbezeugungen, weil sie es empfinden, daß sie ihnen alsdenn mit desto grösserer Ergebenheit zugethan seyn werden. Dieß ist die Ursach des Mangels an grossen Männern in **despotischen** Staaten, und der Vernachläßigung der öffentlichen Erziehung. Durch die Erziehung soll die Jugend vernünftig, tugendhaft, und zur Beförderung des Glücks derjenigen Gesellschaft, worin sie leben geschickt gemacht werden. Was kann aber einer willkührlichen Regierung an einer solchen Bildung der Jugend gelegen seyn, da die Aufklärung des Verstandes und die Cultur der Sitten leicht der sclavischen Unterwürfigkeit, die man von den Unterthanen fordert, nachtheilig werden

könnte? Die Geschichte des alten **Persiens** bestätigt diese Bemerkung. Man unterrichtete die Jugend in der Kunst, Pferde zu bändigen, und den Bogen geschickt zu führen; man härtete ihren Körper auf der Jagd zur Ertragung der Beschwerden des Krieges ab; man brachte ihnen mehr durch sichtbare Beyspiele, als durch Lehren verschiedne bürgerliche Tugenden bey; man lehrte sie Lieder zum Lobe der Götter singen. Künste und Wissenschaften aber wurden mit Fleiß verachtet; und ob sich gleich die **Magi** der Sternkunst und Philosophie widmeten, so behielten sie doch ihre Kenntnisse entweder für sich, oder theilten sie höchstens den königlichen Kindern mit. War es möglich, daß die **Perser** bey einer so schlechten Sorgfalt für die Erziehung der Jugend den geringsten Fortgang in der Gelehrsamkeit machen konnten? Und warum war diese Sorgfalt so schlecht? Weil die despotische Staaatsverfassung der **Perser** einsichtsvolle Männer nicht sehr brauchte, noch weniger belohnte, und durch sclavische Unterthänigkeit den Trieb nach Ruhm und Ehre ganz tödtete.

In republikanischen und monarchischen Staaten verhält es sich ganz anders. Da ist die öffentliche Erziehung eins der wichtigsten Geschäfte, von dessen guter Verwaltung das ganze Publicum überschwengliche Vortheile erwartet. Das erkannte sogar **Lycurgus** *), ob er gleich in seinem Staate die Wissenschaften und Künste fast gar nichts gelten ließ. Der von ihm gemachte Erziehungsplan war aber der Einrichtung der **lacedämonischen** Republik gemäß,

ganz

*) Τὸ γαρ ὅλον καὶ πάσης νομοθεσίας ἔργον εἰς τὴν παιδείαν ἀνῆψε.

ganz kriegerisch und körperlich. Die Jugend wurde beständig beschäftigt, schlecht gespeist, durch nächtliche Dieberenen, die erlaubt waren, zur List und zum Nachtwachen gewöhnt, jährlich am Altar der Diana schrecklich gegeiselt, höchstens zur Mäßigkeit und Ehrerbietung gegen das Alter angehalten, in keiner Kunst aber und in keiner Wissenschaft unterrichtet. Alles dieses stimte mit der Verfassung des **spartanischen** Staats überein, und konnte keinen andern Erfolg nach sich ziehen, als diesen, daß die **Lacedämonier** von Seiten des Verstandes und der Sitten uncultivirt blieben, ob sie gleich tapfer, unerschrocken und kriegerisch wurden.

So sehr hieraus der Einfluß der Erziehung auf die Cultur eines ganzen Volks erhellet, so sehr und noch viel besser kann man ihn aus der vortreflichen Erziehung der **Athenienser** erkennen. **Athen**, die Erfinderinn aller Künste, wollte Bürger von feinem Geschmack, von vorzüglicher Geschicklichkeit, und von feinen Sitten haben. **Solon** selbst ließ dieß die Hauptabsicht seiner Erziehungsgesetze seyn, daß die Bürger gute Seelen und starke Körper bekommen sollten. Die Jugend wurde also nicht nur in verschiedenen Leibesübungen, sondern auch in der Musik, in der Tanzkunst, in der genauesten Kenntniß ihrer Muttersprache, in der Beredsamkeit und in den bildenden Künsten unterrichtet, wozu ihnen die vollkommensten Muster vorgestellt wurden. Die öffentlichen Schauspiele gaben den Jünglingen Beyspiele zur Bildung der Sitten, und gewisse Sittenaufseher (*κοσμητου*, *σοφρονιςου*,) musten für die Anständigkeit ihrer Aufführung Sorge tragen. Darf man

sich also wohl im geringsten darüber wundern, daß sich die Athenienser durch eine solche Erziehung, obgleich **nicht** durch dieselbe **allein**, zu so ausserordentlich grossen Einsichten und zu dem feinsten Geschmack in den Werken der Kunst erhoben haben?

Aus der Erziehungsart der **Römer** kann man sehr deutlich abnehmen, warum sie es in einigen Theilen der Gelehrsamkeit zu einer weit grössern Vollkommenheit, als in andern gebracht haben. Die unter ihnen übliche Erziehung wurde von Zeit zu Zeit gebessert, und diese Verbesserung trug sehr viel dazu bey, daß sich die vorher ganz vernachläßigte Litteratur unter ihnen immer mehr ausbreitete. Als sich der römische Staat seinem Verderben entgegen neigte, so gerieth auch die Erziehung in Verfall, und das Verderben grif in Ansehung des Geschmacks und der Sitten immer weiter um sich*). So wirkte der Staat auf die Erziehung, und die Erziehung auf den Staat. Dieß ist zu allen Zeiten geschehen, und zu allen Zeiten hat man gefunden, daß unter jedem Volke die Unwissenheit so lange ihr Haupt empor hebt, so lange man die Bearbeitung der Jugend, vernachläßiget, alsdann aber niedergestürzt wird, wenn man mit sorgfältigem Eifer die Jugend bildet.

In den mittlern Zeiten, die wegen des allgemeinen Mangels an vernünftigen Einsichten beklagenswürdig waren, war auch die Unterweisung der Jugend kläglich. Man quälte sie mit einer so genannten Philosophie, die mit der wahren Gelehrsamkeit wenig befreundet war. Man lehrte sie erbärmliches Latein.

Man

*) Petronius c. 1. Juvenalis und Quintilianus Instit. Orat. lib. 1. c. 2. klagen über diesen Verfall.

Man unterrichtete sie in der Rechtsgelehrsamkeit, in der Arzneywissenschaft, in der Astronomie, aber in aller Absicht schlecht. Die ganze Gelehrsamkeit bestand in geschmacklosen und armseligen Spizfindigkeiten. Ein kläglicher Zustand! zu dem sich einige andere Ursachen gesellten, die damals die Barbarey und Dumheit herrschend machten. Als aber die Unterweisung der Jugend verbessert wurde, als die reizlosen Lehren der in finstern Klöstern wohnenden Mönche, durch die wiedergefundnen Schätze der griechischen und römischen Weisheit verdrängt wurden, da lebte der Geschmack auf, da wurde mancher edle Jüngling von höhern Gefühlen durchdrungen, da breitete sich über die Sterblichen ein wohlthätiges Licht aus. Alles dieses aber geschahe allmählig, und in denen Ländern, wo die Religion das helle Licht der Gelehrsamkeit nicht scheuen durfte, viel schneller, als in andern. Noch hat diese Ausbreitung der Cultur nicht die höchste Stufe erreicht. Sie kann noch höher steigen, und Heil unsern Nachkommen! wenn der jetzt erwachende Enthusiasmus für die Erziehung der Jugend, ihnen die Erfüllung desjenigen verschaft, was wir mit ausgestreckten Verlangen wünschen.

Noch ein Wort von der dritten Art der Erziehung von der ich gesagt habe, daß sie der Umgang mit der Welt uns gebe. Wir bedienen uns dazu der Reisen, der Gesellschaft, **des Umgangs mit Gelehrten**; auch **der Ort**, wo wir gebohren sind und leben, kömmt hiebey sehr in Betrachtung. Oft wird durch diesen Ort, wenn er klein ist, die Denkungsart eingeschränkt, der Muth geschwächt, und die Ehrbegierde entkräftet, weil in kleinen Oertern sehr sel-

ten die Leidenschaften zum Vortheil der Gelehrsamkeit in Bewegung gesetzt werden. Doch möchte ich deswegen nicht gern mit dem **Helvetius** behaupten, daß die Talente in denen Provinzen jederzeit mittelmäßig bleiben müssen, und daß die Musen, die mit Begierde den Aufenthalt in Büschen, Wiesen und bey Springbrunnen suchen, dennoch nur Bauernnymphen seyn würden, wenn sie sich nicht von Zeit zu Zeit nach grossen Städten begäben*). Sind nicht unsre fürtreflichsten Genies, **Klopstock**, **Gleim**, **Leßing**, **Cramer**, **Kloz**, **Kretschmann**, **Rabner**, **Wieland** und viele andere in kleinen Provinzialstädten oder gar Dörfern gebohren worden? Und sind nicht gemeiniglich die besten Entdeckungen und die brauchbarsten Erfindungen aus kleinen Städten und unbedeutenden Oertern, wo das Genie entweder mehr Muse hat, oder durch den Glanz grosser Muster nicht verblendet wird, in die Hauptstädte gebracht worden?

Die **Reisen** können die Erziehung, welche uns die Welt giebt, sehr befördern helfen. Sie haben die Einsichten vieler Gelehrten ausserordentlich erweitert, und wenn diese Gelehrte nicht zurückhaltend gewesen sind, dem Publico grosse Vortheile gestiftet. Sie haben Veranlassung gegeben, manche langvergrabene Schrift aus der Finsterniß hervorzuziehen, manche Entdeckung zu machen, oder, wenn sie schon gemacht gewesen, mehr auszubreiten, endlich manches Studium zu einer grössern Vollkommenheit zu bringen. Würde wohl **Winkelmann** so erobernde und weit um sich schauende Blicke in die Geschichte der Kunst

*) Helvetius Discurs über den Geist des Menschen. S. 440 in der Anmerkung.

Kunst gethan, und durch sein grosses Beyspiel so viele zum Studio des Alterthums entzündet haben, wenn er nicht **Rom, Florenz, Neapolis** und das **Herculanum** gesehen hätte? Möchte er doch auch **Griechenland** gesehen haben! Denn noch nie glaube ich, ist in Griechenland ein **Winkelmann** gewesen. Ihm würden wir die unschätzbarsten Entdeckungen zu verdanken gehabt haben. — Wie wichtig und allen Freunden der Litteratur erwünscht ist nicht auch die bey Gelegenheit der Reise eines grossen Fürsten vor kurzem in **England** gemachte Entdeckung. Sie besteht in einer Meßiade aus dem Zeitalter **Carls des Grossen**, und wir haben die entzückende Hofnung, daß uns Herr **Klopstock** mit dieser erstaunlichen Seltenheit bald bekannter machen wird. — Könnte man sich nur von den meisten Reisen ähnliche Vortheile versprechen; welch ein Glück für die Litteratur würde das seyn? Aber wie viel sind derer, die so reisen, wie sie sollen? oder so können, wie sie wollen? Die Griechen und Römer hielten die Reisen für ein grosses Beförderungsmittel der Gelehrsamkeit. Wir glauben das auch. Aber nutzen wir sie auch so? Haben wir auch so beträchtliche Vortheile davon?

Und die Gesellschaft, der Umgang mit den Gelehrten? Ja freylich kann beydes zu unsrer völligen Erziehung und Ausbildung sehr viel beytragen. Aber wie viele unsrer Gelehrten sind entweder verschlossen und zurückhaltend? (Ein häßlicher Fehler!) oder so ungesittet, daß sie bey aller ihrer Cultur doch noch Merkzeichen der Barbarey an sich tragen? oder mit Geschäften so belastet, daß sie sich nicht genug mittheilen können? oder an ihre freywilligen Arbeiten

so gefesselt, daß sie jeden Besuch ungern sehen, und alles kurz von sich weisen, wie **Voßius**, der wenn er jemand ein Viertelstündchen gewidmet hatte, seine Sanduhr schüttelte, und dreust sagte: Vide, quantum tibi tribuerim! In der That kann auch unser ganzer Umgang jetzt nicht mehr so frey, so offen seyn, als er es ehedem bey den Griechen und Römern war. Bey ihnen waren die Bürger des Staats weit enger mit einander verbunden, als jezt. Das gemeinschaftliche Interesse machte ihren gesellschaftlichen Umgang herzlicher, und dieser Umgang war ungezwungen und von allen abgeschmackten Cerimoniel entfernt. Auf öffentlichen Plätzen und Spaziergängen wurde sehr oft von Staatsangelegenheiten, von den Verdiensten würdiger Bürger, von moralischen Gegenständen gesprochen.

Ihre ganze Lebensart war frey und ungezwungen. Dies hatte, wie Herr **Sulzer** in einer kleinen Schrift bemerkt *), die eben so lesenswürdig ist, als alle sulzerische Schriften, dies hatte auf den Character der griechischen und römischen Schriftsteller, die zur Zeit der freyen Republik lebten, eben den wohlthätigen Einfluß, als der Umgang, den sie wegen ihres vorzüglichen Ranges und Ansehens mit allem, was groß, vornehm und wohlerzogen war, haben konnten. Sie dachten edel, groß, freymüthig.

6. Die Macht des **Beyspiels** ist in Absicht des Verstandes und des Herzens sehr groß. Sollte ich es also wohl hier übergehen dürfen, da es oft so viel dazu

*) Gedanken über die beste Art die claßischen Schriften der Alten mit der Jugend zu lesen. Berlin 1765.

dazu beyträgt, gewisse Studien in den Gang zu bringen, und dem Geschmack eine neue Richtung zu geben? Die Sache selbst läßt sich theils aus gewissen über den Menschen herrschenden Vorurtheilen, theils aus der alten Sterblichen eignen Nachahmungsbegierde erklären. Das Vorurtheil der Neuheit macht, daß wir von dem Neuen bezaubert werden, und wenn dieses Neue, es sey gut oder schlecht, von einem Manne herrührt, der uns durch den Ruf seines Namens und durch den Glanz seiner Verdienste blendet, so vermehrt das Vorurtheil des Ansehens unsre Bezauberung. Sogleich mischt sich die Nachahmungsbegierde ein. Wir fangen an, das, was unsre Bewundrung an sich zog, nachzubilden. Wir laufen hinter unser verehrtes Idol her, zufrieden wenn wir ein Echo desselben geworden sind, und stolz, wenn wir es erreicht oder gar übertroffen zu haben uns einbilden. Diesen **Hang**, fast möchte ich sagen, diese Wuth, **nachzuahmen**, und berühmten Beyspielen nachzufolgen, hat man von je her an den Menschen wahrgenommen. Giengen doch so gar manche Griechen so weit, daß sie, um dem **Alexander** zu schmeicheln, ihren Kopf schief trugen, weil die Natur den Kopf Alexanders auf die Seite hangend gebildet hatte? Von dieser Nachäffung rede ich aber jezt nicht. Ich will andere Exempel anführen, die zur Sache gehören. Der ältere **Cato** lernte noch in seinem Alter die griechische Sprache *). Sein Beyspiel, dessen mächtiger Eindruck durch sein grosses Ansehen vermehrt wurde, entflammte die **römischen** Jünglinge, sich auf die griechische

*) Quintilianus Instit. Orat. lib. XII. c. 11. n. 23.

chische Litteratur zu legen, und nicht lange nachher bemächtigte sich auch der Trieb, griechisch reden zu wollen, der römischen Frauenzimmer *). **Lipsius** hatte eine Menge von Nachahmern, die seine zusammengedrängte, kurze und oft sehr scharfsinnige Schreibart nachzubilden suchten, ohne die grosse Belesenheit und Gelehrsamkeit des Lipsius zu haben. Daher entstand zu der Zeit, da **Lipsius** lebte und sein Name viel galt, (leider! kennen ihn jezt noch wenige,) eine Schaar junger Gelehrten, die ihre Schreibart nach der seinigen modelten, die kurz und lakonisch sich auszudrucken suchten, die auch in dem, was eben nicht nachahmungswürdig war, dem **Lipsius** folgten**), und wie andere gute Leute machten, die, als **Berger** zu Wittenberg einmal den Einfall hatte, am Ende jedes Perioden kein Punctum zu setzen, sogleich alle Puncta verbannten, oder als ein gewisser Gelehrter das y und h aus vielen Wörtern wegließ, diesen unschuldigen Buchstaben den Krieg ankün-

*) Juvenalis spottet darüber in der sechsten Satyre. V. 158. u. f.

Nam quid rancidius, quam quod se non putat ulla
Formosam, nisi quae de Tusca Graecula facta est?
De Sulmonensi mera Cecropis: omnia graece.
Cum sit turpe magis nostris, nescire latine.
Hoc sermone pauent, hoc iram, gaudia, curas,
Hoc cuncta effundunt animi secreta. Quid vltra?

**) Lipsius muste sich deswegen Vorwürfe machen lassen; er antwortet aber: Quæ hic mea culpa est? Non magis quam Sallustii, si quis Arruntius varo pede eum est secutus. Sua cuique laus aut culpa a se esto. Epist. 15. C. ad Germanos et Gallos. Die Schreibart Lipsii hat Hr. G. R. Klotz in den Opusculis varii argumenti S. 1. u. f. vortreflich vertheidigt.

ankündigten *). Die unglückliche Nachahmungssucht! Wie oft hat sie den guten Geschmack verdorben! Was für schlechte Produkte des menschlichen Verstandes hat sie hervorgebracht! Was für Secten und Partheyen hat sie veranlaßt! Alle cultivirte Völker haben diese Wirkungen unter sich gesehen; wir **Deutschen** auch. So bald ein berühmter Dichter aufsteht, der dem Ohr Entzückung, dem Herzen Wonne singt, und eine neue Bahn mit Ruhm betritt, so bald ist ein Schwarm von Nachbetern da, die mistönende Lieder klimpern, und mit scherzhaften Liedern, mit Oden, mit Fabeln, mit komischen Heldengedichten, mit Idyllen, mit allerley uns unterhalten. So ist es uns gegangen; und nicht zufrieden mit den besten Dichtern unsrer Nation, haben wir aus Frankreich und England viele gehohlt, und in den Ton derselben zu singen versucht. Diese Bekanntschaft mit fremden Dichtern kann freylich von ausgebreiteten Nutzen seyn; wenn nur nicht der Reiz des Neuen, das Vorurtheil des Ansehens und die Macht des **Beyspiels** so vielen Mißbrauch veranlaßte. Hat es nicht erst vor einigen Jahren einen Zeitpunkt gegeben, da **Youngs** Beyspiel eine Menge unsrer Scribenten mit sich fortriß, und sich sogar vieler unsrer angehenden Kanzelredner bemächtigte, die in hochtrabenden und die Ohren kitzelnden Worten

*) Zu Catulls Zeiten gab es in Rom verschiedne Kleinmeister die das Gegentheil thäten, und den Gebrauch des h übertrieben. Er lacht darüber im 83 Epigramm.

Chommoda dicebat, si quando commoda vellet
Dicere, & *hinsidias* Arrius insidias:
Et tum mirifice sperabat se esse locutum,
Quum quantum poterat, dixerat *hinsidias*.

ten dem gemeinen Mann Räthsel und den Vernünftigen Unsinn predigten? Und diese Macht des Beyspiels hat man nicht allein bey der Dichtkunst und bey dem, wie ein Proteus, sich oft verändernden Geschmack an den Werken des Witzes wahrgenommen; man hat es auch an der Philosophie, an der Theologie, an der Rechtsgelehrsamkeit und an allen Wissenschaften gesehen, die wenigstens in Ansehung ihrer äusserlichen Form nach den Beyspielen grosser Männer bald so, bald so sind eingekleidet und verändert worden. Oft ist diese Veränderung, wenn sie mit Vorsicht und Prüfung geschahe, sehr nützlich gewesen; ja sie ist nöthig, weil sonst ein Stillstand zu besorgen seyn würde, der bey der Cultur des Geistes allemal schädlich ist. Die Alten waren dieser Veränderung nicht so sehr unterworfen, als wir. Ihr Geschmack war gesetzter und männlicher; sie hatten nicht so viele Muster wornach sie ihren Geschmack hätten ändern können, vor sich, als wir unter den Neuern und vornemlich unter den Alten haben; endlich waren ihre Studien noch nicht so mannigfaltig, so getheilt, als jetzt.

7. Der **herrschende Geschmack**, oder was man genius seculi zu nennen pflegt, verdient vielleicht auch eine Stelle unter denen Ursachen, die zum Flor, oft auch zum Verfall gewisser Studien viel beytragen. Man braucht gar nicht mit dem **Barclajus** zu behaupten, daß ein gewisser unkörperlicher Geist es sey, der in ganzen Ländern oder an einzelnen Orten die Gemüther der Menschen bald zu diesem, bald zu jenem Theil der Gelehrsamkeit hinneige, und die Art,

wie

wie er bearbeitet werden soll, bestimme*). Eben die Macht des Beyspiels, von der ich jetzt geredet habe, giebt dem herrschenden Geschmack seine Richtung. Oft kan auch die weniger oder mehr eingeschränkte Freyheit im Denken, die sich vornemlich aus der Staatsverfassung und Religion erklären läßt, merkwürdige gelehrte Streitigkeiten, und die Hochachtung oder Gleichgültigkeit der Regenten gegen die ganze Litteratur oder gegen gewisse Zweige derselben, den herrschenden Geschmack bestimmen. Er rühre aber her, aus welcher Ursach er wolle, so hat er allemal seine Wirkung. Aber weit gefehlt, daß diese Wirkung immer vortheilhaft und gut seyn sollte. Freylich würde sie so beschaffen seyn, wenn der herrschende Geschmack beständig der gute und wahre wäre. Denn der gute Geschmack leistet allen Künsten und Wissenschaften die beträchtlichsten Vortheile. Von ihm geleitet, gelangen sie erst zu ihrer Vortreflichkeit und Schönheit. Von ihm verlassen, verwildern sie und werden ausgeartete Kinder. Ein gewisser Schriftsteller hat gesagt: „Wenn dem **Geschmack** „ein Tempel errichtet werden sollte, so müste jede „**Wissenschaft** einen Pfeiler dazu hergeben, jeder „**Tugend** müste darin ein Altar gewidmet werden, „und den drey **Grazien** müste man das Hohepriesterthum anvertrauen.„ Kann man was schöneres zum Ruhm des guten Geschmacks, und von seinen Einfluß auf alle Künste und Wissenschaften sagen, die seine gebohrne Unterthanen sind? Der herrschende Geschmack aber, ob er gleich gut seyn kann, ist doch sehr oft fehlerhaft, und seine grosse Verände-

*) Barclaius in Icone animorum cap. 2.

derlichkeit läßt es nicht anders vermuthen. Er erstreckt sich bald auf die ganze Gelehrsamkeit, bald auf einzelne Theile derselben, und die Anzahl derer, die ihm zugethan sind; ist bald geringer, bald grösser, je nachdem das Ansehen derer, die ihn veranlassen und gleichsam den Ton angeben, grösser oder geringer ist. Hieraus läßt sich erklären, warum er bald mehr, bald weniger schädlich ist, und warum er jetzt ein Studium verdrängt, das vorher geachtet war, jetzt eben dem Studio eine veränderte Gestalt und ein neues Kleid giebt. Der Mensch will immer was neues haben. Er liebt die Veränderung, und die Gewohnheit, die bisweilen den Reiz gewisser Sachen erhöht, vermindert ihn in vielen Fällen, und gebiert Gleichgültigkeit und Ekel. Darum geht es in der gelehrten Welt, wie in der galanten Welt. Eine Mode folgt auf die andere, und oft ist die letzte schlechter als die erste. Jeder Theil der Gelehrsamkeit giebt Beyspiele hievon. Ich begnüge mich, eins anzuführen, das von der Philosophie entlehnt ist. Was für Veränderungen hat sie nicht erfahren, und was für mancherley Gestalten haben ihr nicht die **Carteſianer**, die **Puffendorfianer**, **Thomasianer**, **Leibnizianer**, **Wolfianer** und viel andre **aner** gegeben? Als **Wolf** noch in den Schulen herrschte, da breitete sich ein trockner Systemengeist aus, der von Weisheit strotzte, ohne eine einladende Mine zu haben. Die Philosophie sahe wie ein Gerippe aus, dem es an aller Anmuth fehlt. Man thürmte Definitionen, Grundsätze, Lehrsätze, Schlüsse und mit unter manche subtile und trockene Speculation auf einander. Die Philosophie sollte, wie bey den

den Alten, eine Lehrerin des Volks seyn, und durch ihre grossen Lehren so wohl, als durch ihren populairen und gefälligen Vortrag den Verstand erleuchten und das Herz gewinnen; damals aber hatte sie sich aus der Sphäre des Lebens in die Atmosphäre des Catheders versetzt. Sie ward gründlich und wahr vorgetragen, aber in einer Sprache, die unangenehm, alles Reizes beraubt und mit Kunstwörtern noch sehr belastet war. — Wolf war noch nicht todt, als man der Philosophie eine andere Gestalt zu geben anfieng. Selbst unter den Wolfianern standen Männer auf, die mit der Philosophie den guten Geschmack verbanden. Sie nahmen ihr den steifen Gang und die finstre Mine. Sie machten ihren Vortrag einnehmender, und sie war nun auch für diejenigen unterhaltend und lehrreich, die ohne Philosophen von Profeßion zu seyn, durch sie aufgeklärt und gebessert werden wollten. Auf diese Periode folgte bald eine dritte. Man fieng an, die Philosophie gar zu aesthetisch und geputzt vorzutragen. Die Gründlichkeit verlor sich, und an dessen Stelle trat der Geist des Leichtsinns und spielender Witz. Man verachtete Beweise, Ordnung und Zusammenhang. Man ließ sich durch den Schwindelgeist der Empfindungen und durch die ausschweifende Liebe des Schönen verleiten, süsse Tändeleyen und geputzte Einfälle für Philosophie zu halten. Durch diesen herrschend gewordnen Geschmack ist die Liebe zur wahren Philosophie fast erstickt worden, und schon hat sie wenig eifrige Verehrer mehr. Aus diesem allen läßt sich leicht die Folge ziehen, daß der

herrschende Geschmack auf die Philosophie einen grossen Einfluß gehabt habe.

Hier habe ich die beste Gelegenheit, zu bemerken, daß **Gewohnheit** und **Mode** nicht auf die Wissenschaften allein, sondern auch auf die schönen Künste einen grossen Einfluß haben. Die Macht der Gewohnheit ist überhaupt erstaunlich groß. Sie beherrscht uns fast tyrannisch. Durch sie werden Dinge, die an sich gleichgültig sind, angenehm oder unangenehm. Eine schwarze Haut an einem menschlichen Geschöpfe hat für uns etwas widriges, weil wir sie zu sehen nicht gewohnt sind; dem Mohren hingegen gefällt sie so sehr, daß die weisse Haut ihm ein Eckel ist. Die Gewohnheit macht so gar, daß Dinge, die an sich unangenehm sind, einen Schein der Annehmlichkeit bekommen, und daß die, die ursprünglich angenehm sind, ein Misvergnügen erwecken. In dem gebürgigsten Theile von Savoyen giebt es eine Gegend, wo fast alle Leute Kröpfe haben, vermuthlich wegen des häufigen Gebrauchs des Schneewassers. So unangenehm diese Sache an sich ist, so gefällt sie doch den Einwohnern so sehr, daß, als einst ein Reisender ohne Kropf in eine Kirche kam, wo lauter kröpfigte Leute versammlet waren, der Prediger seinen Vortrag plötzlich unterbrach, und seine Zuhörer aufmunterte, Gott zu bitten, daß er sie nicht möchte werden lassen, wie jenen Menschen ohne Kropf *). So viel kann die **Gewohnheit** auf unsre Begriffe von Schönheit und Häßlichkeit wirken. Nicht weniger wirkt sie auf die schönen Künste

*) s. Volkmanns historisch critische Nachrichten von Italien. Th. I.

Künste. Ich will einige Beyspiele anführen, unter denen ich das erste dem vortreflichen **Home** zu verdanken habe. Die Menschenopfer, die grausamste Wirkung eines blinden und kriechenden Aberglaubens, kamen nach und nach, so wie sich Vernunft und Menschlichkeit mehr ausbreiten, aus der Gewohnheit. In den Tagen des **Sophocles** und **Euripides** aber waren die Spuren dieses unmenschlichen Gebrauchs noch frisch; und die **Athenienser** konnten, unter dem Einflusse der Gewohnheit, solche Menschenopfer auf ihrem Theater ohne Widerwillen vorstellen sehen. Die **Iphigenia** des **Euripides** ist ein Beweis davon. Für uns hingegen ist ein Menschenopfer nicht nur etwas Unnatürliches und Abscheu erregendes, sondern auch etwas so Unwahrscheinliches, daß die Verstellung desselben auf wenig Zuschauer mehr Eindruck machen wird, als ein Feenmärchen *). — Eben so ist, wie **Rouquet** bemerkt, die **Gewohnheit** eine der vornehmsten Ursachen, warum gewisse Arten der **Malerey** in **England** weniger oder mehr Fortgang haben. Die **Historienmalerey** gilt daselbst nicht viel, weil man in England die Gewohnheit hat, die Zimmer mit Portraits und Kupferstichen zu behängen, die Bildergallerien mit ausländischen Schildereyen auszuschmücken, und in den Kirchen keine Gemälde zur Erweckung der Andacht zu gebrauchen **). Die **Portraitmalerey** hingegen findet desto mehr Auf-

*) Home Grundsätze der Critik im zweiten Theile S. 126.

**) Rouquet the present state of the Arts in England im ersten Abschnitte.

munterung, weil sich in England fast jeder mahlen läßt, und weil so gar unter Mannspersonen der Gebrauch ist, sich mit ihren Bildnissen zu beschenken. Die **Seegemälde** und **Pferdeschildereyen** werden in England auch sehr häufig verfertigt; jene, weil es eine allgemeine Mode ist, daß jeder Seeofficier das Schiff, welches er in irgend einem Gefechte mit Ruhm commandirt hat, mahlen läßt und in seinem Zimmer aufstellt; diese aber, weil dort das Pferderennen üblich ist, und weil jeder Renner, so bald er in einigen Ruf kömmt, gleich nach dem Leben gemahlt wird *).

III. Von gelegentlichen Ursachen und Veranlassungen zur Beförderung menschlicher Einsichten.

In diesem Abschnitte werde ich von der **Erfahrung**, vom **Zufall**, vom **Aberglauben**, vom **Irrthum**, von der **Handlung** und vom **Kriege** reden. Es kömmt mir auch fast so vor, als hätte ich besser gethan, wenn ich das, was ich eben jetzt von der Gewohnheit und Mode gesagt habe, unter diese Rubrick gebracht hätte. Doch es ist geschehen, und meine Leser werden wegen dieses kleinen Fehlers, wenn es einer ist, nicht mit mir zürnen.

Erstlich von der Erfahrung. Man nimmt dieses Wort nicht allemal in der Bedeutung, die ich hier festsetzen muß. Oft sagt man von gewissen Leuten: sie haben viel erfahren; und diese Redensart heißt dann nichts anders, als **entweder**, sie haben

*) Rouquet im siebenten und neunten Abschnitt.

haben mancherley Schicksale und widrige Begebenheiten in ihrem Leben gehabt, oder sie haben die Welt, und bey den Geschäften, worinn sie eingeflochten gewesen sind, auch die Gesinnungen der Menschen kennen lernen. Beyde Bedeutungen gehören nicht hieher, ohnerachtet in Ansehung der letztern, die in der Weltkenntniß besteht, mit Recht gesagt werden kann, daß dadurch die Einsichten ausgebreiteter und gewisser werden. In diesem Verstande hatten die Alten weit mehr **Erfahrung**, als wir. Die Kenntniß die der Mensch von Menschen und durch die Verbindung mit denselben bekommen kann, war bey ihnen viel grösser. Sie hatten ein gemeinschaftliches Interesse, Geschäfte, die sie oft zusammenberiefen, öffentliche Zusammenkünfte, wo sie sich durchaus kennen lernten, Feyerlichkeiten, an denen sie alle Theil nahmen *). Die Künste, die Handwerke, der Ackerbau, die Arbeiten jedes Standes wurden von denen, die sie nicht trieben, noch nicht verachtet, und machten ein Stück der allgemeinen Kenntniß aus, die sich jeder erwarb, ohne darnach gestrebt zu haben. Auf diese Art mußten die Alten zu vielen Kenntnissen gelangen, die ihnen in der That weniger Mühe kosteten, als unsre vielleicht eingeschränktern, aber mehr ergründeten Kenntnisse. Doch ich habe hievon schon vorher etwas gesagt, da ich von der Erziehung redete, die uns die Welt giebt.

Die **Erfahrung**, von der hier die Rede ist, bedeutet ganz etwas anders. Es giebt nemlich ge-

*) Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften Theil 10. S. 7. u. f.

wisse Künste und Wissenschaften, bey denen es nicht so wohl auf Genie und Erfindsamkeit ankömmt, als auf die Vielheit der Kenntnisse, auf gewisse Hülfsmittel, Entdeckungen und Versuche, die sich nicht sogleich darbieten, sondern viel Zeit und eine gewisse Vereinigung der Umstände erfordern, ehe sie gemacht werden können. Alles dieses fasse ich unter dem Namen der **Erfahrung** zusammen, die eben so wohl durch einen glücklichen Zufall, als durch den Fleiß andrer und unsrer selbst gemacht wird. Die Künste und Wissenschaften also, die von der Beschaffenheit sind, als ich gesagt habe, werden durch die Erfahrung immer vollkommner; und es mag jemand zu eben diesen Künsten und Wissenschaften noch so viel Fähigkeit besitzen, so kann er es doch nicht weiter darin bringen, als es dem Zustande gemäß ist, worin sie sich eben zu der Zeit befinden, da er sich darauf legt. Was folgt hieraus anders, als daß wir in denen Theilen der Gelehrsamkeit, die sich auf Erfahrung gründen, einen grossen Schritt vor den Alten voraus haben? Wir besitzen weitläuftigere und stärkere Einsichten in die **Natur**, und in die Kräfte und Wirkungen der Körper. Versuche und Entdeckungen, die grossentheils erst spät gemacht worden sind, haben uns diesen Vorzug verschaft, und vielleicht ist es unsern wißbegierigen Nachkommen vorbehalten, noch tiefere Blicke in die Geheimnisse der Natur zu thun. Wir kennen den Lauf, die Entfernungen, die Grösse und das Verhältniß der Sterne, mit einem Worte, die **Astronomie** viel besser, als man sie ehedem kennen konnte, da es noch an den dazu nöthigen Instrumenten und Beobachtun-

gen

gen fehlte. Wir haben noch viele andere Zweige der **Mathematick** in ein vollkommneres Licht gesetzt. Unsre **geographischen** Kenntnisse sind durch neu entdeckte Länder und durch Reisen in solche Gegenden, wohin die Alten nicht kamen, viel mehr erweitert worden. Die **Botanick**, die **Chymie**, die ganze **Medicin** hat jetzt einen weit grössern Umfang, als ehedem. Selbst die **Philosophie** hat eine viel glücklichere Gestalt bekommen. Wir kennen die Entstehung und Entwickelung der Ideen, die Triebwerke und Gesetze der Bewegungen der Seele, die gemeinschaftlichen Eigenschaften der Dinge und ihre Beziehungen auf einander, die Pflichten des Menschen und die Bewegungsgründe derselben, viel vollständiger und genauer, als die Alten, denen es theils an dem Lichte der wahren Religion, theils an vielen Erfahrungen fehlte, durch welche unsre Einsichten höher gestiegen und tiefer gegründet worden sind. Es würde Thorheit seyn, wenn wir uns mit diesen vorzüglichen Einsichten brüsten wollten. Hätten die Alten unter solchen Umständen und zu der Zeit gelebt, als wir: warum hätten sie sie nicht haben sollen? Nicht unser Verdienst ist es, daß wir sie besitzen, sondern wir haben sie der Aufmerksamkeit, dem geschäftigen Fleisse unsrer Vorfahren und dem Glücke zu verdanken. Hat auch wohl ein reicher Erbe Ursach, stolz darauf zu seyn, wenn er ohne Mühe die Schätze in Empfang nimmt, die seine Voraltern mühsam erworben, sorgfältig erhalten, oder von der freygebigen Hand des Glücks bekommen haben? Wir sind dieser Erbe. Lasset uns mit unsern Schätzen haushälterisch umgehen, und sie

nicht verschleudern, damit nicht durch unser Verschulden unsre Erben arm werden.

Zweytens: Der ohngefähre **Zufall** hat zunächst auf gewisse Erfindungen, und durch diese auf die Ausbreitung der menschlichen Kenntnisse einen grossen Einfluß. Man versteht unter dem Zufalle **mehrentheils** Wirkungen, deren Ursachen wir nicht deutlich entwickeln, nicht auseinandersetzen können, oft aber auch einen unerwarteten Versuch, von dem man nicht vorher sieht, was für Folgen er haben werde *). Wir wollen uns beyde Bedeutungen zu Nutze machen.

In so fern der Zufall gewisse Wirkungen und Begebenheiten bedeutet, deren Ursachen so verborgen und mit andern Umständen so umhüllt sind, daß man sie nicht genau bemerken kann; so erstreckt sich der Einfluß desselben nicht auf die Entwickelung der menschlichen Einsichten allein, sondern auch oft auf grosse Revolutionen, die sich in der politischen Welt zutragen. Ein kleiner und unmerklicher Umstand, der so gar dem scharfen Blicke des Forschers entwischt, hat oft den Schicksalen einer Nation, dem Glück oder dem Unglück eines Staats eine ganz andre Wendung gegeben. Wir, die wir die Ursache davon nicht einsehen, schreiben alsdann diese Wirkungen dem Zufalle zu, ohnerachtet es in Ansehung derer, die die Ursachen kennen, kein Zufall ist. Ueberhaupt giebt es keinen ohngefähren Zufall in der Welt, als nur in Rucksicht auf uns, die wir die Gründe gewisser Dinge nicht erforschen können. Nichts geschieht durch einen Sprung, nichts ohne

*) s. in **Kästners Vorlesungen** die letzte Abhandlung.

Ursach. Und wenn auch grosse Begebenheiten sich zutragen, die uns unerklärbar sind, so muß es doch schlechterdings Gründe ihres Entstehens geben. Dieß findet auch in Ansehung des menschlichen Verstandes statt. Er kann ohnmöglich auf einmal eine hohe Stuffe der Vollkommenheit erreicht haben, am wenigsten in denen Wissenschaften, die nicht lediglich vom Genie abhangen. Der Wachsthum dieser Wissenschaften wird durch mancherley, oft verborgne Umstände vorbereitet. Sie haben einen unmerklichen Fortgang, der alsdann erst recht sichtbar wird und denen, die die vorhergehende Reihe von Veränderungen nicht bemerkt haben, wie eine Erscheinung vorkömmt, wenn die kleinen vorher unbedeutenden Zuwüchse gleisam in eins gebracht und angewendet werden. Auf diese Art läßt sich erklären, wie es zugeht, daß in gewissen Wissenschaften manche grosse Männer plötzlich wie ein Phänomenon entstanden zu seyn scheinen, und auf einmal eine Epoche machen. Eine Anzahl fähiger Köpfe hintereinander macht irgend eine kleine Entdeckung, irgend eine Verbesserung in einer Wissenschaft. Der erste, der die Kunst oder Wissenschaft gleichsam aus der Wiege zieht, wird von dem zweeten übertroffen, der, durch die Einsichten seines Vorgängers geleitet, schon einen Schritt weiter thut: diesen übertrift der dritte und so weiter, bis die Wissenschaft zu einer merklichen Grösse gelangt ist. Ehe diese Grösse recht merkbar wird, hat die Wissenschaft einen stillen und im Verborgnen sich ausbreitenten Fortgang, der darum nicht auffallend ist, weil man die vorher gemachten einzelnen Entdeckungen noch nicht gesammlet,

let, noch keine grosse Summe daraus gezogen hat. Endlich kommt ein Genie, das diese Summe zieht, das die Entdeckungen, die es vor sich findet, glücklich vereinigt, viel fruchtbarer macht, und zur Vollkommenheit der Wissenschaft den letzten Schritt thut, ohne bisweilen die Wissenschaft um vieles höher getrieben zu haben, als seine Vorfahren. Weil er aber das Glück hat, das Ziel zu erreichen, so bemerkt man ihn vor allen andern, und alle Bewunderung und Hochachtung fällt auf ihn. So verhält es sich mit den Wissenschaften, wie mit den prächtigen Denkmälern des Alterthums, an welchen durch verschiedne Geschlechter der Könige gebauet worden ist, die aber von demjenigen den Namen bekommen, der sie vollendet hat. **Aristoteles, Gassendus, Montagne** *) sahen halb im Dunkeln, daß wir alle unsere Begriffe durch Hülfe der Sinne bekommen. **Locke** kläret diesen Satz auf; er untersucht ihn, beweist dessen Wahrheit durch unzählbare Anwendungen; und **Locke** scheint alle seine Vorgänger zu übertreffen **). Seit den Trauerspielen von der Paßion, bis auf die Dichter **Hardy** und **Rotru**, und bis auf die Marianne des **Tristan** erhielt der französische Schauplatz nach und nach unzähliche Stuffen der Vollkommenheit. **Corneille** wird in einem Zeitpuncte geboren, in welchem die Vollkommenheit, die er dieser Kunst noch gab, eine Epoche machen sollte, und **Corneille** scheint gleichsam der Erfinder der wahren und gereinigten Tragödie

*) Montagne Versuche Th. 2. S. 350.

**) Locke de intellectu humano. conf. *Bruckeri* Histor. Crit. Philosophia. Tom. V. p. 609.

gödie zu seyn, ohne sie doch auf einen so hohen Grad gebracht zu haben, daß er nicht vom Racine, Crebillon, Voltaire und andern sollte seyn übertroffen worden *).

Man pflegt auch dasjenige Zufall zu nennen, was eigentlich ein Versuch ist, dessen Wirkungen noch unbekannt sind. Oft wird dieser Versuch ganz von ohngefähr und wider alles Vermuthen gemacht, ohne mit Wahl und Absicht gewisse bekannte Dinge in eine solche Verbindung gebracht zu haben, um zu wissen, was das Resultat dieser Verbindung seyn wird. Alsdann giebt man ihm insbesondere den Namen des Zufalls, der an sich sehr unbedeutend seyn, aber doch zu sehr wichtigen Erfindungen Veranlassungen geben kann. Das thut aber der Zufall nicht allein, sondern es muß der Verstand hinzukommen, um die durch den Zufall gemachte Entdeckung mehr auszuarbeiten und nutzbarer zu machen. Je richtiger und genauer dieses geschieht, desto grösser wird der Nutzen, der den Werth der ersten zufälligen Erfindung weit übersteigt. Als Schwarz durch einen Zufall das Schießpulver entdeckte; wie schwach war da nicht seine ganze Erfindung? wie wenig sahe man die grossen Wirkungen ein, die sie nach sich ziehen konnte? Was für einen mächtigen Einfluß hat sie aber, nachdem man mit dem Gebrauch und mit der Anwendung derselben bekannter geworden ist, auf die neuere Kriegskunst und auf die Schicksale ganzer Reiche gehabt? — An der ersten Erfindung der Buchdruckerkunst hatte der Zufall ebenfalls einen Antheil. Durch die Ausbildung aber,

*) Helvetius vom Geiste des Menschen S. 478.

aber, die sie nach und nach bekommen hat, ist sie eine der wohlthätigsten Erfindungen für die Litteratur geworden. Es würde leicht seyn, eine Menge von Beyspielen anzuführen. Denn alle menschliche Erfindungen haben ihre Vorspiele, ihren Anfang und ihre Vollkommenheit. Die Vorspiele sind in den meisten Fällen ein Werk des Zufalls, der Anfang ein Werk des Genies und die Vollkommenheit ein Werk des Fleisses.

Drittens. Der **Irrthum** und **Zweifel** hat die Menschen veranlaßt, ihre Erkenntniß zu erweitern und zu befestigen. Bey der den Menschen angeerbten Neigung zum Sonderbaren, bey ihrer Begierde zum Widerspruch, und bey der Schwäche ihres eingeschränkten Verstandes, konnte es nicht anders geschehen, es musten Irrthümer und Zweifel entstehen. Der Schaden, der daraus erwachsen kann, ist bisweilen in Ansehung einzler Personen von Bedeutung; oft aber scheint es nur ein Schaden zu seyn; bald verwandelt er sich in einen unerwarteten Nutzen, und dieser Nutzen ist in Ansehung des Ganzen immer überwiegend. Der Vernünftige beklagt die Unordnungen, die daraus entstehen; er befürchtet aber nicht, daß die Irrthümer die glücklichen Einflüsse der Wissenschaften zernichten oder das wohlthätige Licht derselben auslöschen werden, gesetzt auch, daß sie es eine Zeitlang wie mit einer Wolke bedecken sollten. Es ist vielmehr sehr gut, wenn bisweilen Irrthümer entstehen und der Geist des Zweifels sich regt. Dadurch bekommen die Freunde der Wahrheit Gelegenheit, sich mit immer stärkern Gründen zu rüsten, das, was noch dunkel und zwey-

deutig

deutig war, in ein helleres Licht zu setzen, und ihre Erkenntniß gewisser zu machen. Nie würden sich die Einsichten der Menschen merklich vergrössert haben, wenn ein jeder das, was er von andern gelernt, ohne weitere Prüfung und mit einem blinden Gehorsam nachgebetet hätte, wenn niemand einen ausschweifenden Gedanken gewagt, und auch nicht einmal in der guten Absicht, der Wahrheit weiter nachzuforschen, geirrt hätte. Was **Cicero** von der Philosophie der **Griechen** sagt *), das kann man von allen Wissenschaften sagen. Keine einige würde ohne Widerspruch, ohne Zweifel und Irrthum die Vollkommenheit erreicht haben, die wir itzt mit Freuden an ihnen erblicken.

Viertens: Der **Aberglaube** ist zwar zu häßlich, als daß er gelobt zu werden verdiente, und zu lächerlich, als daß man sich viel gutes von ihm versprechen könnte; inzwischen hat er gelegentlich manchen Nutzen gestiftet. Dahin rechne ich aber nicht die brodtlosen Künste, die er erfunden hat, die Chiromantie, die Onirokritick, die Astrologie, und wie die Mißgeburten weiter heissen, die er seiner Natur nach erzeugen muste. Denn ob man gleich an diesen Erfindungen sehen kann, auf was für Beschäftigungen der Aberglaube den menschlichen Verstand geführt habe; so sind sie doch der menschlichen Gesellschaft so wenig vortheilhaft, daß die Welt nichts verlohren haben würde, wenn sie auch nie zur Existenz ge-

*) Cicero *Tusculan. Quaestion.* lib. 2. c. 3. In ipsa Graecia Philosophia tanto in honore nunquam fuisset, nisi doctissimorum contentionibus dissensionibusque viguisset.

gekommen wären. Es giebt dagegen einen wichtigern Nutzen, den sonderlich der Religionsaberglaube von ohngefähr gestiftet hat. Er ist z. E. der Malerey der Bildhauerkunst und Baukunst günstig gewesen. Wie muß nicht der römischcatholische Mahler und Bildhauer begeistert werden, wie muß er nicht alle Nerven seines Fleises und seiner Geschicklichkeit anspannen, wenn er ein Altarstück, oder sonst ein Gemälde, ein Kunststück verfertigt, wovon er weiß, daß es der Aberglaube zum Gegenstand seiner Devotion machen wird? Wie viel Gelegenheit, grosse Werke zu liefern, hat nicht auch der Aberglaube den Baumeistern dadurch gegeben, daß er mit einer ausschweifenden Freygebigkeit die grösten Kosten angewendet hat, gottesdienstliche Gebäude mit aller Pracht der Baukunst aufführen zu lassen? Italien hat daher, ungeachtet der Sclaverey des Aberglaubens, die vortreflichsten Mahler und Bildhauer gehabt; doch nicht aus dem angeführten Grunde allein, sondern vornemlich auch deswegen, weil man in Italien einen ausserordentlichen Hang hat, Kirchen, Palläste und Privathäuser mit dem Werken der Mahler auszuschmücken; weil man sich sehr damit beschäftigt, die Antiken zu copiren und sie an die Liebhaber der Alterthümer zu verkaufen, weil endlich mit Gemälden und Statuen ein beträchtlicher Handel in fremde Länder getrieben wird, der für die italiänischen Künstler desto nöthiger zu seyn scheint, weil, wie ein gewisser Schriftsteller bemerkt*), alles schon

*) Nouveaux Memoires ou observations sur l'Italie et sur les Italiens par deux Suedois. 1764.

schon so voller Kunstwerke ist, daß die Mahler und Bildhauer fast keine Arbeit mehr finden können.

Fünftens. Von der Handlung läßt es sich leicht einsehen, daß sie zur Beförderung menschlicher Einsichten viel Gelegenheit gegeben hat. Ihr unmittelbarer Einfluß erstreckt sich auf die Macht derer Staaten, die eine blühende Handlung haben, auf den Wohlstand und Reichthum der Unterthanen, der als eine Frucht ihrer Emsigkeit und ihres Fleisses anzusehen ist, und auf die Verbesserung der Sitten. Zwar möchte es scheinen, als wenn der Ueberfluß, der eine blühende Handlung begleitet, leicht die Ueppigkeit und die schwarzen Laster erzeugen könnte, die wir in so vielen Staaten des Alterthums und vornemlich in dem alten Rom mit Gewalt haben hervorbrechen sehen, so bald die Reichthümer zu groß wurden, und das schwache menschliche Herz, das sich im Glück am wenigsten beherrschen kann, zu entsetzlichen Ausschweifung verleiteten. Mich dünkt aber, daß diese traurigen Folgen nicht entstanden seyn würden, wenn die griechischen Staaten und Rom seine übermäßigen Schätze nicht blos seinen übergrossen Eroberungen, sondern der Arbeitsamkeit und dem geschäftigen Fleisse seiner Bürger zu verdanken gehabt hätte. Die Handlung, ohne die Einwohner eines Landes tugendhaft zu machen und sie gegen alle Laster in Sicherheit zu setzen, erhält doch immer den Geist der Emsigkeit und des Eigennutzes, der ein Volk nicht leicht so sehr herabsinken läßt, daß es sich den verheerenden Lastern ganz Preis geben sollte. Doch dieß gehört nicht zu meiner Sache. Ich will vielmehr

mehr nur bemerken, was für Vortheile die Künste und Wissenschaften von der Handlung gelegentlich gehabt haben. Die Erfahrung redet für diese Wahrheit. Ein Volk, das gar keine Handlung treibt, ist ein rohes Volk; und unter den Völkern des Alterthums sind diejenigen immer frühzeitiger aufgeklärt, klug und gesittet geworden, die sich mit der Handlung beschäftigt haben, als die, welche sie vernachläßiget haben. Das Beyspiel der **Phönicier** ist bekannt. Sie waren in der Arithmetick geübt; sie verstanden viele mechanische Künste, ohne welche sie ihre Handlung nicht hätten treiben können; sie hatten einige Kenntniß von der Astronomie, die sie bey ihrer Schiffarth nicht entbehren konnten; sie hatten endlich eine wohl eingerichtete bürgerliche Verfassung. Wie kläglich sieht es dagegen unter denen Völkern aus, die von der Handlung nichts wissen. **Strabo** sagt von den Völkern in **Albanien**, daß sie, weil sie keine Handlung trieben, nie über hundert haben zählen können. Und von den meisten **americanischen** Völkern weiß man es, daß, wenn sie eine grosse Menge ausdrücken wollen, sie einen Haufen Sand zu nehmen, oder eine Hand voll ihrer Haare zu zeigen pflegen. Die Handlung trägt also zur Ausbreitung der menschlichen Einsichten viel bey. Sie macht die mechanischen Künste blühend, die selbst ein Zweig der Handlung sind. Sie befördert die Kenntniß der Geographie durch die Reisen, die sie veranlaßt. Sie macht uns mit den Sitten, mit der Religion, mit der Staatsverfassung, mit den Erfindungen fremder Völker bekannt. Sie verschaft Reichthümer, und giebt dadurch einigen schö-

nen

nen Künsten einen stärkern Fortgang *). Sie hat selbst auf die Staatsverfassung einen wohlthätigen Einfluß, und eine gute Staatsverfassung ist immer ein wichtiges Mittel zur Beförderung der Litteratur.

Sechstens. Daß auch der Krieg, der so menschenfeindlich und verderbensvoll ist, manche Veranlassung zur Cultur des menschlichen Verstandes gegeben habe, davon will ich hier nichts sagen. Denn ich habe hievon schon in einer der vorhergehenden Abhandlungen geredet **).

Hier

*) Erst damals, sagt Herr Iselin sehr richtig Th. 2. S. 315, als die allmählich anwachsenden Reichthümer eine beträchtliche Anzahl der Bürger über die niedrigen Nahrungssorgen heraussetzten; erst als eine bequemere Lebensart die Musse und die Stille erzeugte, welche den Geschmack des Grossen und des Schönen beleben; erst als eine bessere Nahrung die Anlage der Leiber verfeinerte, und als eine ausgebreitetere Geselligkeit die Einbildung verschönerte; fiengen Frankreich, England und Deutschland an, Künstler und Virtuosen hervorzubringen. Man kann der Handlung auch in Ansehung der alten griechischen Staaten so vortheilhafte Wirkungen beylegen. Auch da machte sie frühe mit den Bequemlichkeiten, mit den Wissenschaften, mit den Künsten, welche Früchte des Wohlstandes, und des Reichthums sind, Bekanntschaft. Auch da machte sie frühe die Sitten feiner und die Geister erleuchteter; ob sie sie gleich auch frühe mehr Bedürfnissen und mehr Sorgen unterwarf.

**) Vom Einflusse der Kreuzzüge auf die Beförderung der Künste und Wissenschaften S. 145 ; 149.

Hier schliesse ich meine Betrachtung über die Ursachen, und Veranlassung zur Ausbildung des menschlichen Verstandes. Der Einfluß derselben ist in mehr als einer Absicht verschieden. Denn einige dieser Ursachen wirken schon an und vor sich selbst; andere aber erst alsdann, wenn sie von andern Ursachen und Hülfsmitteln unterstützt werden. Einige wirken auf das Ganze der Gelehrsamkeit; andere nur auf gewisse Zweige derselben. Einige setzen die menschliche Seele in eine stärkere Bewegung, als andere. Einige thun zu allen Zeiten ihren Effect, andere aber nur dann und wann, und unter gewissen Umständen. Eben das gilt von denen Ursachen, die zum **Verfall** des menschlichen Verstandes viel beygetragen, und ein sonst aufgeklärtes Volk wieder in die Nacht der Unwissenheit haben zurücksinken lassen. Man kann sie vermöge des Gegentheils aus den bisher angeführten Ursachen herleiten, und vornemlich gehört hieher ein schlechtes Clima, eine der Gelehrsamkeit nachtheilige Regierungsform, Mangel der Erziehung, Verfall der Religion, Verachtung der Litteratur, Verlust der Freyheit, herrschende Laster, der Geist der Verfolgung, der Fanaticismus *), Vorurtheile, und endlich der Aberglaube und Krieg, die zwar gelegentlich einen Nutzen stiften, in der That aber und ihrer Natur nach grosse Verwüstungen anrichten.

Von den zur Beförderung der Cultur des menschlichen Verstandes gehörigen Ursachen und Veranlassungen

*) Erst vor kurzem hat der gelehrte Herr Hofrath Bel hievon in einer Abhandlung geredet, die den Titel führt: De barbarie, Fanaticismi filia.

sungen habe ich mit Vorsatz keine unberührt gelassen. Ich gestehe es aber, daß ihre Anzahl sehr vergrössert werden könnte, wenn man so genau gehen, und bey allen oder wenigstens bey den vornehmsten Gelehrten untersuchen wollte, was für einen Gang ihr Geist genommen, und was für **besondere** Ursachen und Veranlassungen sie dazu gehabt haben. Diese Untersuchung würde sehr nützlich seyn und auf wichtige Bemerkungen führen, die man daraus abstrahiren könnte: aber welcher Sterbliche kann sich versprechen, sie mit einem glücklichen Erfolge anzustellen? Ich wage es nicht, und ich glaube auch, es nicht thun zu dürfen, da ich von diesen **ganz besondern** Ursachen hier nicht rede.

Soll ich ja noch etwas hinzufügen, so sind es einige allgemeine Anmerkungen, die zum Theil als Folgen aus dem vorhergehenden können hergeleitet werden. Hier sind sie.

Die erste Anmerkung. Die Künste sind unter den Menschen eher entstanden, als die Wissenschaften. Dieß beweisen verschiedene Gründe. Es war **zuförderst** natürlich und auch pflichtmäßig, daß der Mensch eher auf sich seine Aufmerksamkeit richtete und für die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu sorgen anfieng, ehe er sich mit der Betrachtung allgemeiner Wahrheiten beschäftigte, deren Untersuchung schon eine gewisse Ruhe und Bequemlichkeit des Lebens voraussetzt. **Hiernächst** konnte er die Wissenschaften ohnstreitig länger missen, als die Künste, weil er zu diesen weit stärkere und dringende Bewegungsgründe hatte, als zu jenen. Nicht nur der Mangel, mit dem er anfänglich zu kämpfen hat-

te, trieb ihn ununterlassen an, sich das zu verschaffen, was ihm noch fehlte, um bequem und ruhig zu leben; sondern auch der überwiegende Hang zum Vergnügen reitzte ihn unwiderstehlich, die Bitterkeit seines Lebens durch allerley Erfindungen zu versüssen. Dieß sind aber die beyden vornehmsten Quellen, aus denen nach und nach alle Künste geflossen sind. Sie müssen also einen ältern Ursprung haben, als die Wissenschaften, die aus einer langen Aufmerksamkeit, aus vielen Beobachtungen erwuchsen, und durch die auf dunkle und schwer zu erforschende Gegenstände gerichtete Wißbegierde erzeugt wurden. Auf solche Gegenstände pflegt aber der Mensch alsdann erst seine Wißbegierde zu richten, wenn er für seine Nothdurft und Vergnügen genug gesorgt hat. Und was bedarf es eines weitläuftigen Beweises? Hat es nicht eher einen Jubal, als einen Lehrer der Weisheit gegeben? Haben nicht die Griechen eher Dichter und Künstler, als Weltweise, eher einen Homer, als einen Plato gehabt?

Die zwote Anmerkung. Die Künste sind nicht nur viel älter als die Wissenschaften, sondern sie haben auch weit eher ihre Vollkommenheit erreicht. Der Künstler braucht nicht lange Erfahrungen, und mühsame Untersuchungen anzustellen; die Natur hat ihm selbst die Elemente der Künste zubereitet; er hat weniger Schwierigkeiten zu überwinden; sein hervorstehendes Genie kan ihn auf einmal zum Anfänger und Vollender einer Kunst machen, oder ihn doch in den Stand setzen, einen Riesenschritt darin zu thun. Der forschende Weise aber muß dem Artisten langsam nachfolgen, und sich bey tiefsinnigen

Un-

Untersuchungen, bey beschwerlichen Experimenten, bey weitläuftigen Zergliederungen seiner Begriffe aufhalten. Er muß der Wahrheit mühsam nachgehen, und sie oft da aufsuchen, wo sie sich hinter einem undurchdringlichen Schleier vor ihm verbirgt. Kein Wunder also, daß die Künste einen schnellen Wachsthum gehabt, die Wissenschaften aber spät zu ihrer Reife gelangt sind. Kein Wunder, daß die Dichtkunst, die Musick, die Malerey, die Baukunst schon völlig ausgebildet waren, und ihr männliches Alter erreicht hatten, da die Philosophie noch in ihrer Kindheit lag. Kein Wunder, daß Jahrtausende haben verstreichen müssen, ehe ein **Leibnitz** und **Newton** haben aufstehen können, und ehe **Caßini** und **Huygens** uns mit denen Welten haben bekannt machen können, die über unsern Häuptern schweben.

Die dritte Anmerkung. Unter den Künsten selbst sind ohne Zweifel die **nothwendigen** Künste viel älter, als die **angenehmen**. Die ersten sind von der Art, daß sie nicht entbehrt werden können, weil sie die Erhaltung, die Bequemlichkeit und Sicherheit des Lebens betreffen. Die letztern hingegen sind hauptsächlich zum Vergnügen geschaffen, und dazu bestimmt, mehr Armuth über das menschliche Leben zu verbreiten. Je stärker aber der Trieb der Natur ist, erst für das Nothwendige, und alsdann für das Angenehme zu sorgen; desto weniger ist daran zu zweifeln, daß der Mensch nicht diesem Triebe bey der Erfindung der Künste gefolgt seyn sollte. Er sorgte zu erst für die Bedürfnisse seines Leibes; und nachdem er sich in den Stand gesetzt hatte, dieselben zu befriedigen, so dachte er auch an die Bedürfnisse

seiner Seele, so überließ er sich dem Vergnügen, so warf er sich in dem Schooß der Freude, und sann auf das, was ihn mit angenehmen Empfindungen beleben konnte. Die Künste, welche die Nothwendigkeit hervorgebracht hat, sind die **mechanischen**; die aber, welche von dem Vergnügen erzeugt worden, sind die **schönen** Künste. Jene haben also ihrer ersten Anlage nach ein höheres als diese, wenigstens sind sie eher ausgebildet worden.

Die vierte Anmerkung. Die Menschen sind schon seit Jahrtausenden in ihrer Erkenntniß gestiegen, und dennoch haben sie noch lange nicht den Gipfel ihrer Einsichten erreicht. Je mehr sie sich in dem Reiche der Wahrheiten umgesehen haben, und je mehr ihr forschender Geist die Geheimnisse der Natur zu entsiegeln gewagt hat, desto grössere und erstaunenswürdigere Gegenstände haben sie gefunden, die ihnen bis jetzt unerforschlich geblieben sind. Es giebt eine unzählige Menge von Dingen, deren Ursachen wir noch nicht wissen; bey vielen sind unsre Begriffe noch unbestimmt und schwankend; und die wenigsten erkennen wir mit Gewißheit. Dieß ist um desto weniger zu verwundern, weil sich die Natur vom unendlich Kleinen bis zum unendlich Grossen erhebt, und weil wir zu schwach sind, beydes deutlich und vollkommen einzusehen. Der menschliche Verstand ist also aller seiner Anstrengung ohngeachtet noch weit zurück; und wenn er auch seine Untersuchungen noch so lange fortsetzte, und nie in dem schnellen Fluge seiner Gedanken ermüdete, so würde er doch endlich noch immer an den Gränzen des unermeßlichen Reichs der Wahrheiten stehen.

Nach allem Forschen würde sich zwar sein Erstaunen vergrössern, aber seine Erkenntniß würde immer unvollkommen bleiben. — Ist es nicht auch beklagenswürdig, daß auch die besten und wegen der Cultur des Verstandes vorzüglich berühmten Völker noch lange nicht von der Macht der Barbarey sich haben losarbeiten können? Selbst unser Zeitalter, das man seiner Aufklärung wegen so bewundert, wie barbarisch ist es nicht? Wie ist nicht der grosse Haufe so unwissend, so roh, so dumm, daß er in den finstern Jahrhunderten kaum roher gewesen seyn kann? Wie viele unter den Gelehrten giebt es nicht, die blos darum diesen Namen führen, weil sie ein Matrickel haben! Indessen haben wir Vorzüge, deren die vorigen Jahrhunderte beraubt waren. Wären wir weise genug, sie recht zu nutzen, so würden wir vielleicht noch viel glücklichern Zeiten entgegenreifen, und unsre Nachkommen würden das erfüllt sehen, was wir nur hoffen können.

Die fünfte Anmerkung. Das Wachsthum der Litteratur enthält mehrentheils die Ursach seines Verfalls in sich, und in der besten Blüthe des Geschmacks liegt der Keim seines Untergangs verborgen. Ein Zeitalter, in welchem die Wissenschaften blühen, ist zwar von Grausamkeit, Rauhigkeit und Unempfindlichkeit, den traurigen Gefährten der Barberey, befreyt. Die Sitten werden verschönert. Die Empfindungen der Menschlichkeit werden mehr ausgebreitet. Die Tugend selbst, die doch der Geschmack und die Gelehrsamkeit nicht geben kann, bekömmt mehr Anmuth und Reiz. Aber unvermerkt schleicht sich ein weichliches und üppiges Wesen ein,

das auf die glücklich ausgebildeten Sitten mit der Zeit einen nachtheiligen Einfluß hat. Die Laster bedienen sich des durch die Litteratur verfeinerten Geschmacks zu ihrem Vortheil. Sie borgen ihm ein gewisses gefälliges Wesen, um ihre häßliche Gestalt zu verbergen. Sie legen ihre rohe Wildheit ab, und werden eben desto gefährlicher. Der Geschmack ist, wie ein gelehrter Mann bemerkt hat *), der Sonne ähnlich, die, wenn sie am feurigsten strahlt, Dünste aufzieht, die sie erst nur umwölken und ihren Glanz schwächen, bald aber den ganzen Himmel mit dicken Wolken überdecken, daß ihre Stralen nicht mehr hindurch dringen können. Wenn der Geschmack am höchsten gestiegen ist, so wird er in seinem vollsten Glanze von Nebeln umhüllt, die seinen wohlthätigen Einfluß vermindern. Sehet da einen Grund, weswegen auf die Periode, die sich durch Geschmack und Litteratur auszeichnet, bald eine minder glückliche Periode folgt. Einen andern Grund habe ich vorher angeführt **). Ich leugne damit nicht, daß die Cultur des Verstandes für die Sitten und für die Tugenden des Umgangs sehr wohlthätig sey. Ich behaupte nicht mit Rousseau, daß Künste und Wissenschaften Quellen des Lasters und des moralischen Verderbens unter den Menschen sind. Nicht die Litteratur selbst, sondern die Menschen, die alles Gute nur gar zu leicht misbrauchen, sind Schuld daran, daß der beste Flor der Gelehrsamkeit nicht von langer Dauer zu seyn pflegt.

*) Herr Schlegel in der ersten Abhandlung, die er dem Batteux beygefügt hat. S. 259.

**) S. oben Seite 61.

pflegt. Die Geschichte aller Nationen, unter denen das Licht der Wissenschaften eine Zeitlang hell geleuchtet hat, redet für diese Wahrheit.

Die sechste Anmerkung. Die Wissenschaften haben eben so wohl ihre **Wanderungen** gehabt, als die Völker, nur mit dem Unterschiede, daß die letztern nur eine Zeitlang gedauert haben und in dem Grade, als sonst, schwerlich wieder entstehen werden, dahingegen die erstern, schon seit undenklichen Zeiten gedauert haben, und auch in Zukunft noch statt finden werden. In wie vielen Ländern hat sich nicht schon das Licht der Gelehrsamkeit ausgebreitet, und die vorher herrschende Barbarey zerstreut? Wie oft ist es nicht aber auch in eben diesen Ländern wieder ausgelöscht, und von der zurückkehrenden Barbarey unterdrückt worden? Ich berufe mich auf die Geschichte, als eine Zeugin der Wahrheit, und ich stelle mir vor, daß unter denen Völkern, die jetzt noch ganz roh und von aller Cultur verlassen sind, das Licht der Wissenschaften, vielleicht erst nach einigen Jahrhunderten hervorbrechen wird. Ihr kalten Lappländer! ihr unwissenden Amerikaner! eure späten Nachkommen werden diese glückliche Zeit erleben. Und dann kann das in die Erfüllung gehen, was Herr **Kästner**, die Zierde Deutschlandes, vielleicht im prophetischen Geiste gesagt hat: „In achtzehn„hundert Jahren wird das Licht der Wissenschaften „die Nebel über **Novazembla** zerstreut und das „Feuer der Dichtkunst und Beredsamkeit der Spitz„berger Blut aufgethauet haben. Unsre Sprache „wird der dortigen Gelehrten Latein und Gel„lert ein autor classicus seyn.

Von dem Einflusse

menschlicher Schwachheiten und Fehler auf die Beförderung der Reformation.

Wenn ich mir die unseelige Begierde der Menschen, ein sündenvolles und mit bösen Handlungen bezeichnetes Leben zu führen, vorstelle; wenn ich erwege, wie weit sich das Gift der Laster über die Erde verbreitet hat, und wie viele, von den süssen Lockungen der Sünde bezaubert, ihrem Verderben entgegen taumeln: so ist meine Seele betrübt, und mein Herz blutet. Aber wenn ich alle Laster, alle Ausschweifungen der Menschen überdenke, und dann finde, daß sie wider ihren Willen viel Gutes stiften, und in gewisser Absicht Wohlthäter des menschlichen Geschlechts sind: so weiß ich nicht, in was für ein bewunderungsvolles Erstaunen ich versetzt werde. Dann verehre ich die unaussprechliche Weisheit Gottes, der die grösten Uebel in eine Art von Wohlthat verwandeln, und aus dem Gift der Hölle gleichsam einen Thau des Himmels schaffen kan.

Ein Blick in die Geschichte des menschlichen Geschlechts ist schon genug, eine Menge von Beyspielen zu entdecken, die diese Wahrheit bestätigen. Denn was sind die **Sardanapale**, die **Neronen**, die

die Weichlinge, die Verschwender, die Wütriche? Was sind sie? Zwar hassenswürdige Menschen, die die Absicht hatten, Störer der menschlichen Glückseligkeit zu werden; die aber doch wider ihren Willen in der Hand Gottes Werkzeuge zur Beförderung des Guten wurden. Haben nicht die Tyrannen durch ihren Verfolgungsgeist und durch das Elend, das sie über ganze Länder verbreiteten, der Wahrheit manchen Freund und der Tugend manchen Proselyten zugewandt? Hat man nicht den Werth der Tugend desto mehr, je mehr man das Laster in seiner fürchterlichen Gestalt gesehen hat? Ist nicht durch das Schwerdt der Tyrannen mancher Bösewicht weggeraft worden, der durch seine greuelhafte Thaten schon längst den Tod verwirkt hatte, und sonst noch mehr Unglück gestiftet haben würde? Hat nicht die Verschwendung mancher Regenten viele Familien und Städte bereichert, die der Geiz ihrer Vorfahren ausgesogen und entnervt hatte?

Doch vielleicht habe ich noch zu wenig gesagt, um daraus beweisen zu können, daß die Fehler und Laster der Menschen sehr oft eine Gelegenheit zum Guten geworden sind. Die Geschichte des menschlichen Verstandes giebt hievon noch mehr Beweise. Viele Erfindungen und Künste sind, wo nicht durch die Laster, doch gewiß durch die Schwachheiten und Fehler der Menschen veranlaßt oder verschönert worden. Die Bildhauerkunst, die Malerey, die Architectur, sind sie nicht durch die Liebe zur Pracht immer mehr ausgebildet worden? Waren nicht zu Rom die Wasserleitungen, die Amphitheater, die Triumphbogen, die Bäder, damals am prächtigsten,

sten, da Stolz und Schwelgerey in Rom herrschten? Hat nicht die Begierde nach Reichthümern die Eingeweide der Erde durchsucht, dem Golde und Silber nachgegraben, und die verborgensten Schätze aus unterirdischen Klüften hervorgezogen? Sind nicht so gar durch den Aberglauben einige Erfindungen veranlaßt, und andere erweitert worden?

Wie überredend sind nicht diese Beweise, an denen die Geschichte des menschlichen Geistes so reich ist? Und wie leicht läßt sich hieraus die Folge herleiten, daß Fehler, Unvollkommenheiten und Laster viel Gutes stiften, und einen mannigfaltigen Nutzen über das menschliche Geschlecht verbreiten können.

Dieser Nutzen erstreckt sich so gar auf eine der bewundernswürdigsten Begebenheiten, die die Welt jemals gesehen hat, ich meine, auf die **Reformation.** Wie? wird man sagen, ist es möglich, daß die Reformation, ein Werk, das mit so vielen Spuren seiner Göttlichkeit bezeichnet ist, durch Fehler und Laster sollte befördert worden seyn? Bleibt denn das Böse nicht allemal böse? Ist Gift nicht allezeit Gift? Nicht allezeit. Oft sind die Folgen und Wirkungen des Bösen sehr gut; und das tödtende Gift kann bisweilen eine Arzney werden. Was Wunder also, wenn die **Reformation** durch solche Mittel befördert worden ist, die an sich schädlich sind, und ausser der Verbindung, worinn Gott sie brauchte, Störer eines so grossen Werks gewesen seyn würden. Ich will mich hierüber weitläuftiger erklären, und ich werde so wohl von den Lastern ganzer Gesellschaften als auch von den Fehlern ganzer Nationen, und endlich von den Schwachheiten und Lastern einzler

Per-

Personen zu reden Gelegenheit haben, durch welche insgesammt die Reformation in mehr als einer Absicht befördert worden ist. Von dem letztern will ich zuerst reden, und die Charactere einiger Männer schildern, die zu der Zeit, da die Kirchenverbesserung geschahe, viel bedeuteten.

Leo der zehnte sey der erste, der damals die päbstliche Würde bekleidete, und der grosse Talente des Verstandes, und manche Eigenschaften besaß, die ihm Ehre machen. Mit seiner ausgebreiteten Kenntniß der schönen Wissenschaften verband er eine erobernde Leutseligkeit, und eine Freygebigkeit, die in Wohlthun ausfloß. **Rom** hatte seit langer Zeit keinen so würdigen Pabst gehabt, und von dieser Seite betrachtet, überwog **Leo** X die beyden Päbste, **Alexander** VI und **Julius** II unendlich, die sich kurz vorher durch ihre Laster stinkend gemacht hatten. Schade aber, daß seine Einsichten für ihn fruchtlos waren und auf die Besserung seines Herzens keinen Einfluß hatten. Er besaß bey dem besten Verstande einen bösen Willen, und gewisse Lieblingsleidenschaften, die sich seiner ganz bemächtigten. Bald ruhete er in den süssen Umarmungen der Freude, und tändelte von Hofnarren umringt, viele Tage und Stunden weg. Bald belustigte er sich mit der Jagd, und war wie berauscht von dem Vergnügen über den glücklichen Erfolg derselben. Bald flohe er zu unlautern Freuden hin, und genoß sie im Verborgenen, weil ihm ein geheimes Gefühl sagte, daß es Schande sey, sie öffentlich zu geniessen. Wie unedel, wie niedrig zeigte sich hier sein Character! Und dennoch war dieses gegen seine übrigen Laster noch

wenig. Er trieb mit der Vergebung der Sünden Wucher, und ließ den Ablaß predigen, um sich durch dieses Mittel zu bereichern, weil Verschwendung, Pracht und Wollust alle Quellen erschöpft hatten. Er war ein Feind der Religion, ein Spötter der ehrwürdigsten Wahrheiten, ein Frevler gegen Gott *). Ich wollte wünschen, weniger Grund zu dieser harten Beschuldigung zu haben, als ich würklich habe. Aber sein eigner Lobredner, **Paulus Jovius**, kann es nicht leugnen, daß **Leo** in dem Verdacht eines lüderlichen Lebens und unnatürlicher Laster gestanden habe. War es wohl möglich, daß der vernünftigere Theil der damals lebenden Menschen in der Person dieses Pabstes den sichtbaren Stadthalter Christi auf Erden verehren konnte? (denn das wollen die Päbste seyn.) Sahe man nicht

*) Es hat sogar einige gegeben, die den Pabst Leo X des Atheismi haben beschuldigen wollen. Man hat aber, um dieses zu beweisen, sich vornemlich nur auf sein üppiges Leben berufen, welches ihn doch blos als einen praktischen Atheisten darstellt. Merkwürdiger ist das, was Mornäus von seinen Gesinnungen gegen die wesentlichste Lehre der christlichen Religion, ich meine, gegen die Lehre von Christo anführt. Er sagt nemlich im Mysterio Iniquitatis p. 584, daß Leo X an den Cardinal Bembus unter andern geschrieben habe: Quantum nobis nostrisque *ea de Christo fabula* Profuerit, satis est omnibus seculis notum. Die Erinnerung, die Gundling in den Observationibus selectis ad rem literariam spectantibus Tom. 2. p. 160 hiegegen macht, als wenn die Nachricht hievon, sich blos auf Johann Baläi Aussage gründe, die vom Pabstthum abgefallen sey, läßt sich beantworten.

nicht vielmehr an ihm einen kurzen Inbegriff des Jammers und des Greuels der Verwüstung, der damals in der Kirche herrschte? Mußte nicht dadurch bey den Redlichen der Wunsch, die Kirche gebessert zu sehen, immer lebhafter und feuriger werden? Wurde nicht **Lutherus**, der selbst ein Augenzeuge von den Schandthaten dieses Pabsts und von den Ausschweifungen der Geistlichkeit zu **Rom** gewesen war, wurde er nicht dadurch in den Stand gesetzt, mit desto glücklicherm Erfolge zu arbeiten?

Aber **Luther** war ja selbst nicht fehlerfrey. Er trug ja selbst Schwachheiten an sich, die aus seinen Handlungen so sehr hervorleuchten! — Es ist wahr. Als ein Mensch muste er Fehler haben, und unter allen Verehrern dieses grossen Mannes ist vielleicht noch nie einer so verblendet und abergläubig gewesen, daß er ihn zur Vollkommenheit hätte erheben, oder, wie ein gewisser Schriftsteller sagt, Altäre erbauen sollen, worauf seinem Namen, wie der Gottheit, Opfer dargebracht würden. Was waren es aber für Fehler, die **Luther** an sich trug? Etwa Fehler eines bösen Herzens? Fehler, die seinen Character schändeten, und die ihn zum Aufruhr, zur Rebellion, zu groben Ausschweifungen und Lastern verleiteten? Freylich hat man den guten **Luther** solcher Fehler und eines so giftvollen Herzens beschuldigt; aber nie hat man die dreusten Beschuldigungen erwiesen, womit die Rachbegierde und Spottsucht **Luthern**, den edlen deutschen Mann, belastet hat. Wenn eine Beschuldigung darum wahr wäre, weil sie von Männern herrührt, die sich durch Witz, Gelehrsamkeit und Ansehen empfehlen;

so

so würde man fast verleitet werden müssen, zu glauben, daß **Luther** höchstlasterhaft gewesen sey. Denn Männer von grossem Ansehen, Männer von durchdringenden Scharfsinn und Witz haben es gesagt. Ich nenne diese Männer nicht, weil sie bekannt sind. Ich freue mich aber, wenn ich erwege, daß Witz, Gelehrsamkeit und Ansehen noch lange nicht hinreichend sind, eine falsche Beschuldigung wahr zu machen.

Doch ich wollte ja von den Fehlern **Luthers** reden, und dann zeigen, was für einen vortheilhaften Einfluß sie auf die **Reformation** gehabt haben. Ohnmöglich kann ich, wie mancher hat thun wollen, ihm das als einen Fehler anrechnen, daß sein Umgang sehr munter, seine Einfälle glücklich und scherzhaft, seine Tischreden sehr ergötzend gewesen; daß er bisweilen bey sich Concert gehabt, selbst die Laute gespielt und verschiedne Gesänge componirt hat, die, nach dem Urtheil eines fürtreflichen Mannes *), an Pracht und Rührung, obgleich nicht an Kunst, den Stücken des **Pergolese** gleich kommen. Muß denn eben ein Theologe ein Enthusiast und Pedant seyn? Muß man denn eben, um rechtschaffen und fromm zu seyn, alle Heiterkeit des Gemüths verleugnen, allen unschuldigen Vergnügungen entsagen, und ein gewisses finstres und störriges Wesen annehmen? Wahrhaftig, das verlangt selbst die allerheiligste Religion nicht, die uns vielmehr erlaubt,

mit

*) Des Herrn Regierungsraths Möser zu Osnabrück, in seinem Sendschreiben an Herrn von Voltaire über den Character Luthers. S. 35.

mit den Frölichen frölich zu seyn. Weg also mit dieser unnützen Beschuldigung.

Aber das könnte man ihm mit mehrerm Grunde vorwerfen, daß er sich oft von der grossen Hitze seines Temperaments hat überwältigen lassen, daß er in seinen Handlungen und Reden nicht bescheiden genug gewesen, daß er sich durch die Beschimpfungen seiner Gegner hat reizen lassen, ihnen eben so zu begegnen; daß er sich endlich manche ungestüme und beissende Einfälle erlaubt hat. **Luther** beklagt sich selbst hin und wieder über diese Fehler, und legt ein offenherziges Geständniß davon ab. Schon dieß könnte einigermassen zu seiner Entschuldigung gebraucht werden. Man kann ihn aber noch auf eine andre Art entschuldigen, wenn man die Zeiten und die Verbindungen, worin er lebte, in Erwegung zieht. Diese Zeiten waren aber noch sehr ungebildet, und mit der Feinheit der Sitten noch nicht bekannt. Die traurige Herrschaft, welche die Unwissenheit und der Aberglaube Jahrhunderte hindurch über den menschlichen Verstand ausgeübt hatten, wankte zwar schon, aber sie stand noch, so wie die Macht eines Tyrannen steht, der, wenn er seinen Thron schon von mächtigen Erschütterungen beben sieht, alsdann seine letzten Kräfte sammlet, und alles aufbietet sich zu behaupten. Die Zeit, in welcher Luther lebte, war einer schönen Morgenröthe ähnlich, die einen heitern und lachenden Tag verspricht. Aber der Tag selbst war noch nicht da. Die Wissenschaften hatten noch nicht die Vollkommenheit, den Glanz und die allgemeine Achtung wieder erlangt, die ihnen die Dummheit geraubt hatte. Was Wunder also, daß die Feinheit der

Sitten, die gemeiniglich eine von den glücklichen Folgen der Cultur der Wissenschaften zu seyn pflegt, damals noch nicht sehr ausgebreitet war? Was Wunder, daß es damals noch an der Richtigkeit des Geschmacks fehlte, und daß der Scherz sehr gemisbraucht wurde, so sehr gemisbraucht wurde, daß in manchen Gegenden das gemeine Volk zur Zeit des Osterfests von der Canzel herab mit Harlekinaden belustigt wurde, die man das **Ostergelächter** nannte? Was Wunder endlich, daß der Character der damaligen Zeiten in der heftigen und oft beleidigenden Schreibart **Luthers** sichtbar ist? Allein, wenn auch das, was ich itzt gesagt habe, nicht zur Entschuldigung **Luthers** gereichte, so kann man ihn noch aus andern Gründen entschuldigen. **Zuförderst** kann man das, was **Longin** von allen grossen Genies sagt, daß sie nemlich am wenigsten fehlerfrey sind *), auch auf **Luthern** zueignen. Und in der That ist es besser, ein grosser Mann zu seyn, und nicht die Reinigkeit des Mittelmäßigen zu haben, als bey der Vermeidung aller Fehler sehr mittelmäßig zu seyn. "Ich mag, sagt "**Pope** von Dichtern, ich mag lieber einen erhabnen "und hitzigen Schriftsteller haben, der zwar mannich- "mal, aber allezeit edel sinkt, als die furchtsamen "Reimschmiede, die in ihrer Regelmäßigkeit gezwun- "gen sind, und bey denen uns zwar nichts misfällt, "aber auch nichts sehr ergötzt." Wer wollte wohl lieber **Apollonius** seyn, der, wie **Longin** bemerkt, in seinem Gedichte von den Argonauten niemals wider die Regeln angestossen hat, als **Homer**, der bis-

wei-

*) **Longinus** de sublimitate c. 33. αἱ ὑπερμεγέθεις φύσεις ἥκιστα καθαραί.

weilen geschlummert hat? Wer wollte wohl lieber so fehlerfrey seyn, als **Eratosthenes** in seiner **Erigone**, als so feurig und regellos, wie **Archilochus** oft ist? *) Eben das kann man in gewisser Absicht von allen grossen Männern sagen.

Hiezu kömmt **zum andern** die Erwegung der stolzen, feurigen und zum Theil sehr groben Gegner, mit denen es **Luther** zu thun hatte. Spie man nicht die giftigsten Verläumdungen wider ihn aus, weil er den Aberglauben entwafnen, und diesem Ungeheuer den Kopf zertreten wollte? Wurden nicht seine Schriften auf Befehl des Pabsts **Leo** des X verbrannt? Schrieb nicht **Adrian** der sechste wider ihn einen Brief an den Churfürsten von **Sachsen**, dessen Inhalt einem Pasquille ähnlicher sahe, als einem päbstlichen Schreiben? Wie? Wenn **Luther** bey diesen und vielen andern Angriffen und Beschuldigungen so schüchtern, oder so sanft gewesen wäre, als **Melanchton**? Wie bald würde er überschrieen, und seine gute Sache überwältigt worden seyn! Wie leicht würde man seine Gelassenheit für Blödigkeit, und seine Blödigkeit für ein Merkmal des verlohren gegebnen Sieges gehalten haben! Muth war also nöthig; Feuer wurde erfordert, um über rüstige und Rachgier schnaubende Feinde zu siegen, und um ein Uebel auszurotten, das so tief eingewurzelt war. Dies Feuer hatte **Luther**. Es strömte in seinen Adern, und brach gegen Kayser und Könige und Päbste aus. Mit Heftigkeit brach es aus, und that grosse Wirkungen, die ein sanftes und nachgebendes Herz unter

*) **Longinus** l. cit. c. 33. Ἆρ' ἂν Ὅμηρος ἂν μᾶλλον, ἢ Ἀπολλώνιος ἐθέλοις γενέσθαι.

solchen Umständen nie würde haben thun können. Aus diesem allen läßt sich die Folge leicht herleiten, daß die Fehler **Luthers** der Reformation vortheilhaft gewesen sind, und daß überhaupt heftige und ungestüme Temperamente, so gefährlich sie auch in mancher Absicht sind, dennoch von Gott zu den besten Endzwecken können gebraucht werden.

Bisher habe ich von einzeln Personen geredet, durch deren Fehler die Kirchenverbesserung ist befördert worden. Ich will nun auch derer Fehler Erwehnung thun, die allgemeiner gewesen sind, und eben den Nutzen gestiftet haben.

Zuerst will ich von dem **Eigennuze** reden; aber nicht von dem Eigennutze, der den Pabst **Leo** antrieb, den Todten und Lebendigen die Vergebung der Sünden für Geld predigen zu lassen; nicht von dem Eigennutze oder Misgunst, wodurch, nach der Beschuldigung des **Kochläus** *), **Luther** wider den Pabst aufgebracht und gereizt worden seyn soll, sich von der römischkatholischen Kirche zu trennen, weil nemlich der Ablaßkram nicht den Augustinern, seinen ehemaligen Ordensbrüdern, sondern den Dominikanern eingeräumet wurde; sondern von dem **Eigennuze** der Fürsten und Regenten rede ich, die es voraus sehen konnten, daß die Reformation ihr Ansehen erhöhen, und ihre Macht vergrössern würde. Fast mögte ich diesen Eigennutz nicht einmal einen Fehler nennen.

Denn

*) Kochläus hat diese Beschuldigung nicht erweisen können; Guicciardini und Thuanus haben Luthern selbst von diesem Vorwurf befreyet.

Denn es ist ja pflichtmäßig, die durch List und mit Unrecht geschmälerten Rechte sich wieder zuzueignen. Und waren nicht durch die List der Mönche und durch die Eingriffe der Geistlichkeit damals die Rechte der Grossen sehr geschmälert und ihr Ansehen gekränkt worden? Lasset es aber immerhin einen Fehler, ja sogar ein Laster seyn, so ist es leicht einzusehen, wie viel dieser Eigennutz gewirkt haben müsse, da das Interesse eine der stärksten Triebfedern der menschlichen Handlungen ist. — Der Gedanke, mehr Ansehen, mehr Macht und mehr Güter zu bekommen, feuerte die Mächtigen der Erde damals an, das grosse Unternehmen **Luthers** zu unterstützen. Der heimliche Unwille über die Bedrückungen des Pabstthums fand Gelegenheit auszubrechen, wie ein Feuer ausbricht, das sich in einem eng verschloßnen Zimmer lang verhalten hat, und so bald es Luft bekömmt, in helle Flammen auflodert. Aber der Unwille der deutschen Fürsten, die Luthern zugethan waren, ward nicht eher heftig, als bis die Päbste bluttriefende Bündnisse wider sie machten, und fast die ganze Welt in Harnisch setzten. Da war es nöthig, die drohenden Gefahren und hereinbrechenden Ungewitter mit Gewalt zurück zu halten. Da mußte der Donner des Krieges erwachen. Da musten geharnischte Schaaren aufgestellt werden, nicht um die erneuerte Lehre der Protestanten mit Feuer und Schwerdt auszubreiten, sondern um das Elend abzuhalten, das denen, die sich von dem Pabstthum trennten, zubereitet wurde. Würden aber wohl Könige und Fürsten sich so bereitwillig zum Kriege gerüstet und blutige Schlachten gewagt haben, wenn nicht die Erwartung

grosser Vortheile sie aufgemuntert hätte? Es sey fern von mir, daß ich ihnen hiemit alle edlere Triebfedern und erhabnere Bewegungsgründe ihrer heroischen Unternehmungen absprechen sollte. Das aber glaube ich, daß die Hofnung, durch die Reformation viel gewinnen zu können, einen Antheil daran gehabt habe. Und war denn dieser Eigennutz etwa so unrechtmäßig? Warlich nicht so unrechtmäßig, als der Eigennutz, der die Päbste beseelte, und sie antrieb, der Reformation alle Hindernisse in den Weg zu legen.

Ich komme auf eine Betrachtung, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann, weil sie gar zu deutlich beweist, daß durch ausgebreitete Fehler und Laster die Reformation sey befördert worden. Diesen Beweis finde ich **in dem traurigen Zustande, worin sich die römische Kirche zur Zeit der Reformation befand.** Ich versetze mich, um ein Gemälde hievon entwerfen zu können, in Gedanken in die Zeiten, da die Kirchenverbesserung geschahe. Was für Greuel der Verwüstung erblicke ich aber da! Ich erschrecke über die Unwissenheit, über die Schandthaten, über die falschen Lehren, die eine ganze Kirche überschwemmt haben. Vom Pabst bis zum geringsten Mönch im härnen Kittel sehe ich eine lange Reihe von schrecklichen Vergehungen und unnatürlichen Lastern, für deren einige die Menschheit erzittert. Fast nie hat die Tugend eine traurigere Periode gehabt. Nie ist sie so verwaiset, und von ihren Freunden so sehr verlassen gewesen. Ich sehe mich nach Wahrheit um: aber mit wie viel falschen

Zu-

Zusätzen ist sie durchwebt? wie ist sie vom Aberglauben und Irrthum so entstellt. Wallfahrten, Ablaß, Anbetung der Heiligen, milde Stiftungen, Almosen, die den Klöstern gegeben werden sollen, dies sind die schönen Sachen, die ich allenthalben mit lauter Stimme anpreisen höre. Aber, wie ist dagegen von den ehrwürdigsten Wahrheiten des Evangelii, von der Rechtfertigung des Glaubens alles so still! Wo soll ich die Führer des Volks finden, die mit Einsicht und Treue, die, welche ihnen anvertrauet worden sind, unterrichten? Vergebens suche ich sie. Denn was sind diese Führer anders, als Unwissende, die selbst des Unterrichts bedürfen, und in der Finsterniß tappen, oder Lasterhafte, die mit ihrem bösen Exempel alles vergiften, oder Habsüchtige, denen es nicht darum zu thun ist, Seelen zu gewinnen, sondern Eingriffe in das Eigenthum anderer zu wagen. — So sahe damals die römische Kirche aus, die sich von der ersten christlichen Kirche so weit entfernt hatte, daß man kaum noch eine Spur von dem reinen Charakter derselben finden konnte. Kein Wunder, daß die wenigen Rechtschafnen unter den Katholiken eine Verbesserung der Kirche für unumgänglich nöthig hielten, und sehnlich wünschten. Selbst die Concilia zu **Pisa**, **Costniz** und **Basel** hielten sie für nöthig; und der Pabst **Julius** II schwur sogar bey seiner Krönung einen Eid, die in das tiefste Verderben versunkne Kirche zu reformiren, aber er hielt ihn nicht. Endlich trat **Luther** auf, und die gereinigte Lehre und die Gewissensfreyheit, die er predigte, that erstaunliche Wirkungen, und stürzte den Aberglauben.

Er steht, ein Fels, und spricht, die ihn verdammen,
Vom Joche frey, der edle deutsche Mann!
Die Thronen stehn, und stürzen nicht zusammen
Vom Interdict zu Rom, vom Bann.
Der Glaub' erhebt noch strahlender sein Haupt.
Germanien wird immer heller, glaubt,
Und mit ihm glaubt der freye Brudernorden.
Du bist nicht mehr des Wahnes Hohn,
Bist wieder, o Religion!
Der Tugend Licht und Trost geworden. *)

Würde aber wohl **Luthers** Lehre, oder vielmehr die reine und unverfälschte Lehre des Evangelii, die **Luther** wieder herstellte, einen so schnellen und ausgebreiteten Beyfall gefunden haben, wenn nicht das Verderben, das sich gleich der Pest über die römische Kirche verbreitet hatte, so fürchterlich, und die Unwissenheit und die Laster der römischen Geistlichen so sichtbar gewesen wären?

Hier muß ich einen Einwurf beantworten, zu dem vielleicht diese ganze Betrachtung Anlaß geben könnte. Man könnte nemlich sagen: "Wenn die "menschlichen Schwachheiten und Fehler einen so "starken Einfluß auf die Beförderung der Refor"mation gehabt haben; so ist ja die Reformation ein "blos menschliches Werk, so ist sie ja mit keinen "Spuren ihrer Göttlichkeit bezeichnet, so ist es ja "vielleicht wahr, was ein berühmter Schriftsteller "gesagt hat, daß die Reformation in **Deutschland** "ein Werk des Eigennutzes, in **Frankreich** die "Wirkung eines Gassenliedes, und in **England** "die Frucht der Liebe gewesen sey."

Die

*) Aus der unvergleichlichen Ode, worin Herr **Cramer** neulich den grossen **Luther** besungen hat.

Die Reformation soll also deswegen ein menschliches Werk seyn, weil sie durch manche Fehler und Schwachheiten der Menschen ist befördert worden? Welch ein übel zusammenhängender Schluß! Stehen denn die Veranlassungen und Hülfsmittel einer Sache mit den wahren Ursachen und Quellen derselben in gleichem Range? Oder folgt daraus, daß eine Sache durch gewisse Gelegenheiten und Hülfsmittel **befördert** worden, folgt daraus wohl, daß sie durch diese Hülfsmittel ganz allein **hervorgebracht** und bewerkstelligt worden? Ein lasterhafter Mensch, ein Sclave der Sünde bekömmt oft durch Krankheiten, Armuth und Unglücksfälle eine Gelegenheit und Aufmunterung, sich zu bessern, und er bessert sich wirklich; ist aber wohl deswegen die Armuth, die ihn drückt, oder die Krankheit, die ihn foltert, die einzige und wahre Ursach seiner aufrichtigen Besserung? Ist seine Sinnesänderung kein göttlich Werk? Wenn also die Reformation durch menschliche Schwachheiten ist **befördert** worden, ist sie deswegen ein blosses Werk der Menschen? Ist Gott bey dieser grossen Revolution ein müßiger Zuschauer gewesen? Wer brachte denn die unzählich vielen grossen und kleinen Begebenheiten, die theils vorhergegangen waren, theils damals sich zutrugen, in eine solche Verbindung, in welcher die Reformation möglich und nothwendig gemacht wurde, und ohne welche **Luther** vielleicht mit keinem glücklichern Erfolg, als **Petrus Waldus**, **Wiclef**, **Huß** und **Hieronymus** von **Prag**, den Aberglauben bekämpft und die Religion mit der Vernunft gleichsam wieder ausgesöhnt haben würde? Wer veranstaltete es, daß die Reformation zu einer Zeit

geschahe, die unter allen die bequemste war; zu einer Zeit, da das Verderben der römischen Kirche, die ausschweifenden Laster der römischen Geistlichkeit, die Verfälschung der Wahrheiten des Heils, die Macht des Aberglaubens und der Eigennutz den höchsten Gipfel erreicht hatten; zu einer Zeit, da die Wissenschaften aus dem Staube der Verachtung, unter welchem sie lange verborgen gelegen hatten, wieder hervorgezogen wurden; da die hebräische und griechische Litteratur wieder auflebte, da die Buchdruckerkunst erfunden und verschiedne Akademien gestiftet waren? Woher kam es, daß ein Mann, ohne Geld und Macht, ein so wichtiges Werk unternahm; ein Werk, wozu er vorher nicht einmal einen Entwurf gemacht hatte; ein Werk, wider welches sich unzähliche Feinde, mit Muth gerüstet, setzten? Woher kam der erstaunenswürdige Fortgang dieses Unternehmens, das allem Ansehn nach in der Geburt hätte erstickt werden können? Entweder man muß allen Einfluß Gottes in die Handlungen der Menschen läugnen, oder man muß zugestehen, daß er sich bey der Reformation verherrlicht und hervorstrahlende Beweise seiner Allmacht und Weisheit dabey gegeben habe. O! wie ehrwürdig, wie beruhigend ist diese Wahrheit! Sie glänzt in einem starken und rührenden Lichte, das den Nebel aller Zweifel zerstreut. Sie ist für den Verstand überzeugend, und für das Herz erobernd. Sie entzündet den Geist zum Dank gegen Gott, und belebt alle diejenigen mit freudenvollen Empfindungen, die den Werth der Reformation erkennen und an ihren glückseligen Folgen einen Antheil haben.

Gedan=

Gedanken von den Minnesingern.

Die süssen und liebenswürdigen **Minnesinger!** Wer sie kennt, (aber nur wenige kennen sie,) den entzückt die Zärtlichkeit ihrer Empfindungen, der Reichthum ihrer Gemälde, der hinreissende Wohlklang ihrer Sprache, und der kann sich des sehnlichen Wunsches nicht erwehren, von so gefälligen und lieben Dichtern noch mehr zu lesen, um noch mehr Freude und unschuldvolle Lust aus ihnen schöpfen zu können.

Dieser Wunsch könnte erfüllt werden. Denn ganz gewiß liegen in den grossen Büchersammlungen Deutschlands, und in mancher halbvermoderten Klosterbibliothek noch genug Handschriften verborgen, die mit den Schätzen der **Minnesinger** bereichert sind. Die **wolfenbüttelsche** Bibliothek besitzt einige dieser kostbaren Ueberbleibsel, und es ist ein Glück für unsre Litteratur, daß Herr **Leßing** sie kennt. Er, der den Werth des deutschen Geistes empfindet, wird gewiß, das hoffe ich, diese vergrabnen Schätze ans Licht bringen, und dadurch die Hochschätzung seiner ausgebreiteten Verdienste bey allen Kennern vergrössern.

Die Freunde des Minnegesanges hat zwar Herr **Bodmer** schon mit einigen Schriften *) beschenkt, die schon einen ansehnlichen Theil der Lieder dieser zärtlichen Dichter in sich enthalten. Er sagt es aber selbst, daß die **maneßische** Sammlung, die er vornemlich gebraucht hat, unvollständig sey. Die Sorge der **Maneßen** blieb bey den Liebesgesängen und andern kleinen moralischen Strophen stehen, die sie mit grosser Sorgfalt gesammlet haben. Was für einen grossen Zusatz hätten sie nicht dieser Wohlthat geben können, wenn sie nicht nur die persönlichen Umstände der vortreflichen Dichter aus dem blühenden Zeitalter der schwäbischen Kayser aufgezeichnet, sondern auch eine noch grössere Sammlung ihrer Lieder veranstaltet hätten. Und wie leicht hätten sie das thun können? **Ruedger Maneß**, der Vater, der am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts ein Mitglied des Raths zu **Zürich** war, hatte mit den vornehmsten Geistlichen und Grafen seiner Zeit einen vertrauten Umgang, und sie öfneten ihm den Zugang zu allen Orten, wo Lieder waren. Sein Haus war wie ein den Musen geheiligter Tempel, wo sich die fähigsten Köpfe versammleten, Gedichte zu lesen und zu beur-

thei-

*) Folgende Schriften gehören hieher:

1. Proben der alten schwäbischen Poesie des dreyzehnten Jahrhunderts, Zürich 1748.
2. Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, Zürich 1757.
3. Sammlung von Minnesingern, aus dem schwäbischen Zeitpunkt, 140 Dichter enthaltend, durch Ruedger Maneßen, Zürich 1758. zween Theile in 4.

theilen. Wie glücklich hätte er und sein Sohn uns also machen können, wenn er mehr Lieder der **Minnesinger** für die Nachwelt gesammlet hätte!

Ausser Herr **Bodmern** und seinen Freunden hat sich auch **Scherz** um die Ausgabe einiger Fabeln aus dem Zeitalter der Minnesinger verdient gemacht. Er hat es in der unten angeführten Schrift gethan *), worinn ein und funfzig Fabeln eines ungenannten Dichters enthalten sind, der vermuthlich unter der Regierung des Kaysers **Friedrich** II gelebet hat, und von dem der selige **Gellert** sehr vortheilhaft geurtheilt hat. Vielleicht, sagt er, hätte sich aus den alten Dichtern keiner besser zu einem deutschen **la Fontaine** geschickt, als dieser Ungenannte, wenn er in unsern Zeiten hätte leben sollen. Einem Manne, der in der Art die äsopischen Fabeln poetisch zu erzählen, vermuthlich unter seinen Landsleuten der erste gewesen ist, der also weder an einheimischen Exempeln, noch an den Regeln einen Beystand gefunden hat, und doch mitten in der Finsterniß so glücklich gewesen ist, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem solchen Manne, sage ich, kann man sehr leicht zutrauen, daß er in seiner Art vortreflich müßte geworden seyn, wenn er die Hülfe der neuern Zeiten genossen hätte.

Wei-

*) Philosophiæ moralis Germanorum medii ævi specimina e MSC. nunc primum in lucem publicam producta. Sie sind von 1704 bis 1710 zu Strasburg, wo Scherz Professor war, herausgekommen. Er hat den Fabeln einen weitläuftigen Commentar beygefügt, welches er, wie er sagt, ob typographorum σκληροκαρδίαν thun müssen, weil er sonst keinen Verleger gefunden haben würde.

Weiter sind bisher, wo ich nicht irre, die Bemühungen unsrer Gelehrten, um die Dichtkunst des schwäbischen Zeitalters, nicht gegangen. Ich darf aber nicht vergessen, die Verfasser der **neuen critischen Briefe** hieher zu rechnen *). Sie haben sich durch die unterhaltenden Nachrichten, die sie uns gegeben haben, ein Verdienst erworben, das wir mit Hochachtung erkennen. Aber dieses Verdienst könnte eine noch höhere Stufe erreichen. Herr **Gleim**, der beste Minnesinger unsers Zeitalters, und, wie ich gewiß weiß, ein gefühlvoller Kenner des alten Minnegesangs; Herr **Ramler**, der die Energie und den Reichthum unsrer alten deutschen Sprache vorzüglich einsieht; Herr **Leßing**, der dem Geiste nach ein wahrer Deutscher ist, würden sich dieses grössere Verdienst leicht erwerben können.

Da ich hievon überzeugt bin, so ist es in der That kühn, daß ich, ohne ihre Einsichten zu haben, und, ohne ihren Unterricht abzuwarten, von den **Minnesingern** zu schreiben anfange. Wer beschäftigt sich aber nicht gern mit einer Sache, die er liebt, und die so liebenswürdig ist, als diese? Wer redet, wer schreibet nicht gern davon? Wer entschüttet sich nicht gern der Gedanken, wovon das Herz voll ist? So geht es mir, und auf keine andere Art weiß ich mein Unternehmen zu entschuldigen.

Wer von den **Minnesingern** ausführlich zu schreiben den Entschluß fassen wollte, der würde ein ausgebreitetes Feld haben, auf welchem er sich üben könnte. Er müßte nicht allein ihre Geschichte aus der

*) Zürich 1749.

der Finsterniß, mit welcher sie noch umhüllet ist, hervorziehen, sondern auch über ihre Sprache, die größtentheils unbekannt geworden ist, ein neues Licht ausbreiten, die Zärtlichkeit ihrer Liebe, von der sie so schön gesungen haben, empfindbar machen, ihre verschiednen Charaktere entwickeln, ihre Bekanntschaft mit den **provenzalischen** Dichtern, und den Nutzen, den sie von ihnen gehabt haben, nicht unberührt lassen, und vielleicht noch mehr, als dieses alles. Ich will versuchen, ob ich von diesem allen etwas sagen kann.

Man versteht unter den **Minnesingern** die Dichter, die sich unter den schwäbischen Kaysern im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert in Deutschland hervorthaten. Die Dichtkunst ward damals von diesen würdigen Kaysern ausserordentlich hochgeschätzt. Sie waren zum theil selbst Dichter, und ihr glänzendes Beyspiel, ihre Belohnungen und die Vertraulichkeit, die sie gegen dichterische Genies blicken liessen, erweckte viele schöne Geister unter unsrer Nation, die damals noch sehr roh war. Der Umgang mit den **Provenzalen**, wozu die Kreuzzüge Gelegenheit gaben *), und die damals üblichen poetischen Wettstreite bildeten sie mehr aus, und vermehrten ihre Vortreflichkeit. Könige, Fürsten, Grafen und viel vornehme Herren des deutschen Reichs **), gehör-

*) Siehe die Abhandlung **von dem Einfluß der Kreuzzüge auf die Beförderung der Künste und Wissenschaften**, S. 166 u. f.

) z. E. der **Keiser Heinrich, **Kiunig Chuonrat der Junge**, **Herzog Heinrich von Preßela**, **Margrave Otte von Brandenburg mit dem Pfile**, **Margrave Heinrich von Misen**, **Grave Ruodolf von Niuwenburg**, **Grave Otte von Bottenloube** u. s. w.

hörten zu der Gesellschaft der süssen **Minnesinger**, von denen man hundert und vierzig zählt. Der hohe Rang und die feine Erziehung dieser Herren hatte vielleicht einen Einfluß auf die Artigkeit der Sitten, die wir in ihren süssen Liedern finden, und auf die Anmuth ihrer Sprache, die sich bald nachher verlor und bis auf Vater **Opizens** Zeiten verlohren blieb. Ich habe in der eben jetzt angeführten Abhandlung mehr von ihnen gesagt, und die Gründe bemerkt, warum diese liebenswürdigen Dichter mit dem Untergange der schwäbischen Kayser aufgehört haben. Denn das mit grossen Zerrüttungen begleitete Interregnum nahm seinen Anfang, die Hochschätzung der Dichter hörte auf, **Sicilien** und **Neapolis** gieng mit der Hinrichtung des unschuldigen **Conradins** verlohren, der Umgang mit den **italiänischen** und **sicilianischen** Dichtern verschwand, die **Provence** bekam andre Herren, die Tourniere, bey welchen auch die Dichter beschäftigt waren, kamen in Abnahme, und alles dieses beförderte den Verfall der Dichtkunst, die unter den schwäbischen Kaysern ihr goldnes Zeitalter erreicht zu haben schien.

Der Name der **Minnesinger** ist schon zu der Zeit üblich gewesen, da diese vortreflichen Dichter lebten. Sie haben sich selbst so genannt. Ich beweise es mit folgender Stelle aus **Hartmans von Owe** Gedicht.

Ir minnesinger ú muos ofte misselingen
Das iu den schaden tuot das ist der wan
Ich wil mich ruemen ich mag wol von minne singen
Sit mich dú minne hat und ich sie han

Das ich da wil seht das wil alse gerne haben mich
So muest aber ir verliesen underwilent wanes vil
Ir ringent umbe lieb das úwer niht enwil
Wan müget ir armen minnen solhe minne als ich

das ist:

Ihr Minnesinger euch muß es oft mislingen.
Was euch den Schaden thut, ist der Wahn.
Ich will mich rühmen, ich kann wohl von Liebe singen,
Seit mich die Liebe hat und ich sie hab.
Was ich will, seht, das will auch gerne mich;
Doch ihr verliert der Einbildungen viel.
Ihr ringt nach Lieb', die euch nicht lieben will.
Ihr Armen! möchtet ihr doch lieben, so wie ich.

Minnesinger oder Liebesdichter heissen sie von der Minne, einem Worte, das die zärtliche Neigung beyder Geschlechter gegeneinander anzeigt, und von der Liebe oft, aber nicht allemal unterschieden wird. Her Reinmar von Zweter hat ihren Werth und ihre Unschuld vortreflich beschrieben.

Minne ist ein das beste Wort
Minne ist ein ubergulde ob allen tugenden Kamerhort
Minne ist ein slos der sinne damit man guoti Werk beslieſſen sol
Si ist lere meister reiner sitte
Si wont den küschen lüten und der stete gerne mitte
Man kan ir in der werlte niht gelichen
Wan das man si nennet wibes bilde
Und das si ist dem wisen zam
Si sterket ere truwe und scham
Und ist dabi vil mangem toren wilde

das ist: Liebe ist allein das beste Wort; Liebe ist eine Vergoldung aller Tugenden und grosser Schatz; Liebe ist ein Schloß der Sinne, womit man gute Werke beschliessen soll. Sie ist eine Lehrmeisterin reiner Sitten. Sie wohnt gern mitten unter keuschen Leuten und in Städten. Nichts kann man ihr in der Welt vergleichen, als daß man sie nennt Weibesbild, und daß sie sich zum Weisen hält. Sie stärket Ehre, Treue und Schaam, und flieht dabey die Thoren.

Wie unschuldsvoll, wie rein ist nicht diese **Minne**? Wer wünscht nicht, auch so zu **minnen**, so zu lieben? Wessen Pflicht ist es nicht, von dieser Liebe durchdrungen zu werden, die die Sitten gefällig macht und ein Schmuck der Tugenden ist?

Noch deutlicher hat **Walther von der Vogelweide**, von dem in den **Proben der alten schwäbischen Poesie** *) ein langes Gedicht steht, den wahren Begrif der **Minne** bestimmt, und gesagt, daß sie in einer zwischen zweyen Herzen getheilten Liebe bestehe. Hier sind seine zärtlichen Worte.

Saget mir iemand was ist minne
So west ich gerne ouch darumbe me
Swer sich rehte nu versinne
Der berihte rehte mich wie tuot si we
Minne ist minne tuot si wol
Tuot si we so heisset si niht minne
Sus enweis ich wie si danne heissen sol
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Minne ist zweier herzen wunne
Teilent si geliche, so ist dú minne da
Sol aber ungeteilet sin.
So enkan si ein herze aleine niht enthalten.

das

*) S. 73 = 107.

das ist:

„Sagt mir jemand, was ist die Liebe? so möchte ich „auch gern mehr davon wissen. Wer sich nur recht be„sönne, der riethe mir recht, wie weh sie thut. Liebe ist „Liebe, wenn sie wohl thut; thut sie aber weh, so heisset „sie nicht Liebe, so weiß ich, wie sie dann heissen soll. „— — — — Liebe ist zweyer Herzen Wonne Thei„len sie sich gleich, so ist die Liebe da. Sind sie aber unge„theilt, so kan ein Herz allein sie nicht enthalten. *)„

Man irrt sich, wenn man glaubt, daß, weil diese Dichter von der Liebe ihren Namen haben, sie keinen andern Gegenstand ihrer Lieder gewählt haben, als die Liebe, und die Stärke ihrer Sehnsucht, die Süßigkeit ihrer Freuden, und die Zärtlichkeit ihrer Klagen. Ich finde in den **Proben der alten schwäbischen Poesie**, die ich mit entzückender Freude gelesen habe, ausser den zärtlich schmachtenden Liebesliedern, auch **Fabeln** **), **moralische** **Gedichte**

*) Herr **Lange** hat im zweyten Theile seiner **Sammlung gelehrter Briefe**, wo er einige Minnegesänge sehr schön übersetzt hat, richtig bemerkt, daß diese Dichter die **Minne** sehr scharfsinnig und moralisch unterschieden haben. Indessen gebrauchen sie auch das Wort Liebe, die sie ganz vortreflich oft Herzeliebe nennen, von der unschuldig zärtlichen Neigung des einen Geschlechts zu dem andern. So sagt z. E. **Wachsmuot von Kiunzingen**:

Swer nie leit durh herzeliebe gewan
Der weis ouch niht wie herzeliebe lonen-kan.

d. i. Wem die Liebe niemals Schmerzen verursacht hat, der weiß auch nicht, wie die Liebe lohnen kann.

**) S. 188. 200. 223. 269.

Gedichte *), Schilderungen grosser Begebenheiten und merkwürdiger Personen aus dem damaligen Zeitpunkt **), und beissende Satyren auf einige Päbste, die ich nachher anführen will ***). Sollten wir das Glück haben, mehr Handschriften aus den Zeiten der Minnesinger, oder Sammlungen ihrer vortreflichen Arbeiten kennen zu lernen; so würden wir gewiß, außer den Liedern, die der Freude und der Liebe gesungen sind, noch eine Menge von Gesängen finden, die von andrer Art sind. Sehr wahrscheinlich ist es mir wenigstens. Denn ich mag mich umsehen in der Geschichte, wo ich will, so finde ich, daß, wenn eine Gattung der Poesie einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, und in Gang gekommen ist, sich auch andere Gattungen mit ihr verbunden, und, so zu sagen, in schwesterlicher Vereinigung ihrer Vollkommenheit gemeinschaftlich entgegen gegangen sind. Das weiß ich wohl, daß ein schöpferisches Genie, wenn es unter einer Nation auch dann, wenn sie noch ungebildet ist, hervortritt, einer Gattung der Poesie schnell eine so ausgezeichnete Vollkommenheit geben könne, wie Homer und Oßian ihren unsterblichen Gedichten gegeben haben, ohne daß die andern Gattungen der Poesie zu eben der Zeit eine gleiche Vortreflichkeit erreichen, oder auch nur bekannt sind. Dies ist aber nicht der Fall, der auf die Minnesinger zugeeignet werden könnte. Nicht ein Dichter, nicht ein erfindsamer Geist sang damals als ein Priester der Musen

— — — carmina non prius
Audita — — — —
Virginibus puerisque

Grosse

*) S. 171. 172. 173. **) S. 155. ***) S. 102. 181.

Grosse, zahlreiche Gesellschaften von Dichtern, von königlichen und fürstlichen Sängern, ließen die Dichtkunst ihr Lieblingsgeschäfte seyn, und wetteiferten um den Vorzug. Ist es wohl möglich, daß sie sich nur auf eine einzige Art von Liedern sollten eingeschränkt haben? Ist es möglich, daß sie, von den Reizunzen der Poesie bezaubert, nicht auch ihre Talente auf andere Arten von Gedichten sollten gerichtet haben? Wie gesagt, ich mache mir die süsse Hofnung, daß manche Handschriften, wenn man sie aus dem Staube hervorgezogen haben wird, uns hievon überzeugen werden. Und meine Hofnung ist desto grösser, weil die **Minnesinger** nicht allein viele Gattungen von Liedern und Gesängen durch den Umgang mit den **provenzalischen** Dichtern haben kennen lernen *), sondern, weil ich auch in ihren Gedichten Spuren gefunden zu haben glaube, daß ihnen die Dichter der Griechen und Römer nicht unbekannt gewesen sind. Wie hätten sie aber diese Bekanntschaft haben können, ohne auf den Einfall zu gerathen, die Dichtungsarten, die sie bey ihnen fanden, und die die Natur selbst zu lehren scheint, nachzuahmen? **Die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger** überzeugen uns hievon. Zwar ist es von je her fast unter allen Nationen üblich gewesen, die Lehren der Tugend und Weisheit in Fabeln einzuhüllen; aber diese Fabeln sind gröstentheils Nachahmungen des **Aesopus** und **Avienus**. Die darunter gesetzten lateinischen Mottos sind gröstentheils aus dem **Avienus**, und der Name des **Aesopus** und **Avienus** kömmt in den

*) S. oben S. 167 u. f.

Fabeln selbst bisweilen vor. z. E. am Ende der zwey und sechzigsten Fabel:

Und wand er was gederbe *)
Wart er sis herren erbe
Als der *Ysopus* hat geseit.

ingleichen im Anfange der drey und sechzigsten Fabel:

Ein Wolf eismals hungron began
Als man liset in dem *Avian*.

Die Sprache der Minnesinger hat überaus grosse Vorzüge. Sie ist so wortreich, daß unsre heutige Sprache, wenn man sie mit ihr vergleicht, bisweilen arm zu seyn scheint. Am reichsten ist sie an solchen Worten, die die Bewegungen, das Verlangen und die Wünsche der Seele ausdrücken. Das zärtliche Herz der Minnesinger und ihre feinen Empfindungen haben vielleicht zu diesem Reichthum viel beygetragen. Oft bedienen sie sich auch metaphorischer Ausdrücke, unter denen viele sehr glücklich gewählt sind. Wer sie nicht kennt und nicht recht versteht, findet vielleicht manches Wort, manche Redensart platt und unedel. Aber wie viele Worte haben vielleicht ihren Werth und Nachdruck verlohren? Wie viele verstehen wir vielleicht gar nicht? Wie viel kleine niedliche Dinge konnten sie in ihrer Sprache sagen, da eine Menge von Worten noch gar nicht die Plattheit hatte, die sie erst nachher in den Munde des Pöbels bekommen hat? Ueberhaupt muß man sich, um sie richtig zu beurtheilen, in ihre Zeiten versetzen und ihre Sitten vor Augen haben. Wer unsere

*) gederbe heist stark, bisweilen auch treu.

sere Zeiten und Sitten zum Maasstab annimmt, der muß nothwendig ein falsches und schielendes Urtheil von ihnen fällen.

Auch dies dünkt mich ein Vorzug der minnesingerischen Sprache zu seyn, daß sie in ihren Fügungs- und Verbindungsarten sehr geschmeidig und biegsam ist. Am meisten aber unterscheidet sie sich durch die süsse Melodie und durch den bezaubernden **Wohlklang**, der ihr ganz eigen ist. Ich erstaune, wenn ich diese melodische und tonreiche Sprache mit dem Zeitalter vergleiche, da sie üblich war, und da die Unwissenheit und Barbarey ihr Haupt noch hoch empor hob. Hätten wir vollends die wahre Pronunciation dieser Sprache, so würde sie für uns noch wohlklingender seyn. Die Ursach ihres Wohlklangs liegt so wohl in der Vermeidung vieler und zusammenstossender Consonanten, deren Häufung die Sprache hart macht, als auch in dem Gebrauch vieler Vocalen, sonderlich der zärtlichen Lautbuchstaben E und J. Wie allerliebst klingt es nicht, wenn die Minnesinger sagen **herzelieber liebe Geschieht**, mit welchem Ausdruck sie einen **Liebeshandel** bezeichnen. Welche Süßigkeit haben nicht diese Worte?

Ich bin also minnewise
Und ist mir so rehte lieb ein Wib.
Das ich in den paradyse
Niht so gerne wisse minen lib.

das ist: Mich hat die Liebe so erfüllt,
Und ein Weib ist mir so herzlich lieb,
Daß ich in dem Paradise
Nicht so gerne hätte meinen Leib.

oder auch folgende Worte:

Des hat truren gesiget
Sit si sich min allo lihte bewiget

Darum hat die Traurigkeit gesiegt,
Seitdem sie meiner sich so leicht begiebt.

Und diesen zärtlichen Wohlklang, bey welchen ich das für Liebe schmachtende Herz der Minnesinger zu empfinden glaube, haben sie dadurch in ihrer Sprache mehr ausgebreitet, daß sie in unzählich vielen Worten blos das **i** und **u** gebrauchen, wo wir uns der Diphtongen **ei** und **au** bedienen. Sie sagen z. E. min, sin, wib, lib, zit, bli, bi, sit, liden, pris, wise, Urspring, entbir, fri, rich, schin, vf, tusent. Wir hingegen sagen, **mein, sein, Weib, Leib, Zeit, Bley, bey, seit, Leiden Preis, weise, Ursprung, entbehrte, frey, reich, Schein, auf, tausend.** Welches unter beyden ist dem Ohre angenehmer, und zärtlicher? Ich lasse wahre Kenner urtheilen. Stärker und männlicher kann vielleicht unsre Pronuntiation seyn: das gebe ich zu, und das ist überhaupt der wesentliche Charakter unsrer Sprache. Aber nach meiner ganzen Empfindung halte ich den minnesingerischen Ausdruck für überaus sanft, klingend und den süssen Liedern, in welchen er gebraucht wurde, sehr angemessen. Der Einwurf, daß jetzt der gemeine Mann unter uns eben so spricht, ist fast zu elend, als daß er verdiente beantwortet zu werden. Denn fürs erste, wer hat es denn gesagt, daß die Aussprache des gemeinen Mannes **ohne Ausnahme** schlecht sey? Und hiernächst war ja die Sprache, in welcher die

die Minnesinger gedichtet haben, damals die Sprache des Hofes, der schönen Geister und des feinern Theils der Menschen. Was können sie dafür, daß viele ihrer Worte und Ausdrücke in dem Munde des unwissenden Pöbels etwas Plattes und Niedriges bekommen haben?

Ein grosser Theil des Reichthums ihrer Sprache besteht auch in den Beywörtern. Ich habe eine Menge derselben gefunden, die überaus ansprechend sind. Viele unter denselben sind Diminutiva, die so niedlich und wohlklingend sind, daß sie mich oft entzückt haben. Nicht selten werden diese Beywörter sehr gehäuft, und auch darin habe ich viel reizendes gefunden, und etwas, das der zärtlichen Liebe so sehr gemäß ist, die nicht Worte genug finden kann, den Gegenstand, worauf ihre Sehnsucht und ihre Wünsche gerichtet sind, recht liebenswürdig vorzustellen. Unter vielen Beyspielen will ich nur zwey wählen, die aus des **Kunig Wenzel von Behein** Gedichte genommen sind.

Swie gar ich umbevangen het
Ir klaren zarten ſueſſen loſen lieben lib.

und bald nachher:

Mich ſol din hochgezierter loſer lieber lib
In keinen ſenden Sorgen lan

Wie sehr ist nicht die Stärke der Liebe in diesen gehäuften Beywörtern ausgedruckt worden? Wie schön wird nicht der Leib süß, hochgeziert, lose genannt? Doch die Bedeutung des letzten Worts haben wir vielleicht verlohren, so wie wir leider! durch unsre Sorglosigkeit um die wahren Bedeutungen

gen mancher nachdrucksvollen altdeutschen Worte gekommen sind. Ich kenne einige Gelehrte, die sie wieder hervorsuchen, und ihnen bezeige ich bey dieser Gelegenheit meine Hochachtung.

Bey der Betrachtung, die ich über die Sprache der **Minnesinger** anstellte, fiel mir auch ein, ob sie wohl **rein**, oder mit fremden Wörtern versetzt seyn möchte. Ich forschte nach, und mich dünkt, ich fand sie sehr rein. Doch bedient sie sich mancher Worte, die aus dem lateinischen und französischen entlehnt zu seyn scheinen *). Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß sie aus der damaligen **provenzalischen** und **italiänischen** Sprache verschiedne Worte angenommen hat. Der Umgang mit den **Provenzalen** und **italiänischen** Dichtern der damaligen Zeit, läßt uns kaum daran zweifeln. Bey dem allen aber ist sie von der Sprachenmengerey frey, die unsre Sprache schon seit langer Zeit verderbt hat. **Logau** klagt schon darüber, und leitet sie von den fremden Völkern her, die zu seiner Zeit, das ist, zur Zeit des dreyßigjährigen Kriegs, Deutschland überschwemmten. Hier sind seine Worte:

Die Musen wirkten zwar durch kluge Dichtersinnen,
Daß Deutschland sollte deutsch und artig reden können;
Mars aber schaft es ab, und hat es so geschickt,
Daß Deutschland ist blutarm, drum geht es so geflickt.

Nach

*) z. E. Lampel, eine Klinge, von lamella; Schape, ein Hut oder Kappe, von chapeau, Sot ein Geck Schachtelan von chatelain, Poysun, ein Liebesgifttrank von poison u. s. w.

Nach meiner Absicht habe ich von der Sprache der Minnesingern genug gesagt, ob ich gleich wohl weiß, daß sich noch viel zu ihrem Ruhme sagen läßt. Ich komme nun auf die **Lieder** dieser vortreflichen Dichter. Nichts geht über die reizenden und starken Bilder, in welchen sie die frohen Empfindungen und die Sehnsucht ihrer Liebe schildern; nichts über die Artigkeit und Unschuld der Sitten, die sie mitten unter dem starken Gefühl ihrer Liebe blicken lassen. Meine Leser werden Beyspiele verlangen; ich will also einige anführen. Zuerst will ich das Lied des **Margraven Heinrich von Misen** hieher setzen, das voll vom Enthusiasmus der Liebe ist.

Was hat du Welt ze gebene me
Da von ein ſendu not zerge
Danne wibes minne alleine
Ein wib diu loslich lachen kan
Gen einem wolgemuoten man
Der frœiden iſt niht kleine
Swenne ſi ſtet gegen im ze angeſiht
Un ſo in mit ir ougen giht
Das ſi in von herzen meine
Swer diſen zwein geverig ſi
Und wone mit valſcher huote bi
Der werde zeinem ſteine.

Ja richer Got wie ſanfte es tuot
Den grueſſet wol ein lieblich wib
Dem wird ſo froeiden rich der muot
Das herze und ouch der ſine lip
Hoh uf gen den liuften var
Sin muot der fliuget alſo ho alſam der edel adelar

Do ich die minneklichen erſt an ſech
Do bran ir munt das ſich min herze enzunde

Da

Da von ſo leide ich ſendes ungemach
Das hat gewert daher vil lange ſtunde
Und wirde ouch niemer me geſund
Von miner wunden
Mich heile danne ir roſe rother munt
Des Kus hilft mir und anders niht geſunden.

das iſt:

Was hat die Welt zu geben mehr,
Das eine trübe Noth zerſtör,
Als Weibeslieb' allein.
Ein Weib, das ſchalkhaft lachen kann
Zu einem wohlgeſinnten Mann,
Die Freude iſt nicht klein,
Wenn ſie ihm ſieht ins Angeſicht,
Und dann zu ihm mit Blicken ſpricht,
Daß ſie von Herzen ihn nur meine.
Wer dieſen zweyn Gefahr zuzieht,
Argliſtig lauernd auf ſie ſieht,
Der werd' zu einem Steine.

Ja, reicher Gott, wie ſanfte thut
Es dem, den zärtlich grüßt ein lieblich Weib!
Dem wird ſo freudenreich der Muth.
Das Herz und auch ſein Leib
Fährt hoch durch Lüfte auf,
Sein Muth fliegt hoch, ſo wie der edle Adler auf.

Als ich die Allerliebſte erſt anſah,
Da brandt' ihr Mund, daß ſich mein Herz entzünd'te.
Deswegen leid' ich traurig Ungemach.
Schon hats gewährt ſo manche lange Stunde.
Ich werd auch nimmermehr geneſen
Von meiner Wund',
Mich heile denn ihr roſenrother Mund.
Sein Kuß und anders nichts hilft mir geneſen.

Das ganze Gedicht ist von Empfindungen beseelt. Die Sprache eines Herzens, das das Glück, von einer liebenswürdigen Person geliebt zu werden, über alles schätzt, ist sehr natürlich und stark. Die hohe Freude über den Besitz dieses Glücks, das schmachtende Verlangen nach diesem Besitze, alles ist vortreflich geschildert.

Ein andres Beyspiel nehme ich aus des **Schenken Uolrich von Winterstetten** Liede, worin er die Macht der Liebe und die Schmerzen eines von ihr verwundeten Herzens mit lebhaften Farben mahlt.

Minne heile mine Wunden
Die mir in vil kurzen ſtunden
Von der ſtrale din geſchach
Mich hat ob zwein lichten wangen
Sere ir ougen blik gevangen
Ach was ich dar under ſach
Ein roten munt von roete brinnen
Das betwang mich in dien ſinnen
Das ich ſi muos iemer minnen
Ir blik mir dur min herze brach.

Liebe! heile meine Wunden,
Die in abgekürzten Stunden
Mir dein Strahl verursacht hat.
Mich hat durch zwey glühnde Wangen
Ihrer Augen Blick gefangen.
Ach! was ich darunter sah!
Einen rothen Mund von Röthe brennen.
Das zwang mich in meinen Sinnen,
Daß ich sie muß immer lieben.
Durch mein Herz drang mir ihr Blick,

In der That, es ist schwer aus so vielen vortreflichen Stellen, die ich auf allen Seiten finde, die besten auszuwählen. Aber eine muß ich noch aus dem Gedichte **Walthers von der Vogelweide** anführen, die überaus zärtlich ist. Er redet von seiner Geliebten, und sagt von ihr:

Si ſach mich niht ſwie ſi mich ſchos
Das mich noch ſtichet als es ſtach
Swanne ich der lieben ſtat
Gedenke do ſi us einem reinen bade trat.

Sie sah mich nicht, als ich von ihr verwundet ward.
Ich fühl' den Schmerz noch so, wie sonst,
Wenn ich des lieben Orts gedenke,
Wo sie aus einem reinen Bade trat.

Und dann fügt er folgendes hinzu:

Si hat ein küſſen das iſt rot
Gewunne ich das fur minen munt
So ſtuende ich uf von dirre not
Und wer ouch iemer me geſunt
Swa ſi das an ir wengel leget
Da wer ich gerne nahe bi
Es ſmeket ſo mans iender reget
Als es volles balſemen ſi
Das ſol ſi lihen mir
Swie dike ſis hin wider will ſo gibe ichs ir.

Sie hat ein Küssen, das ist roth.
Bekäm ich das für meinen Mund,
So stünd' ich auf von dieser Noth,
Und wär auch immer mehr gesund.
Wenn sies an ihre kleine Wange leget,
Da wär' ich gerne nah dabey.

Es

Es riecht, wenn man es nur anrührt,
Als ob es voller Balsam sey.
Das soll sie leihen mir;
So oft sies wieder will, so geb' ichs ihr.

Wer sollte wohl glauben, daß diese Dichter, die so stark empfanden und so zärtlich liebten, eine heldenmüthige und fast stoische Enthaltsamkeit bewiesen haben? Und dennoch rühmen sie sich derselben, und ihre Versicherungen scheinen mir nicht übertrieben zu seyn. Die höchste Probe ihrer Sorge für die Ehre und Keuschheit ihrer Geliebten, die sie durch diese Enthaltsamkeit ablegten, die Vortreflichkeit der Sache selbst, und die Hochachtung, in welche sie sich dadurch bey ihnen setzten, erfüllten ihr Gemüth so stark, und erweckten darin so angenehme Einbildungen, daß sie ihre Begierden beherrschten und über sich siegten *).

Ueberhaupt ist die Artigkeit und Unschuld der Sitten liebenswürdig, die die **Minnesinger** nicht nur von sich rühmen, sondern auch mit Nachdruck empfehlen, und als eine Frucht ihrer reinen Liebe ansehn. Diese Lauterkeit ihrer Liebe, die die schändlichen Ausbrüche des unbändigen Affects, der auch Liebe genannt wird, sorgfältig vermied, hatte selbst auf die Feinheit ihrer Empfindungen, dadurch sich ihre Lieder so sehr empfehlen, einen grossen Einfluß. Wären sie Sclaven einer zügellossen Leidenschaft gewesen,

*) Beyspiele hievon habe ich in des Künig Wenzel von Beheim, in des Graven von Bottenloube und Ditmars von Ast Liedern gefunden. S. Proben der alten schwäbischen Poesie S. 3. 19 und 33. ingleichen Critische Briefe S. 380.

sen, sie würden ganz gewiß nicht so sanfte und bezaubernde Lieder gesungen haben. Der Charakter und die herrschende Paßion des Dichters verräth sich gemeiniglich in seinen Gedichten, und die gelingen ihm am besten, die seinem Charakter am gemäßesten sind. Wenn z. E. der **König Wenzel von Böhmen**, der unter den Minnesingern einen ansehnlichen Platz behauptet, der Wenzel wäre, der zugleich die Kayserkrone getragen hat, und von dessen schandvollen Thaten und niederträchtigen Gesinnungen die Geschichtschreiber so viel erzählen; so getraue ich mich beynahe zu beweisen, daß er der Barbar ohnmöglich gewesen seyn könne, für den er ausgegeben wird. Denn ein Mensch von grausamen und die Menschheit entehrenden Gesinnungen kann durchaus nicht ein so zärtliches Lied singen, als der **König Wenzel** gesungen hat. Doch dieser Wenzel ist ganz gewiß nicht der, wegen seiner Unfläthereyen und Grausamkeiten berüchtigte **Wenzel**. Dieser letzte hat gegen das Ende des vierzehenten Jahrhunderts gelebt, folglich zu einer Zeit, da alle Ehre des Minnegesangs wieder erloschen war.

Ich muß wieder zu meiner Betrachtung zurückkehren, von der ich mich nicht hätte entfernen sollen, zumal da die eingeschaltete Kritik, oder was es sonst seyn mag, vielleicht überflüßig war.

Von den unbescholtenen Sitten der **Minnesinger**, von den Lehren der Tugend, die sie uns geben, und von der holdseligen Schamhaftigkeit wollte ich reden, womit ihre Geliebten ihre Worte und Handlungen würzten, und ihren Werth erhöhten. Auch dies

dies muß ich mit Beyspielen erweisen, die ich unter einer so grossen Menge leicht werde finden können. Das erste nehme ich aus **Her Heinrich von Veldig** Liede.

Do man der rehten minne pflag
Da pflag man ouch der eren
Nu mag man naht und tag
Di bösen sitte leren
Swer dis nu siht und iens do sach
O we was der nu clagen mag
Tugende wend sich nu verkeren

das ist:

Als man noch rechter Liebe pflag,
Da pflag man auch der Ehre
Nun will man nichts als Nacht und Tag
Der bösen Sittenlehre.
Wer dies jezt sieht und jenes sah,
O weh! der führt nun grosse Klag,
Daß Tugend sich verkehre *).

Walther von der Vogelweide, dessen Poesie sich in einigen Stellen sehr auszeichnet, bedient sich unter andern der Worte, die von seinen edlen Gesinnungen zeigen.

Swer guotes Wibes minne hat
Der schamt sich aller missetat

Wer gutes Weibes Liebe hat,
Der schämt sich aller Missethat.

Die=

*) Diese Stelle hat Herr Lange im zweeten Theile seiner Briefe übersetzt, und ich habe sie daraus abgeschrieben.

Dieses edle Sentiment legt sich der Dichter nicht allein bey. Von allen, die da lieben, sagt er es, und er scheint es dadurch zu bestätigen, daß er bald nachher von allen Deutschen seiner Zeit, wenigstens von dem gebildeten Theile seiner Nation, rühmt, wie wohlgezogen, wie gesittet und züchtig sie in ihrem Betragen gewesen. Vielleicht ist dieses Lob nicht ganz unpartheiisch. Aber sollte wohl der edle Mann, der von andern nicht vortheilhaften Sachen ein offenherziges Geständniß abgelegt hat *), den bessern Theil seiner Nation so sehr haben loben können, wenn er keinen Grund dazu gehabt hätte? Hier sind seine Worte:

Tütsche man sind wol gezogen
Als engel sind dú wib getan
— — — — —
Tugent und reine minne
Swer die suochen wil
Der sol komen in unser land da ist wunne vil
Lange muesse ich leben dar inne.

Ich han lande vil gesehen
Und nam der besten gerne war
Uebel muesse mir geschehen
Kunde ich ie min herze bringen dar

Das

*) Er bedauert unter andern den Tod Reinmars, eines Minnesingers, und klagt dabey über den Verfall des Minnegesangs.

Ich klage din edle kunst das si ist verdorben
Du kundest al der werlte froeiden meren
So du es ze guoten dingen woltes keren
Mich rüwet din wol redender mund und din vil suesser sanc
Das die verdorben sind bi minen ziten

Das ime wolde wol gevallen
Froemder sitte
Was hulfe mich ob ich unrehte stritte
Tütsche zuht gat vor in allen.

das ist:

Deutsche Leut' sind wohl gezogen,
Engelschön sind alle Weiber da.
Tugend und die reine Liebe
Wer die suchen will,
Der komm' her in unser Land, wo viel Wonne ist.
Lange müß' ich leben drin.

Länder hab ich viel gesehen
Und der besten nahm ich gerne wahr:
Uebel müsse mir geschehen.
Könnte ich mein Herz dahin bewegen,
Daß es je ein Wohlgefallen,
An auswärtger Sitte hätt'.
Nichts hülf' es, wenn ich mit Unrecht sagte,
Deutsche Zucht geht vor in allen.

Soll ich noch Beyspiele von der reizenden Schamhaftigkeit und Sittsamkeit der Geliebten anführen, die die **Minnesinger** besingen? Nur eins will ich meinen Lesern mittheilen, und ich hoffe, es wird ihnen gefallen. Eben der **Walther von der Vogelweide**, den ich schon oft genannt habe, überreichte einst seiner Geliebten einen kleinen Blumenstrauß. Sie nahm ihn mit der holdseligsten Mine an.

Si nam das ich ir bot
Einem kinde vil gelich das ere hat
Ir wangen wurden rot
Sam dú rose da si bi den lilien stat
Des erschamten sich ir liehten ougen
Do neig si mir vil schone
Das wart mir ze lone.

Sie nahm das, was ich ihr anbot,
Gleich einem Kind', das Ehre hat.
Ihre Wangen wurden roth,
Wie die Rose, wenn sie unter Lilien steht.
Schamvoll waren ihre hellen Augen.
Lieblich neigte sie sich mir.
Das ward mir zu Lohne.

Im Vorbeygehen sagte ich vorher, daß die **Minnesinger** in ihren Liedern sehr oft wider die Päbste eifern. Ich halte es der Mühe werth, auch hievon etwas zu sagen. Wem die Geschichte der damaligen Zeiten bekannt ist; wer es weiß, wie sehr die Päbste, **Urban** III, **Honorius** III, **Gregorius** IX, und andre, wider die **schwäbischen** Kayser getobt und den Bannstrahl oftmals auf sie niedergeblitzt haben, weil sie die grosse Macht dieser Kayser mit scheelen Augen ansahen und ihr eifriges Bemühen, die gekränkte kayserliche Autorität wiederherzustellen, nicht dulden konnten; wer endlich erwegt, wie huldreich die **Minnesinger** von den schwäbischen Kaysern beschützt worden sind, und was für einen Antheil ihr Herz an denen Verfolgungen, die sie von den Päbsten erlitten, genommen haben müsse, der kann den Grund leicht einsehen, warum sie der Päbste nicht gar zu rühmlich gedacht haben. Bald machen sie sich über die Habsucht derselben lustig, bald eifern sie über die traurigen Unruhen, die sie dem deutschen Reiche zuzogen, bald spotten sie über die Pabstwahl. Von allen habe ich Beyspiele gefunden, von denen ich nur zwey anführen will.

Ahi wi kristenliche nu der babest lachet
Swanne er sinen Walhen seit ich hans also gemachet

Das

Das er da. seit des solt er niemer han gedaht
Er gihet ich han zwene allaman under eine krone braht
Das si das riche suln stoeren und wasten
Ich han si an minen stok gemennet ir guot ist alles min
Ir tütsches silber vert in minen velschen schrin.

Ach! wie nun der Pabst so christlich lachet,
Wenn er zu seinen Welschen sagt: ich habs also gemachet.
Hätt' er doch das, was er da sagt, niemals gedacht.
Er spricht: ich hab zween Deutsche unter eine Kron' gebracht.
Daß sie das Reich zerstören und verwüsten.
Ich habe sie an meinen Stock geführt; ihr Gut ist alles mein;
Ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrank hinein.

Wie launisch, wie gesalzen ist nicht diese Abschilderung des Pabsts, der an Zwietracht sein Wohlgefallen findet, und nach fremden Gütern geizt. Eben so spöttisch ist das, was **Reinmar von Zweter** von der Pabstwahl sagt. Er hatte Ursach es zu sagen, wenn er auch dem Kayser und dem Reiche nicht so ergeben gewesen wäre, als ich in einigen Stellen seiner Gedichte bemerkt habe. Ich will seine eignen Worte hersetzen.

Wie kunden si nah Gottes eren einen rehten babst erweln
Romere sind niht heilig gar
Also sint die cardinal ob ichs gesprechen tar
Swen si unheiligen erwelnt den wellent si vür heiligen zeln

Unrehte weler welnt vil dike unrehte
Die Gottes erwelten die sint sine knehte
Swer Gottes erwelter babest were
Nach dem orden Melchisedech
Dem er krone und kelch verlech
Der wer uns wol ze Rome vaterbere

das ist:

Wie könnten sie zu Gottes Ehre einen rechten Pabst erwählen?
Die Römer sind nicht alle heilig.
Auch sinds die Cardinäle nicht, (wenn ich es sagen darf).
Wenn sie Unheilige erwählen,
Die wollen sie den Heiligen zuzählen.
Unrechte Wähler wählen oft Unrechte.
Die Gott erwählt, die die sind seine Knechte.
Wär' ein Pabst von Gott erwählt
Nach der Ordnung Melchisedek,
Verliehe er ihm Kron und Kelch,
Der Pabst würd' uns zu Rom ein wahrer Vater seyn.

Nun wünschte ich von einer Sache recht viel sagen zu können, die für alle wahre Freunde der Minnesinger sehr unterhaltend seyn würde. Sie besteht darin, daß man zeigte, wie viel Nutzen diese süssen Dichter aus dem Umgange mit den **Provenzalen** geschöpft, wie sie den Geist der Poesie derselben nachgeahmt, wie sie die Erfindungen derselben genuzt, wie sie manche feine Wendung, manchen hervorstechenden Gedanken ihnen abgeborgt, und vielleicht noch mehr ausgebildet und verschönert haben. Aber diese Sache ist mit so vielen Schwierigkeiten umzäunt, die ich mich nicht getraue aus dem Wege zu räumen, wenn

wenn ich auch noch mehr Kräfte hätte, als ich zu besitzen jemals fähig bin. Vornehmlich würde eine tiefe Kenntniß der alten provenzalischen Sprache dazu erfordert werden. Wie viel Zeit, wie viel Mühe würde aber nicht dieses Studium kosten? Und ausserdem, wie viel kann man uns denn noch von dieser erloschnen Sprache und von der wahren Bedeutung, von dem Nachdruck und von der Schönheit ihrer Worte sagen? Am besten, dünkt mich, und am leichtesten würde sie uns einer von denen Gelehrten, die in **Sardinien**, **Valencia**, **Catalonien** und **Majorca** leben, wieder bekannt machen können. Denn in diesen und andern Ländern ist sie ehedem von allen feinen und cultivirten Leuten gesprochen worden, und hat noch sehr viele Spuren von sich zurückgelassen. Ferner, wie wenig wissen wir von den Liedern der vortreflichen **Provenzalen**? Auch sie liegen, wie die unschätzbaren Lieder der **Minnesinger**, noch in den Bibliotheken zu **Paris**, **Florenz**, **Rom** und andern Orten vergraben, und kein Mensch denkt daran sie hervorzuziehen, ob sie es gleich so sehr verdienen. Geschähe das, o! was für Entdeckungen, was für Eroberungen würden alsdenn gemacht werden können! Welch ein Licht würde dadurch auch über die dunkle Geschichte der Minnesinger ausgebreitet werden! Dann würde man den Einfluß der provenzalischen Poesie, deren goldnes Zeitalter im eilften, zwölften und dreyzehnten Jahrhundert war, auf den Minnegesang leichter darthun können. Ich vermuthe es nicht nur, sondern ich glaube es mit Grund, daß dieser Einfluß sehr groß gewesen sey. Einige Gründe habe ich schon bey einer andern Ge-

 legen-

legenheit angeführt *), und ich verdanke es den Verfassern der critischen Briefe recht sehr, daß sie im Begrif gewesen sind, uns von der genauen Uebereinstimmung der Minnesinger mit den Provenzalen zu unterrichten. Wie sehr wünschte ich, daß sie viel davon gesagt hätten. Sie führen ein Beyspiel an, an welchem diese Uebereinstimmung so sichtbar ist, daß man fast verleitet wird, zu glauben, der Minnesinger, Grave Ruodolf von Nüwenburg, habe den provenzalischen Dichter, Folquet de Marseille übersetzt. Dieser letzte sagt unter andern:

"Ich kann nicht von ihr lassen, und kann sie "doch nicht besitzen; ich komme nicht weiter, und "kann doch nicht zurückbleiben. Ich bin wie der, "der mitten auf dem Baume steht, und darauf "gleichsam angeheftet ist: er kann nicht herunter"steigen, und nicht höher klimmen, weil die Furcht "ihn daran hindert."

"Ich habe meiner zu spät wahrgenommen, als "einer, der alles verlohren hat, und dann erst "schwört, daß er nicht mehr spielen wolle. Doch "ist es ein Glück für mich, daß ich den grossen Be"trug der Liebe noch gemerkt habe. Sie hat mich "mit einer freundlichen Mine mehr als zehn Jahre "aufgehalten, und mich immer vertröstet, wie ein "böser Schuldner, der zwar verspricht, aber nie"mals bezahlt."

Kann

*) in der oben stehenden Abhandlung von dem Einflusse der Kreuzzüge auf die Beförderung der Künste und Wissenschaften, S. 167 u. f.

Kann man eine größre Uebereinstimmung finden, als die ist, die sich zwischen diesen Worten und den folgenden Versen des **Graven Ruodolf von Nüwenburg** befindet? Ist es wohl wahrscheinlich, daß zween Dichter nicht nur so harmonisch denken, sondern auch fast einerley Worte gebrauchen sollten, ohne einander gelesen zu haben? Man urtheile selbst aus dem, was ich hier beyfügen will, ohne es doch zu übersetzen, weil es in den vorigen Strophen des **Folquet** fast schon übersetzt ist.

Gewan ich ze minnen ie guoten wan
Nu han ich von ir werden troſt noh gedingen
Wan ich enweis wie mir ſule gelingen
Sit ich ſi mac weder laſſen noh han
Mir iſt als dem der uf den boum da ſtiget
Und niht hoher mac und da mitten blibet
Und ouch mit nihte wider komen kan
Und alſo die zit mit ſorgen hine vertribet

Mir iſt als dem der da hat gewant
Sinen muot an ein ſpiel und er da mitte verlüſet
Und ers verſwert ze ſpate ers doch verküſet
Alſo han ich ze ſpate erkant
Der groſſen liſte die minne wider mich hat
Mit ſchonen geberden ſi mich zuo ir brahte
Und leitet mich als böſe geltere tuot
Der wol geheiſſet und geltes nie gedahte.

Beym Lesen der **Minnesinger** habe ich mich auch von dem **Sylbenmaaße** ihrer Lieder und von dem **Plan** derselben zu unterrichten gesucht. Vergeblich aber habe ich mich bemüht, ein regelmäßiges Sylbenmaas und eine richtige Beobachtung der Quantität zu finden. Es kann seyn, daß uns die

Quantität der Sylben, so wie sie der Aussprache der **Minnesinger** gemäß ist, nicht mehr recht bekannt ist. Wenn ich aber die unter uns übliche Quantität zum Maaßstabe annehme, und dann zu scandiren anfange; so strauchle ich oft, und weiß mir nicht zu helfen. In einer und eben derselben Strophe, die sich mit dem jambischen Sylbenmaaße anzufangen scheint, folgen bald nachher Trochäen, oder einzelne Daktylen, und dann wieder Jamben. Nur selten scheint die Abmessung der kurzen und langen Sylben richtig beobachtet zu seyn. Die Strophen selbst sind sowohl in Ansehung der Anzahl der dazu gehörigen Verse, als auch der Sylben, woraus jeder Vers besteht, sich sehr oft ungleich. In dem Gedichte des **Margraven Otte von Brandenburg** bestehn die Strophen bald aus acht, bald aus sieben Versen, und die Verse enthalten bald eilf Sylben, bald weniger. Von den provenzalischen Dichtern hat **Velazquez** *) bemerkt, daß sie sich gemeiniglich des eilfsylbigen Verses bedient haben. Das finde ich bey den **Minnesingern** nicht häufig; öfter habe ich kürzre Verse wahrgenommen, und auch solche, die aus sechzehen und mehrern Sylben bestehen. Von diesen leztern kommen im **Walther von der Vogelweide**, im **Tanhuser** und im **Reinmar von Zweter** sehr viele vor. Aus diesem allen glaube ich die Folge herleiten zu können, daß die **Minnesinger** mit dem Sylbenmaaße und dessen

*) in der Geschichte der spanischen Dichtkunst, die der Herr Prof. Dieze mit vortreflichen Anmerkungen bereichert, 1769 herausgegeben hat, S. 60.

dessen Symmetrie nicht sehr bekannt gewesen sind, oder sich doch darum nicht bekümmert haben.

Daraus aber, daß die Minnesinger sehr oft ungleiche Verse unter einander mischen, und sich der vers irreguliers, wie sie von den Franzosen genannt werden, bedienen, daraus mache ich ihnen so wenig einen Vorwurf, daß ich es vielmehr in vielen Fällen lobe. Die gleiche Länge der zu einer Strophe gehörigen Verse verursacht eine gewisse Gleichförmigkeit, die zwar nicht misfallen kann, wenn das Gedicht selbst fürtreflich ist, die aber, wie Herr Schlegel bemerkt hat, bisweilen hinderlich ist, daß der besondre Charakter des Liedes nicht deutlich genug ausgedruckt werden kann. Aus diesem Grunde, sagt er, haben unsre neuern Dichter die Mischung von Versen, die eine verschiedne Länge haben, wieder hervorgesucht, und dadurch ihren Liedern neue Vorzüge verschaft. In der That, wenn diese Mischung mit Geschmack geschieht, und wenn dabey das Urtheil des feinen Ohrs zu Hülfe genommen wird, so kann sie den Wohlklang des Verses und den charakteristischen Ausdruck desselben sehr befördern. Wenn sie aber ein Werk des Zufalls ist, wenn das Maaß der Verse bald aus Gemächlichkeit, bald aus Unvermögen, einen Gedanken kurz zu fassen, verlängert oder verkürzt wird; so kann der damit verbundne Vortheil so wichtig eben nicht seyn. Sollten aber wohl die Minnesinger aus so schlechten Ursachen ein ungleiches Sylbenmaaß gebraucht haben? Ich kann es mir nicht vorstellen. Denn sie haben ja in so vielen Fällen ein übereinstimmiges Sylbenmaaß zu beobach-

ten gewußt; sie haben ja so sehr für den Reiz ihrer Lieder gesorgt; und endlich hatten sie ja eine Sprache, die wegen der freyen Wortfügung, die ihr eigen ist, sich nicht weigerte, allerley Sylbenmaaße anzunehmen.

Fast habe ich bey keinem eine grössere Abwechselung des Sylbenmaaßes wahrgenommen, als beym **Meister Chuonrat von Würzburg**. Er bedient sich unter andern der Dactylen, die er mit trochaischen Versen abwechseln läßt, bey denen die Cäsur oft sehr richtig ist. Gewundert habe ich mich unter andern, daß dieser Dichter nicht selten eine Kenntniß der alten Geschichte und der Mythologie blicken läßt. Eben hievon habe ich auch bey vielen andern Minnesingern Spuren gefunden, und fast möchte ich daraus muthmassen, daß sie mit den Dichtern der Griechen und Römer nicht ganz unbekannt gewesen, und vielleicht manches Gemälde, manchen feinen Zug daraus entlehnt haben. Doch dies ist nur eine Muthmassung. Aus dem Gedichte des **Meister Chuonrat** will ich ein paar Beyspiele anführen, und ich kann hoffen, daß meine Leser mir diese kleine Ausschweifung vergeben werden. Er thut des trojanischen Krieges Erwehnung, den **Paris** durch die Entführung der **Helena** veranlaßte. Er redet von dem Gotte des Krieges, und beklagt den Abbruch, den er der Liebe gethan.

Her *Mars* der rihset in dem lande
Der hat den werden got *Amur*
Verhert mit roube und ouch mit brande
Des sint die minne worden sur.

Er

Er ruft die Venus an, und bittet sie, sich mit ihrem Sohne Amor zu vereinigen, und in die Herzen der kalten Krieger ihr Feuer auszugiessen.

Venus vil werdü künigin
Wache ein frowe ist an der zit
Din sun *amur* der beitet *) din
Ir varent sament in den strit
Wirf din für und ouch din zunder
In ir herze mit gewalt.

Noch ein paar Worte von dem Reime, dessen sich die Minnesinger beständig bedient haben. Ihre Sprache scheint dazu ausserordentlich geschickt und an Worten, die gleiche Endungen haben, sehr reich gewesen zu seyn. Bisweilen gebrauchen sie lauter männliche Reime, wie der Taler in den beyden letzten Strophen seines Gedichts. Bisweilen häufen sie viel weibliche Reime. Mehrentheils aber wechseln beyde mit einander ab. Wenn es wahr ist, was ein Kunstrichter bemerkt hat, daß die Häufung der Reime in gewissen Gedichten von einem scherzhaften Tone zum Schmuck und zur Zierde dienet; so glaube ich, dieses an den süssen Liedern der Minnesinger sehr oft bemerkt zu haben. Der Reim in ihren Gesängen fließt überaus leicht, und scheint sich ihnen von selbst dargeboten zu haben, ohne gesucht worden zu seyn. Sie haben ihn völlig in ihrer Bothmäßigkeit, und es trift bey ihnen das ein, was Boileau von dem Reime sagt.

La rime est un esclave et ne doit qu'obeir.

Die

*) beiten heißt warten.

Die ungleiche Abmessung und die ungebundne Mannigfaltigkeit ihrer Verse, auch die unsichre Quantität der Sylben in ihrer Sprache, machte den Reim für sie fast unentbehrlich. Nicht aber allein nöthig war er ihnen, sondern auch ein sehr nützlicher Zierrath ihrer Gedichte. Er hat auch bey ihnen wegen der Anmuth der Symmetrie, die er mit sich führt, ein Recht, uns zu gefallen. Auch in ihren Gedichten, wo der Gedanke sich gemeiniglich mit dem Verse schließt, ist er ein sehr nützliches Mittel, den Schluß des Verses desto sinnlicher zu machen. Auch ihren kleinen Liedern giebt er sehr viel Angenehmes, und einen gewissen Reiz, der ohne Reim nicht statt finden würde. Hätten indeß die **Minnesinger** weiter nichts gethan, als gereimt, und hätten sie auch noch so glücklich gereimt; so würden sie nicht viel mehr werth seyn, als der größte Haufe unsrer alten **Meistersänger**, die die Kunst zu reimen vortreflich verstanden, ohne in den Sachen und in dem Ausdruck Dichter zu seyn. Ich rede von den Meistersängern, die im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert und noch später, geistlose Lieder schmierten, und gröstentheils aus dem niedrigsten Pöbel der Dichter bestanden *). Die Meistersänger, die zur Zeit der Minnesinger bekannt gewesen sind, kann ich nicht meinen; sonst müßte ich die liebenswürdigen Dich-

*) von diesen und vielen andern Meistersängern, und von ihrer ganzen Kunst handelt **Wagenseil** von der Meister-Singer holdseligen Kunst Anfang, Fortgang, Nutzbarkeit und Lehrsätzen, Altorf 1697, ingleichen **Morhof** im Unterrichte von der deutschen Sprache und Poesie, S. 276 und 306.

Dichter, von denen ich bisher geredet habe, zugleich verurtheilen. Denn einige meiner Minnesinger sind zugleich Meistersänger gewesen, z. E. Walther von der Vogelweide, der Tanhuser, Wolfran von Eschilbach *), Boppo, Meister Sigeher, Meister Heinrich Vrouwenlop, der tugendsame Schreiber, Meister Chuonrat von Würzburg, und viele andere **). Aber nicht alle Meistersänger waren Minnesinger. Den Marner z. E. von dem in den Proben der alten schwäbischen Poesie ***) einige Gedichte stehn, möchte ich nicht gern unter diese Anzahl setzen. Er erzählt zwar manche drollige Fabel, oder giebt in der ernsthaften Sprache eines Moralisten manche gute Lehre; aber von der Liebe sagt er fast gar nichts, und was er davon sagt, ist mittelmäßig. Verschiedener Minnesinger thut er in einem seiner Gedichte Erwehnung, und nennt sie auch Meistersänger.

Sanges meister lebent noch si sind in todes vart.

Gegen einen unter ihnen, der Reinmar von Zweter heißt, scheint er aufgebracht gewesen zu seyn, viel-

*) Die Gedichte dieses Eschilbach sind im Jahr 1477 in einem Folianten ohne Meldung des Orts gedruckt worden. Ich habe diese Nachricht in den Beyträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache Th. 2. S. 441 gefunden.

**) In den oft angeführten Proben der alten schwäbischen Poesie stehen einige Gedichte von ihnen, S. 73. 151. 236. 255. 261 u. s. w.

***) S. 220 u. f.

vielleicht weil er den hervorstechenden Werth desselben mit Unwillen und Verdruß empfand. Er beschuldigt ihn des Geizes, Hasses und Neides; er ruft so gar Wehe über ihn, und redet mehr als verächtlich von ihm. Es muß also auch wohl damals schon unter den Gelehrten und schönen Geistern Mode gewesen seyn, sich hämisch anzufeinden und bittre Vorwürfe zu machen. Ich will nur ein paar Verse des **Marners** anführen.

We dir von Zweter regimar
Du nuwest mangen alten vunt
Du speltest als ein melwe ein har
Dir wirt us einem orte ein pfunt

und bald nachher heißt es:

Bi dir so sint dri wunder tier
Das ist der git has und nit du doene dieb.

Den Namen der **Meistersänger** haben die damaligen Dichter vermuthlich daher bekommen, weil sie die von hohen Standespersonen verfertigten Lieder in Gegenwart des Frauenzimmers abzusingen oder zu lesen pflegten, damit ohne Rücksicht auf das Ansehen und die Würde der Verfasser ein unpartheyisches Urtheil von diesen Liedern gefällt werden möchte. Schon unter der Regierung des Kaysers **Friedrich I** wurden in der kayserlichen Burg solche Uebungen angestellt, wobey die, welche sich hervorthaten, von dem Frauenzimmer beschenkt wurden. Die Meistersänger scheinen eine Aehnlichkeit mit den αοιδοις oder Sängern gehabt zu haben, deren es in Grie-

Griechenland sehr viele gab, wie man aus folgenden Worten Hesiodi *) schliessen könnte, wenn es nicht schon bekannt genug wäre.

Καὶ κεραμεὺς κεραμεῖ κοτέει καὶ τέκτονι τέκτων,
Καὶ πτωχὸς πτωχῷ φθονέει, καὶ ἀοιδὸς ἀοιδῷ.

Ich stelle mir vor, daß unsre deutsche Meistersänger die Nachfolger der von den alten Bewohnern Deutschlands so hochgeschätzten **Barden** sind. Denn als die christliche Religion in unser Vaterland eingeführt wurde, und das Ansehen der Barden und ihrer Lieder nach und nach verlohren gieng; so beschäftigte sich vielleicht noch ein ganzer Stand der Nation damit, ihre eigne oder fremde Lieder abzusingen; ein Geschäfte, das sowohl als ein Mittel der Unterhaltung gebraucht wurde, als auch ehrenvoll war, weil auch die Grossen und Vornehmen diese Sänger ihres Beyfalls würdigten. Aber nicht bey den Deutschen allein, sondern bey vielen andern Völkern findet man in den mittlern Zeiten solche Meistersänger. **Thomas Percy** hat dieß unter andern von den Engländern bewiesen, deren Sänger Minstrels hiessen **). Sie werden auch in alten lateinischen Chroniken ioculatores, mimi und histriones genannt, vermuthlich weil sie das Absingen ihrer Lieder mit einer gewissen Vorstellung durch die Bewegung des Körpers begleiteten. Einige derselben standen

*) ἔργα καὶ ἡμέραι, v. 25. 26.

**) im ersten Bande der von ihm herausgegebnen Reliques of ancient english Poetry, die 1765 zu London in drey Bänden in 8vo ans Licht getreten sind.

standen bey grossen Herren oder vornehmen Familien in Diensten; andre zogen im Lande umher. Der Verlust der Achtung, die sie sonst genossen, und der veränderte Geschmack machte, daß sie in den größten Verfall geriethen, und durch schlechte Aufführung ihre Kunst so verunedelten, daß sie unter der Regierung der Königinn **Elisabeth** für Landstreicher und lüderliches Gesindel erklärt wurden. Der vorhergenannte Verfasser führt noch mehr merkwürdige Umstände von ihnen an. Ich wünschte, daß, wie er gethan hat, auch ein Deutscher auf den glücklichen Einfall kommen möchte, **Ueberbleibsel der alten deutschen Dichtkunst** herauszugeben. Das müßte aber ein Mann thun, der mit der Liebhaberey des Alterthums eine genaue Kenntniß unsrer alten Sprache und einen feinen Geschmack verbände.

Bey der Betrachtung, die ich über die **Minnesinger** angestellt habe, ist oft eine Bewundrung ihrer zärtlichen Empfindungen und ihrer ganz von Liebe athmenden Lieder in mir rege geworden. Ich habe mich darüber gewundert, daß sie zu einer Zeit, die noch sehr roh, und in mancher Absicht barbarisch war, nicht nur die Macht des zärtlichsten Affects in einem so hohen Grade haben empfinden, sondern auch davon in bezaubernden Liedern singen können. Aber meine Verwunderung hört auf, wenn ich mir andre Nationen vorstelle, die von dem, was wir Cultur und Sitten nennen, viel weiter entfernt gewesen, und dennoch Sänger vortreflicher Liebeslieder unter sich gehabt haben. Warum sollten sie sie auch nicht haben können? Sind

denn

denn etwa zärtliche Neigungen und edle Triebe nur ein Eigenthum derer, die verfeinerte Sitten, und eine durch das Licht der Wissenschaften aufgeklärte Seele haben? Sagen es uns nicht viele Beyspiele, daß man bey sehr guten Einsichten ein gegen Freundschaft und Liebe unempfindliches Herz haben könne? Ist nicht hingegen mancher verachtete und in niedrigem Stande lebende Mann ein zärtlicherer Vater und ein gefühlvollerer Ehegatte, als der, den Gelehrsamkeit und studierte Sitten auszeichnen? Warum sollten nicht also unter solchen Völkern, zu denen nicht einmal ein matter Schimmer der Gelehrsamkeit gedrungen ist, weichgeschafne und den sanften Empfindungen der Liebe empfängliche Seelen seyn können? Ich berufe mich auf die Lieder vieler incultivirten Nationen, die voll Zärtlichkeit und Sehnsucht der Liebe sind. Es kann seyn, daß die Verfasser dieser Lieder die Liebe viel stärker und feiner vorgestellt haben, als es den wirklichen Sitten ihrer Nation gemäß war; würden sie aber auch wohl im Stande gewesen seyn, das zu thun, wenn wenigstens ihre Herzen die Liebe und ihre sanften Regungen nicht gekannt hätten? Man hat vortrefliche **Ballads** der Britten *), man hat Lieder der **Cannibalen**, Lieder, die die **Haravecs** der Peruaner gesungen haben **), man hat lettische **Dainos** und **Morse**fau

*) Alle Lieder wurden sonst bey den Engländern Ballads oder Ballets genannt. In der 1573 herausgekommnen englischen Bibel heißt daher das hohe Lied Salomonis The Ballet of Ballets of Salomon.

**) Haravec bedeutet Erfinder; eine Benennung, die mit dem Namen der Troubadours, der auch Erfinder

faurog *) der Lappländer; und alle beweisen, daß auch da, wo noch Barbarey herrscht, natürliche Zärtlichkeit der Empfindung seyn könne. Vielleicht sind einigen meiner Leser diese Lieder unbekannt. Sie werden es also, wie ich hoffe, nicht ungern sehen, wenn ich zwey derselben zum Beschluß beyfüge. Das erste ist ein lappländisches Lied, das **Scheffer** **) mit andern Liedern anführt, und wovon im 406ten Stück des **Zuschauers** eine Uebersetzung befindlich ist ***). Es enthält die Anrede eines Liebhabers an sein Rennthier, dergleichen in **Lappland** sehr häufig sind, und den Reichthum vieler Lappländer ausmachen. Die Sprache des Gedichts ist sehr natürlich. Die Unruhe über die Entfernung der Geliebten: die Dunkelheit des Weges, auf welchem der Liebhaber wandelt; die Ungedult, die sich bey aller Geschwindigkeit, mit welcher er forteilt, in ihm regt; sein freudiges Erstaunen über den unerwarteten Anblick seiner sich badenden Schönen,

der bezeichnet, die größte Aehnlichkeit hat. Garcilaßo de la Vega handelt in Historia Peruviana c. 27 von ihnen, und der Poesie der Peruaner. Die Haravec sind besonders in Liebesliedern glücklich.

*) Diesen Namen führt Morhof im Unterricht von der deutschen Sprache S. 377 an.

**) Lapponiæ c. 25.

***) Im 366ten Stücke steht ein andres lappländisches Lied, das dieses beynahe übertrift. Kleist hat es vortreflich nachgeahmt. Siehe seine Werke S. 42. Beyspiele von den vorher angeführten lettischen Dainos stehen im zweyten Theile der Litteraturbriefe S. 242. u. f.

nen, alles ist vortreflich geschildert, und in dem Originale gewiß noch schöner, als in der Uebersetzung. Hier ist das Lied selbst.

Mein Rennthier, lauf! und laß uns hurtig seyn
In dieser Wüsteney, auf der verliebten Reise.
Mein Rennthier, lauf! dein Schritt ist noch zu klein:
Der Liebe heisser Trieb begehrt des Blitzes Weise.

Rings um uns her ist sumpfigter Morast,
Die Sonne nimmt uns bald die holden Stralen wieder.
Da gehn wir matt; man tappt im Dunklen fast:
Doch kürz' ich mir den Weg durch hundert schöne Lieder.

Die nasse Läng in dieser öden Flur
Beschämt die Blumentrift der allerschönsten Auen.
Durch die eil' ich nach meiner Schönen Spur:
Ihr Wiesen! eitler Stolz! euch werd' ich nicht mehr schauen.

Ein Augenblick, da ich nicht bey ihr bin,
Bringt Glut und Ungeduld in meiner Brust zusammen.
Mein Rennthier, fleuch! fleuch, wie der Wind dahin!
Beflügle deinen Fuß mit meiner Sehnsucht Flammen.

Die ganze Müh wird dann sehr wohl bezahlt.
Du selber solst erstaunt vor meiner Schönen stehen,
Sollst jeden Reiz, wovon ihr Antlitz stralt,
Ihr kunstlos Artigseyn, und muntres Wesen sehen.

Doch seht! sie schwimmt bereits voll Anmuth dort,
Und theilt mit zarter Hand das Naß der stolzen Fluthen:
Der Wellen Kraft trägt ihre Glieder fort:
Ach wann! ach wann! darf ich dies seltne Glück vermuthen!

Je mehr du eilst, du neiderfüllter Fluß,
Sie vor dem heissen Blick des Buhlers zu verstecken,
Je klärer wird dein Naß von ihrem Kuß,
Und läßt das lose Kind, wie schön es ist, entdecken.

Das andre ist ein Liebeslied eines wilden Cannibalen, das Montagne *) anführt. So lautet es: "Schlange, warte! warte, Schlange! damit "mir meine Schwester nach der Zeichnung deiner "Haut ein schönes Band für meine Liebste machen "kann. So mag deine Schönheit und deine Bil-"dung der Schönheit aller andern Schlangen vor-"gezogen werden." Wo ist in diesem Liede eine Spur der Barbarey zu finden? Wie schön schimmert nicht allenthalben die Scene durch, wo es gesungen wird, ich meine, das Land, das an grossen und buntfarbigen Schlangen reich ist! Unser unsterblicher Kleist hat es vortreflich versificirt.

Verweile! schöne Schlange,
Verweile! Meine Schwester
Soll in ein Band von Golde
Dein Bild für Isen wirken,
Für Isen, meine Freundinn.
Alsdann wird deine Schönheit
Vor allen andern Schlangen
Der Welt gepriesen werden.

*) im ersten Theile seiner Versuche S. 385.

* * *

Regi-

Register
der vornehmsten Sachen.

A.

Aberglaube kann den Künsten nützlich seyn. 285
Aegyptier, warum sie sich auf die Geometrie gelegt haben. 206
Apollonius ein griechischer Maler. 160
d'Argens, seine histoire de l'esprit humain wird beurtheilt. 175
Asien, warum dessen Einwohner weichlich sind. 202
Assyrer, warum sie sich auf die Sternkunde gelegt. 205
Athen, warum es lebhafte und fähige Einwohner hat. 201

B.

Bagdad, eine Akademie daselbst. 171
Bedürfnisse, deren Einfluß auf die Cultur des menschlichen Verstandes. 213
Belesenheit, Abhandlung davon 122. ihr Einfluß auf die Verwaltung der Geschäfte. 129 f. etwas von der Geschichte derselben. 131 ihr Einfluß in die Wiederherstellung der Wissenschaften. 142 f.
Belohnungen, können keine Genies erzeugen. 61 können der Litteratur schädlich werden. 61
Beyspiel, dessen Einfluß auf den Verstand. 266
Bodmer hat die Lieder der Minnesinger herausgegeben. 316
Böotien, warum es gröstentheils ungeschickte Einwohner gehabt. 200
Busquetto da Dalichio, ein griechischer Architect 161

C.

Cäsar, warum er gegen seine Feinde so viel Sanftmuth blicken lassen. 9. 10
Charakter eines Volks wirkt auf dessen Sprache. 233
Ciceromastix, ein Buch des Licinius. 102
Cicero urtheilt nicht günstig von den Werken der Kunst. 51. ob er ruhmredig gewesen 102. u. f. warum er sich selbst gelobt 109. f. sein Schreiben an den Luccejus. 118 f.
Cimabue, sein Verdienst um die Malerey. 159
Clima, das deutsche, verbessert sich unter den schwäbischen Kaysern. 163
Clima, dessen Einfluß auf die Bildung des menschlichen Geistes 195. was dazu gehört 195. es wirkt auf den Körper und dessen Bildung 196 u. f. auf die Sitten und Denkungsart 199 - 204. auf die Sprache 204. auf die Erfindungen 205. auf die Staatsverfassung 208 u. f.
Clima thut nicht zu allen Zeiten einerley Wirkung 209 kann grosse Veränderungen leiden 209 u. f.
Corte de Amor, was darunter zu verstehen 166
Curtius M. warum er sich in einen ofnen Schlund zu Rom gestürzt 8

D.

Demetrius Poliorcetes 248
Despotismus ist der Gelehrsamkeit sehr nachtheilig 226 259
Dichter, provenzalische, wer davon geschrieben 165. wie sie sonst genannt werden 166. Namen ihrer Gedichte 167. ihre Sprache 168 Anm.
Dichtkunst wird durch die Kreuzzüge befördert 162 f.
Dichtkunst schwäbische, warum sie wieder in Verfall gerathen 170
Dubos 179. räumt dem Clima zu viel ein 179. 196

E.

Eigennutz hat die Reformation befördern helfen 308
Einbildungskraft der Morgenländer, warum sie so feurig ist 194

Erfahrung, wie viel sie zur Ausbreitung der menschlichen Einsichten beyträgt 276 = 279
Erfindungskraft 192
Erfindungen, auf einige haben die Menschen sehr früh, auf andre aber spät kommen können 192
= = Einfluß des Clima auf dieselben 205. haben einen Einfluß auf die Sprachen 237
Erkenntnißvermögen des Menschen 188
Erziehung, wie vielfach sie ist 257. ihr Einfluß auf die Bildung des Verstandes 257 f.
Erziehungsart der Lacedämonier 260. der Athenienser 261. der Römer 262

F.

Fabricius, ein Römer, mit welcher Gesinnung er die vom Pyrrhus angebotnen Schätze ausgeschlagen 7
Ferguson, Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft wird beurtheilt 177
Flögel wird gerühmt 178
Fraguier, eine Anecdote von ihm 135

G.

Genius seculi 270
Geschichte der Belesenheit 131 f.
= = des menschlichen Verstandes wird erklärt 175 u. f. s. auch Ursachen
Geschmack, der herrschende, dessen Einfluß auf die Cultur gewisser Studien 270
Gewohnheit, ihr Einfluß auf die Litteratur 274 f.
Gothische Geschmack ist nicht so schlecht, als man glaubt 161
Griechenland das heutige, warum es von dem alten so sehr unterschieden 209
= = wie sehr daselbst ehedem der Gelehrte und der Künstler geschätzt worden 247 f.

H.

Handlung ist der Beförderung der Künste vortheilhaft S. 156. 287 f.

Helvetius will die Cultur des menschlichen Verstandes blos aus moralischen Ursachen erklären 179. läugnet den Einfluß des Clima 196
Himmelsstrich s. Clima.
Homer, Character seines Zeitalters 89

J.

Irrthum befördert die Einsichten der Menschen 284 f.
Iselin, seine Geschichte der Menschheit wird gelobt 176
Justinus wird beurtheilt. 48

K.

Kayser, schwäbische, machen sich um die Dichtkunst verdient 164
Kirche, römische, deren Zustand zur Zeit der Reformation 310
Körper, dessen Einfluß auf die Seele 193 u. f.
Kreuzzüge, vielerley Arten derselben 150. sie befördern die mechanischen Künste 153. die Handlung 153. die Malerey 157. die Baukunst 161. die Dichtkunst 162. u. f. 169. die Geographie 170
Krieg, sein Einfluß auf die Litteratur 96. 145. u. f. 289
Künste sind eher entstanden, als die Wissenschaften 291 haben eher ihre Vollkommenheit erreicht als die Wissenschaften 292
= = ihr Verfall unter den Römern 53
= = die schönen, wenn sie zuerst entstanden 216. die mechanischen veranlaßt der Mangel 214. die mechanischen sind älter, als die schönen 293

L.

Laster geben oft eine Gelegenheit zum Guten 299
Leidenschaften sind dem Menschen unentbehrlich 238
Leo X. dessen Character 301
Lesen der Alten kann verschieden seyn 63. ob es an den Mangel der Originalscribenten Schuld sey 70. u. f. ob es uns an der Erforschung unsrer selbst hindre und mit Vorurtheilen erfülle 76 u. f.

Lied eines Lappländers 357
= eines Cannibalen 358
Litteratur der Römer, ihr Anfang, 35. kömmt der griechischen Litteratur nicht gleich, weder in Ansehung der Philosophie 38 = = 42. noch der Beredsamkeit 42. noch der Dichtkunst 44 = = 47. und Geschichte 47 u. f.
Loben, sich selbst, ist in einigen Fällen Pflicht 106 f.
Luther, dessen Fehler 304 u. f.

M.

Maler, römische 50 u. f.
Malerey, wie weit es die Römer darin gebracht haben 50 u. f.
Malerkunst wird durch die Kreuzzüge befördert 157
Maneß, Rüdger, wer es gewesen 316
Mangel, was er zur Ausbildung des menschlichen Verstandes beygetragen 213
Meistersänger, Nachricht von ihnen 350 u. f.
Minne, Bedeutung dieses Worts 321 f.
Minnesinger, warum sie so heißen, 163. 319. ihre Uebereinstimmung mit den Provenzalen 167 u. f. Ursachen ihres Verfalls 320
= Abhandlung von ihnen 315 ff. sie haben nicht blos von der Liebe gesungen 323. von ihrer Sprache und deren Wohlklang 326 ff. von der Artigkeit und Unschuld ihrer Sitten 335 ff.
Mode, ihr Einfluß auf die schönen Künste 274 f.
Monarchische Staatsverfassung, wie vortheilhaft sie der Ausbreitung der Gelehrsamkeit ist 222
Montesquieu räumt dem Clima zu viel ein 196
Mummius, warum er sich bey der Eroberung Corinths uneigennützig bewiesen 9
Musik, wie sie entstanden 241 f.
Musivische Gemälde 159

N.

Nachahmung der Alten 66
= = der Trieb dazu hat viele Erfindungen erzeugt 243. ff.
Nachahmungssucht, 268 u. f.
Nördliche Länder, warum sie kriegerische und muthige Bewohner haben 202

O.

Originalgenie, was es sey 71
Originalgenies, wir brauchen nicht, viele zu haben 60
Originalgenie, das poetische, warum es sich so frühzeitig in seiner ganzen Stärke gezeigt hat 88 u. f. 91
Originalschriftsteller, ob das Lesen der Alten an dem Mangel derselben Schuld sey, 56 u. f. es kan nur wenig derselben geben 58
Oßian, Character seiner Zeiten 90 95
Ostergelächter 306

P.

Pastelmalerey, warum sie in England ihr Glück nicht gemacht hat 207
Philipp, dessen Schreiben an Aristoteles 248
Philosophie, was für mancherley Gestalten sie von Zeit zu Zeit gehabt 272 f.
Phönicier haben die Schiffahrt erfunden, und warum 206

R.

Reformation, durch menschliche Schwachheiten und Fehler befördert 298. ff. ob sie ein blos menschliches Werk ist 312
Reisen, Nutzen derselben 264
Religion, was für einen Einfluß sie auf die Sprache habe 236. ihr Einfluß auf die Cultur des menschlichen Verstandes 252. auf die Dichtkunst 255. auf die Künste 256

Republikanische Verfassung ist der Cultur des Verstandes günstig 224
Römer, Triebfedern ihrer Tugend, 6. ihre Litteratur, s. Litteratur. Beurtheilung ihrer Vaterlandsliebe 12. 13. ihre Laster 14. 15. ihre Triumphe haben etwas grausames und unedles gehabt 17 : : 23 ihre Fechterspiele waren verabscheuungswürdig und lassen sich nicht entschuldigen 23 : : 29. ihre Staatskunst 29 u. f.
Rouquet wird widerlegt 156
Ruhm, die Begierde darnach hat die Einsichten der Menschen sehr befördern helfen 246 ff.

S.

Schauspiele, wie sie entstanden 243
Scherz, erklärt Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger 317
Seidenfabriken, werden zur Zeit der Kreuzzüge zuerst in Italien und Sicilien bekannt 155
Selbstlob ist bisweilen pflichtmäßig 106
Sitten eines Volks wirken auf dessen Sprache 234 u. f.
Sparta, warum daselbst die Gelehrsamkeit wenig geschätzt worden 224
Sprache, Einfluß des Clima auf dieselben 204. ihr Einfluß auf die Cultur und Meinungen eines Volks 227. 231
Staatsverfassung, Einfluß des Clima auf dieselbe 208 wie viel sie zur Bildung des menschlichen Verstandes beygetragen 217. f. welche der Gelehrsamkeit am vortheilhaftesten ist 221 u. f.
Süden, warum es daselbst träge Einwohner giebt 201

T.

Taffi, ein Mahler 160
Tenzones, was sie bedeuten 166
Troubadours, wer so genannt worden 166

Um-

U

Umgang mit Gelehrten 265
Ursachen der nach und nach geschehnen Entwickelung des menschlichen Verstandes, natürliche 180 u. f. 188. moralische 181. 217

V.

Vellejus Paterculus wird beurtheilt 48
Veranlassungen zur Cultur des menschlichen Verstandes 180
Verbindung, gesellschaftliche, wie sie unter den Menschen entstanden 217
Vergnügen ist die Quelle vieler Erfindungen 241
Vorurtheile haben einen Einfluß auf die Sprachen 237

W.

Wanderungen der Wissenschaften 297
Wißbegierde ist ein mächtiger Antrieb zur Cultur des menschlichen Verstandes 239 f.

Y.

Young, seine Meinung von dem Mangel der Originalscribenten 56. 75

Z.

Zambaldi wird getadelt 178
Zeno, ihm wird ein Mausoläum errichtet 248
Zufall, dessen Einfluß auf die Erfindungen 280. f. was darunter zu verstehen sey 280
Zweifel trägt zur Erweiterung der menschlichen Kenntnisse etwas bey 284

* * *

Bayerische Staatsbibliothek München

Nachstehende Fehler, die sich wegen der Entfernung des Verfassers von dem Orte des Drucks eingeschlichen haben, wolle der Leser verbessern.

Seite 44. Zeile 23. hervorstehenden lies hervorstechenden.

S. 45. Z. 22. dem l. den.

S. 68. Z. 8. mühsamen l. mühsam.

S. 90. Z. 10. von unten l. Macpherson

S. 93. Z. 7. von unten l. einen

S. 97. Z. 5. von unten l. an statt ihn es

S. 125. Z. 3. von unten l. συνταξιν

S. 127. Z. 5. der Anm. l. antiquitas

S. 131. Z. 3. von unten l. Timomachus

S. 137. Z. 15. l. die Classe

S. 138. Z. 3. von unten l. Iselin

S. 139. Z. 1. l. Latiums

= = Z. 8. l. Liskows

S. 148. Z. 18. l. Antonius

S. 166. Z. 13. l. Troubadours

S. 167. Z. 19. Gesinnungen l. Gesängen

Seite

Selte 190. Z. 5. von unten, die l. den

S. 190 in der untersten Zeile muß es heißen: würden sie nie.

S. 233. in der letzten Zeile muß gelesen werden: Κορινθω.

S. 246. in der Anmerkung, muß dissimulandum stehen.

S. 264. Z. 17. Muse lies Muße.

S. 281. Z. 15. l. gleichsam.

= = Z. 30. lies ausbreitenden und im verborgenen.

S. 289. Z. 7. l. Veranlassung.

S. 302. Z. 2. von unten lies der vom Pabstthum.

Die nicht bemerkten Druckfehler werden die Leser mir nicht zurechnen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rambach, Johann Jakob,

Vermischte Abhandlungen

Halle 1771

Opp. 546
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604451-0
VD18 14620030-001